

HEIMATBUCH

DES
KREISES ST. WENDEL

1948

K.

hek

Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1948

*

Ein Volksbuch
für heimatliche Geschichtsforschung
Volkskunde, Kunst, Literatur, Kulturwissenschaft
Kulturschutz und Denkmalspflege
Statistik und Volkshumor

Herausgegeben von der Kreisverwaltung St. Wendel

3000 Stück gedruckt und gebunden von Buch- u. Druckhaus J. Roth, St. Wendel

1. Jahrgang

Preis 70.- Frs.

Grußwort

Der Turnverein 1861 St. Wendel e. V. hat den Nachdruck des Heimatbuches 1948 des Landkreises St. Wendel übernommen. Die Heimatbücher berichten jeweils über Wissenswertes aus der Vergangenheit und der Gegenwart. Sie vertiefen die Kenntnis unserer Bürger über ihre Geschichte und die Wurzeln heimatlicher Kultur. Sie haben immer großes Interesse gefunden. Da die älteren Jahrgänge der Heimatbücher unseres Landkreises inzwischen vergriffen sind, freut es mich besonders, daß der Nachdruck eines Jahrganges durch den Turnverein 1861 möglich gemacht wird.

Als Landrat des Kreises St. Wendel freue ich mich besonders über dieses Interesse unserer Bürger.

Dem Turnverein 1861 St. Wendel e. V. danke ich für seine Mühe und wünsche den Lesern viel Freude und Kurzweil.

St. Wendel, im Oktober 1982

Dr. Marner
Landrat

Erschienen im Verlag der TURNERPOST, Vereinszeitung des TV 1861 St. Wendel e. V.
Unveränderter Faksimile-Nachdruck des Textteiles der 1. Ausgabe aus dem Jahre 1948,
herausgegeben von der Kreisverwaltung St. Wendel 1982.

Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1948

GELEITWORT

Die Heimat ist eines der höchsten Güter des Menschen; seine Liebe zur Heimat ist eine der zartesten und empfindsamsten Lebensäußerungen. Dieses Buch soll künden von der Heimat, soll werben für die Heimat und soll den Menschen, die da wohnen, ihre eigene Heimat näherbringen. Durchdrungen von der Liebe zur Heimat, die meine Geburtsheimat ist, habe ich den Plan gefaßt, jedes Jahr ein Heimatbuch herauszugeben, das über die Schönheiten der Dörfer und Städte, der Fluren und Wälder, der Täler und Höhen des Kreises St. Wendel erzählen soll. Es soll singen ein Lied von den rauschenden Wäldern, von den blühenden Wiesen, den anmutigen Tälern und den erhabenen Bergen; es soll erinnern an die große geschichtliche Vergangenheit unseres Kreises und soll den Kindern erzählen von dem Werken und Weben ihrer Vorfahren und ihnen einen Begriff vermitteln von der Größe und der Schönheit des St. Wendeler Landes. Königssöhne und Kirchenfürsten haben die alten Schulen des Kreises St. Wendel besucht, Einsiedler haben hier gebetet, und Bauern und Handwerker haben in den Jahrhunderten einer großen Vergangenheit wie heute in fleißiger Arbeit ihr tägliches Brot verdient.

Wenn die Kreisverwaltung es unternimmt, ein solches Heimatbuch herauszugeben, dann soll dieses Unterfangen bezeugen, daß die Verwaltung den Willen hat, mit der Bevölkerung in der schönen Heimat zusammenzuleben und zusammenzuarbeiten, auf daß aus der gemeinsamen Arbeit ein gegenseitiges Verstehen erwachse und wie die klangvollen Töne von schwingenden Akkorden sich zu einer großen Harmonie vereine.

Singe, o Buch, von der Schönheit der Heimat, von der Anmut des St. Wendeler Landes, von den raunenden Tannen und Föhren der Nonnweiler Gegend, von dem Land um Türkismühle und Nohfelden, gruppiert um den verträumten Bergfried in Nohfelden, von den Heiderücken

Veröffentlichung mit Genehmigung
des Informationsamtes des Saarlandes vom 11. August 1948

Nachdruck, Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
des Herausgebers gestattet

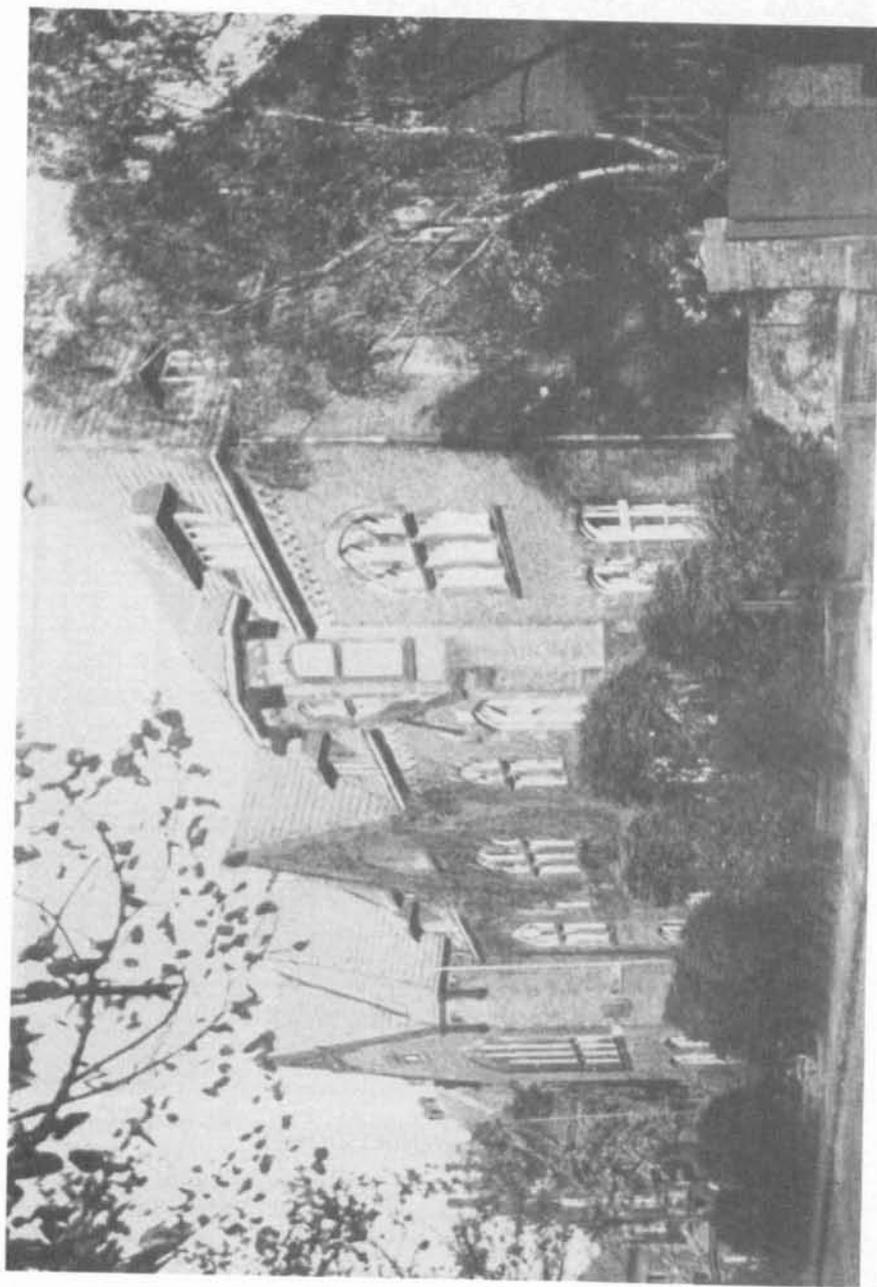
Erschienen im Oktober 1948

des Namberner und Freisener Landes, von der munteren Schönheit des Osterbaches und seines Tales, von der Majestät des Schaumberges und der alten, ehrwürdigen Benediktinerabtei in Tholey, von den Fluren und Wäldern von Marpingen und Urexweiler. Möge dieses Buch in allen, die es lesen, einen warmen Widerhall finden und lösen und fördern die Liebe zur Heimat, aus der erwachsen möge die achtende Liebe von Mensch zu Mensch.

Herzlichen Dank sei Herrn Kreissyndikus Schmidt und Herrn Sparkasseninspektor Schmitt gesagt für ihre unermüdliche Arbeit bei der Zusammenstellung des Buches. Nicht minder sei gedankt Herrn Seminarlehrer Josef Klein, der in sinnvoller Weise die Umschlagzeichnung und einige weitere Beiträge zu diesem Jahrbuch lieferte.

Dieses Buch ist entstanden aus der Heimat, es soll erzählen von der Heimat und werben für die Heimat im Land und Kreis St. Wendel.

Dr. Schütz, Landrat.



LANDRATSAMT ST. WENDEL



INNERES DES WENDELSDOMES

DER KREIS ST. WENDEL

Seine Verwaltung in drei Nachkriegsjahren.

Von Kreis Syndikus Walter Schmidt

In einer Demokratie hat jeder Bürger das Recht, sich in irgendeiner Weise an der Lenkung der öffentlichen Geschicke des Gemeinwesens zu beteiligen. Diesem Recht des Mitregierens und Mitbestimmens steht aber die Pflicht gegenüber, sich über alle Dinge im öffentlichen Leben zu unterrichten und sich aus ihrer Kenntnis ein eigenes Urteil zu bilden. Jeder, der heute ein verantwortliches Wort mitreden will, muß die geschichtliche Entwicklung unserer heutigen Verhältnisse kennen, muß wissen, welche Ideen diese Entwicklung maßgeblich beeinflußt haben, muß ferner die heutigen geistigen Strömungen zu ergründen und zu begreifen suchen und muß sich nicht zuletzt auch mit den Aufgaben und der geleisteten praktischen Arbeit der Verwaltung vertraut machen, deren Beamte und Angestellte sich ständig bemühen und in der Vergangenheit ernstlich bemüht haben, dem Wohle der gesamten Bürgerschaft zu dienen. Erst wenn ein jeder neben seinem Bestreben, mitzuregieren und mitzubestimmen, sich dieser Verantwortung und Pflicht bewußt ist und ihr nachkommt, wird er sich in den Stand setzen, praktische und erfolgreiche Arbeit im Interesse des Gemeinwohles zu leisten. Um aber einem jeden Kreiseingesessenen einen Einblick in das vielgestaltige Aufgabengebiet der Verwaltung zu ermöglichen, soll zu Beginn des nunmehr alljährlich erscheinenden Heimatbuches jeweils ein kurzer, zusammenfassender Ueberblick über die Verwaltungstätigkeit des verflossenen Jahres unter Angabe der notwendigen Tatsachen und des erforderlichen Zahlenmaterials gegeben werden.

Die vorliegende Darstellung, welche die Zeit vom Zusammenbruch im Jahre 1945 bis Anfang des Jahres 1948 umfaßt, weist freilich noch mancherlei Lücken auf. Die Ursache hierfür liegt insbesondere in der durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse bedingten Unvollständigkeit und verschiedenartigen Beschaffenheit des zur Verfügung stehenden Materials. Ungeachtet dieser Mängel dürfte dennoch durch die nachfolgende Darstellung eine Einsicht in die Verhältnisse des Kreises möglich gemacht sein.

Das Kreisgebiet hat seit Kriegsende erhebliche Veränderungen erfahren. Im Jahre 1945 umfaßte der Landkreis St. Wendel eine Fläche von 162,72 qkm mit 26 politischen Gemeinden. Er war gegliedert in vier Verwaltungsbezirke: Stadt St. Wendel (13,52 qkm) und die Amtsbürgermeistereien Alweiler (69,04 qkm — 8 Gemeinden), Namborn (27,94 qkm — 9 Gemeinden) und St. Wendel-Land (52,22 qkm — 8 Gemeinden). Die Aemter St. Wendel-Land und Namborn waren in

Personalunion vereinigt. Die Sitze sämtlicher Verwaltungen befanden sich in St. Wendel.

Einen wesentlichen Gebietszuwachs brachte die in den Jahren 1946 und 1947 erfolgte Neuorganisation des Saarlandes und des Landes Rheinland-Pfalz. Im Zuge dieser Maßnahme wurden in den Kreis eingegliedert: Am 20. 7. 1946 aus dem Kreise Birkenfeld die Gemeinden Bosen, Eckelhausen, Eisen, Eiweiler, Gehweiler, Gonneseweiler, Grügelborn, Hirstein, Leitersweiler, Mosberg-Richweiler, Neunkirchen/Nahe, Reitscheid, Schwarzenbach, Selbach, Sötern, Steinberg-Deckenhardt, Türkismühle und Walhausen; am 1. 10. 1946 aus dem Kreise Ottweiler das Amt Tholey mit den Gemeinden Bergweiler, Hasborn-Dautweiler, Lindscheid, Neipel, Scheuern, Sotzweiler, Theley, Tholey und Ueberroth-Niederhofen; ferner aus dem Kreise Wadern (vorher Kreis Trier-Land) das Amt Nonnweiler mit den Gemeinden Bierfeld, Braunshausen, Buweiler-Rathen, Kastel, Kostenbach, Nonnweiler, Otzenhausen, Primstal und Sitzerath; am 24. 6. 1947 aus dem Kreise Birkenfeld die Gemeinden Asweiler-Eitzweiler, Freisen, Happersweiler, Nohfelden, Oberkirchen, Schwarzerden und Wolfersweiler sowie aus dem Kreise Kusel die Gemeinden Bubach, Hoof, Marth, Niederkirchen, Osterbrücken und Saal. Außerdem wurde der im Lande Rheinland-Pfalz gelegene Königlicher Hof der Gemeinde Marth angeschlossen. Der Gebietszuwachs beläuft sich auf insgesamt 324,92 qkm. Eine Verminderung des Kreisgebietes um 8,27 qkm ist durch das am 1. 10. 1946 erfolgte Ausscheiden der Gemeinden Steinbach und Wetschhausen eingetreten, die als selbständige Gemeinde in den Kreis Ottweiler eingegliedert wurden. Der Gesamtflächeninhalt des Kreises beträgt heute 479,37 qkm.

Von der Gesamtfläche werden rund 29 000 ha landwirtschaftlich genutzt, während der Waldbestand 25% der Gesamtfläche beträgt. Im Gemeindeeigentum stehen 1 373,73 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche, 4 155,17 ha Wald und 1 610,75 ha sonstige Flächen.

Die Gebietserweiterung machte eine politische Neuerteilung des Kreises notwendig. Nachdem die im Kriege in einem Amt zusammengefaßten drei Bezirke Alsweiler, Namborn und St. Wendel-Land nach der Besetzung des Kreisgebietes durch Verfügung der Militärregierung wieder in zwei Ämter, nämlich Alsweiler einerseits und Namborn—St. Wendel-Land andererseits, getrennt worden waren, wurden im Mai 1947 die Verwaltungsbezirke Alsweiler und St. Wendel-Land unter Einbeziehung von drei weiteren Gemeinden des Verwaltungsbezirkes Namborn (Baltersweiler, Leitersweiler, Urweiler) in dem neugeschaffenen Verwaltungsbezirk St. Wendel-Land mit dem Sitz in St. Wendel zusammengeschlossen. Zur gleichen Zeit verlegte der Verwaltungsbezirk Namborn, dem nach Ausgliederung der drei an St. Wendel-Land gefallen Gemeinden die Gemeinde Hirstein eingegliedert wurde, seinen Sitz von St. Wendel nach Namborn. Einen weiteren Zuwachs erhielt

der Verwaltungsbezirk St. Wendel-Land durch die Eingliederung der Gemeinden Happersweiler, Oberkirchen und Schwarzerden. Die früher zum Kreise Kusel gehörenden Gemeinden bilden einen eigenen Bürgermeistereiverband mit dem Sitz in Niederkirchen. Der Verwaltungsbezirk Tholey ist in seinem ehemaligen Umfange bestehen geblieben; ebenso haben sich die Grenzen des Verwaltungsbezirkes Nonnweiler nicht geändert. Zum Verwaltungsbezirk Türkismühle, der im Juli 1946 aus den aus dem Kreise Birkenfeld ausgegliederten Gemeinden Bosen, Eckelhausen, Eisen, Eiweiler, Gonneseweiler, Hirstein, Mosberg-Richweiler, Neunkirchen, Schwarzerden, Selbach, Sötern, Steinberg-Deckenhardt, Türkismühle und Walhausen gebildet worden war, traten im Juni 1947 die Gemeinden Asweiler-Eitzweiler, Freisen, Nohfelden und Wolfersweiler hinzu, während die Gemeinde Hirstein zugunsten des Verwaltungsbezirkes Namborn ausgegliedert wurde. Der Amtssitz des neuen Verwaltungsbezirkes Türkismühle war zunächst Gonneseweiler. Nach Angliederung der Gemeinde Nohfelden wurde er nach dort verlegt.

Zwischenzeitlich bestand in Oberkirchen für die Gemeinden Happersweiler, Oberkirchen und Schwarzerden eine Außenstelle des Verwaltungsbezirkes St. Wendel-Land und in Freisen für die Gemeinde Freisen eine Außenstelle des Verwaltungsbezirkes Türkismühle, denen bestimmte Teilaufgaben (Ernährung und Wirtschaft, Besatzungs- und Requisitionsangelegenheiten, Wohnungswesen, Standesamtswesen) zur selbständigen Erledigung übertragen waren. In Freisen bestand außerdem noch bis 31. 3. 1948 die Abwicklungsstelle der Amtskasse des aufgelösten Amtsverbandes Freisen. Seit dem 1. 5. 1948 sind die Außenstellen weggefallen. Lediglich die Standesämter sind dort für die vorgenannten Gemeinden verblieben. Im übrigen decken sich die Standesamtsbezirke mit den Verwaltungsbezirken. Eigene Standesämter haben außer den obengenannten Gemeinden die Gemeinden Marpingen, Urexweiler und Scheuern.

Ueber den Stand der heutigen politischen Einteilung vermittelt nachstehende Tabelle einen Ueberblick:

Verwaltungsbezirk	Fläche in qkm	Anzahl der Gemeinden	Sitz der Verwaltung
Namborn	31,18	11	Namborn
Niederkirchen	25,09	6	Niederkirchen
Nonnweiler	70,22	9	Nonnweiler
St. Wendel-Land	148,11	20	St. Wendel
St. Wendel-Stadt	13,52	1	St. Wendel
Tholey	54,72	9	Tholey
Türkismühle	136,53	17	Nohfelden
Kreis St. Wendel	479,37	73	St. Wendel

Mit der gebietsmäßigen Vergrößerung des Kreisgebietes wuchs auch die Einwohnerzahl. Während aber der gebietsmäßige Zuwachs 66% der Gesamtfläche ausmacht, beträgt der Bevölkerungszuwachs nur 49%. Dies ist auf die weniger dichte Besiedlung der neuinzugekommenen, durchaus ländlichen Charakter tragenden Gebietsteile zurückzuführen. So entfielen vor der Gebietserweiterung auf 1 qkm 229 Einwohner, während heute auf 1 qkm nur mehr 159 Personen kommen.

Ein Ansteigen der Bevölkerungsziffer bewirkten auch die durch die Wohnungszwangswirtschaft bedingten Evakuierungen aus den zu Brennpunkten des Wohnungsbedarfs erklärten Gemeinden in die ländlichen Gegenden wie auch der Zugang einer nicht geringen Zahl von Rückwanderern. Die Zahl dieser Personen beläuft sich auf ca. 4000. Das Anwachsen der Bevölkerung seit dem Jahre 1939 ist aus folgender Uebersicht zu ersehen:

Verwaltungsbezirk	am 17. 5. 39	Wohnbevölkerung am 29. 10. 46					am 1. 4. 48
		insges.	männl.	weibl.	kath.	evgl.	
Namborn	5.301	5.727	2.618	3.109	4.596	884	5.928
Niederkirchen	2.831	2.908	1.380	1.528	241	2.693	3.027
Nonnweiler	6.800	6.992	3.152	3.840	6.787	99	7.134
St. Wendel-Land	25.074	26.988	12.490	14.498	21.600	3.924	27.583
St. Wendel-Stadt	9.673	9.408	4.173	5.235	7.721	1.292	10.033
Tholey	8.020	8.776	3.987	4.789	8.268	257	8.966
Türkismühle	12.170	12.493	5.657	6.836	6.767	5.424	12.909
Kreis St. Wendel	69.869	73.292	33.457	39.835	55.980	14.573	75.580

Der Kreis St. Wendel hat trotz der Nähe des Industriegebietes seinen ländlichen Charakter bewahrt. Die vorhandene Industrie ist unbedeutend. Der überwiegende Teil der Bevölkerung ist im Bergbau und auf den Hütten beschäftigt. Jedoch bewirtschaften diese Berg- und Hüttenarbeiter meist noch einen kleinen Grundbesitz und bleiben so stets mit der Heimat und Scholle verwurzelt. Wenn vor der Kreis-erweiterung ein eigentlicher Bauernstand nur selten mehr angetroffen wurde, so ist nach Eingliederung der großen ländlichen Bezirke die ackerbautreibende Bevölkerung wieder mehr in den Vordergrund getreten. In der Stadt St. Wendel überwiegen die Handel- und Gewerbetreibenden sowie die Beamten und Angestellten.

Eine erfreuliche Tatsache ist das stetige Ansteigen der Geburten. Dabei kann die interessante Feststellung gemacht werden, daß die Zahl der Knaben die der Mädchen bei weitem übersteigt. Es ist zu hoffen, daß so das zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung allmählich ausgeglichen wird. Im Gegensatz zu der steigenden Geburtenzahl ist seit 1945 die Zahl der Sterbefälle im Sinken begriffen. Bedingt durch die Rückkehr der Kriegsgefan-

genen, die verbesserten Lebensverhältnisse und einige andere Faktoren steigt die Zahl der Eheschließungen ständig.

Verwaltungs- bezirk	Eheschließungen			Geburten			Sterbefälle		
	1945	1946	1947	1945	1946	1947	1945	1946	1947
Namborn	25	37	83	86	53	86	110	90	60
Niederkirchen	14	45	44	38	31	59	34	22	24
Nonnweiler	22	39	76	70	65	63	118	93	81
St. Wendel-Land	84	244	311	300	299	357	422	415	289
St. Wendel-Stadt	33	66	102	173	268	290	507	335	228
Tholey	39	47	96	109	115	126	181	144	120
Türkismühle	54	91	156	123	145	167	174	189	130
Kreis St. Wendel	271	569	868	899	976	1.148	1.546	1.288	932

Von den Kreiseingesessenen standen als Soldaten usw. 15 749 im aktiven Kriegseinsatz. Davon sind 2 664 an der Front gefallen oder in Kriegsgefangenschaft verstorben. In Kriegsgefangenschaft befinden sich noch 1 123 Personen, während 1 494 Personen vermißt sind. 570 Soldaten kehrten schwerbeschädigt aus dem Kriege zurück. In der Heimat sind 473 Zivilpersonen das Opfer von Kriegseinwirkungen geworden.

Bei den Kämpfen am 18. und 19. März 1945 fielen auf dem Kreisgebiet 128 deutsche und 9 alliierte Soldaten.

Auf den Friedhöfen des Kreises ruhen als Opfer des Krieges 1939/1945 700 deutsche Soldaten, 78 alliierte Soldaten und 208 Kriegsgefangene und Fremdarbeiter.

Nach dem Zusammenbruch und der Besetzung des Kreisgebietes durch amerikanische Truppen am 18./19. März 1945 hörte zunächst jede Verwaltungstätigkeit auf. Seitens der amerikanischen Militärregierung wurde ein Kommandant (Capitän Jacobs vom 19. 3. 1945 bis 10. 7. 1945) eingesetzt, der alle und somit auch die zivilen Befugnisse ausübte. Er hatte seinen Sitz in St. Wendel, verlegte diesen aber bald schon nach Ottweiler, dem Sitz der beiden Kreisverwaltungen Ottweiler und St. Wendel. In der ersten Julihälfte 1945 rückten die amerikanischen Truppen ab, und es folgte die französische Besetzung. Erst mit der Wiedereinrichtung der Kreisverwaltung in St. Wendel erhielt St. Wendel eine eigene Kreiskommandantur. Als Kommandanten fungierten Cpt. Lindauer, Cpt. Simonot und Cpt. Tersac.

Als erste zivile Dienststelle innerhalb des Kreises nahm die Stadtverwaltung ihre Tätigkeit wieder auf. Es folgten ihr die Amtsbürgermeistereien und schließlich auch die Kreisverwaltung.

Die Kreisverwaltung, die seit dem Jahre 1834 ihren Sitz in St. Wendel hatte, war am 1. 4. 1943 mit derjenigen von Ottweiler vereinigt worden. Damit hatte einmal die Stadt St. Wendel ihre Eigenschaft als Verwaltungszentrum verloren, und zum anderen hatte der Kreis St. Wendel durch die Wegnahme seines Verwaltungszentrums de facto

aufgehört zu bestehen. Wenn auch die Zusammenlegung mit Ottweiler zunächst nur die durch den Krieg erforderlich gewordene Einsparung von Personal bezweckte, so war doch nicht abzusehen, ob dieser Zustand ein dauernder werden sollte.

Diese Befürchtung entfiel, als nach Beendigung des Krieges den auf die Wünsche und Interessen der Kreisbevölkerung gestützten Bestrebungen, die Kreisverwaltung wieder an ihren alten Sitz zu verlegen, der Erfolg nicht versagt blieb. Zwar wurde zunächst noch der Kreis von Ottweiler aus verwaltet; aber schon kurz nach der Besetzung begann man damit, eine Dienststelle nach der anderen aus der Kreisverwaltung Ottweiler herauszulösen und nach St. Wendel zu verlegen. Am 1. September 1945 war die Rückführung im wesentlichen abgeschlossen. Was die Kreisverwaltung an ihrem ehemaligen Sitz vorfand, waren Verwüstung und Trümmer. Ihr eigenes Verwaltungsgebäude, das Kreisbauamt und Gesundheitsamt, teilweise völlig zerstört, hatten Schäden erlitten, die zu beseitigen in der damaligen Zeit schier unmöglich schien. Auch an den übrigen Verwaltungsgebäuden war der Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Das Gebäude des Amtes St. Wendel-Land war dem Erdboden gleichgemacht, in dem Gebäude des Amtes Alsweiler lagen amerikanische Truppen und auch die Gebäude der später in den Kreis eingegliederten Ämter Tholey und Nonnweiler hatte der Krieg nicht verschont. Die Büroeinrichtungen, das Aktenmaterial, die Büchereien und Archive waren durch die häufigen im Kriege durchgeführten Umzüge zum größten Teil in Verlust geraten, zerstört oder unbrauchbar geworden.

Mit bescheidenen Mitteln und unter schwierigen Umständen richtete sich die Kreisverwaltung zunächst in der Landwirtschaftsschule ein. Gleichzeitig begann man aber auch mit der Instandsetzung des Kreisgebäudes in der Mommstraße. Die Instandsetzung ging freilich infolge der Materialknappheit nur sehr langsam voran. Im Juli 1946 konnte jedoch schon ein Teil der Diensträume bezogen werden. Erst im Jahre 1947 war es möglich, die Instandsetzung zu beschleunigen, sodaß heute das Gebäude wieder in vollem Umfange seinem Zwecke dienen kann.

Die Arbeit der Verwaltungsdienststellen beschränkte sich zu Anfang auf die Ausführung der Befehle der Militärregierung. Als höchste zivile Verwaltungsdienststelle hatte die Kreisverwaltung sämtliche Funktionen zu erfüllen. An sie richteten sich alle Befehle, gleich welchen Zuständigkeitsbereiches. So verwaltete sie unter anderem auch eine Zeitlang die Reichssteuern und Zölle. Nach und nach traten aber die staatlichen Dienststellen wieder in Funktion und übernahmen die ihnen zukommenden Aufgaben. Es bildete sich als übergeordnete zivile Dienststelle das Regierungspräsidium Mittelrhein-Saar in Neustadt und schließlich das Regierungspräsidium Saar in Saarbrücken als Vorläufer der Verwaltungskommission und der heutigen, seit Januar dieses Jahres amtie-

renden Regierung des Saarlandes. Während die Zivilverwaltung unter der Militärregierung als Trägerin der Verantwortung lediglich ausführendes Organ war, wurden ihr nach und nach die ihr zukommenden Aufgaben wieder zur eigenverantwortlichen Erledigung übertragen, und die Militärregierung beschränkte sich auf die Kontrolltätigkeit. Mit dem Amtsantritt der Regierung des Saarlandes löste sich die Militärregierung auf. Heute bildet der Kreis St. Wendel mit den Kreisen Ottweiler, Homburg und St. Ingbert den Bezirk Neunkirchen des Hohen Kommissars der französischen Republik im Saarland.

Nach den Schlägen der politischen und wirtschaftlichen Katastrophen und eingedenk der aufgegebenen demokratischen Einrichtungen war das Verlangen der Bevölkerung nach Beteiligung an den Vorgängen des öffentlichen Lebens nur zu verständlich. Zwar bestanden auch unter der Gemeindeordnung vom 30. 1. 1935 Gemeindevertretungen. Diesen war jedoch nur eine beratende Funktion zugewiesen, während die Entscheidung in die Hände der Bürgermeister bzw. Amtsbürgermeister gelegt war. Dasselbe galt auch für den Kreistag und den Kreisausschuß gegenüber dem Landrat.

Am 15. 9. 1946 fanden erstmalig wieder Gemeinderatswahlen statt. Die Ergebnisse im Kreise St. Wendel sind folgende:

Bevölkerungsstand am 1. 8. 1946	Stimm- berechtigte	Abgegebene Stimmen	Ungültige Stimmen	Gültige Stimmen
72.503	39.749	37.284	2.437	34.847
	= 54,82%	= 93,80%	= 6,54%	= 93,46%

Von den gültigen Stimmen entfallen auf:

Christliche Volkspartei	19.525 Stimmen	= 56,03%
Sozialdemokratische Partei	4.149	= 11,91%
Kommunistische Partei	1.514	= 4,34%
Splittergruppen	9.659	= 27,72%

Insgesamt wurden 869 Gemeinderäte gewählt. Hiervon entfallen auf:

Christliche Volkspartei	467 Sitze	= 53,74%
Sozialdemokratische Partei	71	= 8,17%
Kommunistische Partei	42	= 4,83%
Splittergruppen	289	= 33,26%

Die Gemeinderäte wählten anschließend am 22. 9. 1946 und 5. 10. 1946 ihre Bürgermeister und Beigeordneten. Es waren 73 Bürgermeister, 73 I. Beigeordnete und 4 II. Beigeordnete zu wählen. Hier- von entfallen auf:

	Bürgermeister	I. Beig.	II. Beig.
Christliche Volkspartei	40 (54,79%)	40 (54,79%)	4 (100%)
Sozialdemokratische Partei	8 (10,96%)	6 (8,22%)	—
Kommunistische Partei	6 (8,22%)	5 (6,85%)	—
Splittergruppen	19 (26,03%)	22 (30,14%)	—

Die Bürgermeister in allen Gemeinden, auch in der Stadt St. Wendel, die bisher einen hauptberuflichen Bürgermeister hatte, verwalten ihr Amt ehrenamtlich.

Die Verwaltungskommission des Saarlandes ordnete sodann durch die Gemeindeordnung vom 21. 2. 1947 die Verwaltung der Gemeinden in demokratischem Geiste. Zugleich regelte sie durch die Anordnung über die Bildung der Verwaltungsbezirke vom 26. 2. 1947 die Verwaltung der bisherigen Amtsverbände, die von diesem Zeitpunkte an Verwaltungsbezirke heißen; ihre Leiter führen die Bezeichnung Verwaltungsvorsteher. Für jeden Verwaltungsbezirk besteht, entsprechend dem Gemeinderat in der Gemeinde, ein Verwaltungsausschuß, der zuständig ist für die Selbstverwaltungsangelegenheiten des Verwaltungsbezirkes. Er setzt sich aus den Bürgermeistern der verwaltungsbezirksangehörigen Gemeinden sowie aus den aus der Mitte der Gemeinderäte gewählten Vertretern zusammen. In der Kreisinstanz ist eine Aenderung gegenüber dem bisherigen Zustand noch nicht eingetreten.

Ein Jahr nach den Gemeinderatswahlen folgten am 5. 10. 1947 die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung des Saarlandes (Landtag).

Aus dem Kreise St. Wendel gehören dem Landtage an:

- Litz Adam, Eisenbahnwerkhelfer, Namborn (CVP)
- Strauß Heinrich, Rechtsanwalt, St. Wendel (CVP)
- Zimmer Walter, Landwirt, Schwarzerden (SPS).

Die gemeinsame Verwaltung der Kreise Ottweiler und St. Wendel führte Landrat Dr. Rech bis Juni 1945. Ihm folgte Landrat Strauß zunächst in der Verwaltung beider Kreise und vom 1. 9. 1945 an als Landrat des Kreises St. Wendel. Am 8. 12. 1946 übernahm Landrat Dr. Schütz die Verwaltung des Kreises.

Vor dem Kriege beschäftigte der Kreis in der staatlichen und kommunalen Kreisverwaltung zusammen bei 26 Gemeinden mit 38.434 Einwohnern 52 Beamte und Angestellte; das sind rd. 13,50 Bedienstete auf 10.000 Einwohner. Wesentliche Aenderungen im Personalstand sowohl zahlenmäßig als auch in qualitativer Hinsicht traten im Laufe des Krieges ein. Diese waren, abgesehen von dem teilweisen Wegfall friedensmäßiger Arbeiten einerseits und der Uebertragung neuer Verwaltungsaufgaben andererseits, insbesondere bedingt durch den Ausfall der zum Kriegsdienst einberufenen Kräfte und der dadurch erforderlich gewordenen Einstellung von neuem, vielfach ungeschultem Personal. Während des Krieges hatte sich so die Zahl der Bediensteten schon erheblich vermehrt. Aber auch nach dem Zusammenbruch war ein weiteres Anwachsen festzustellen, sodaß die Zahl der Beschäftigten den Vorkriegsstand zeitweise um ein Beträchtliches überstieg.

Am 1. 6. 1948 standen in Diensten der Kreisverwaltung 70 Beamte und Angestellte. Unter Berücksichtigung des Gebietszuwachses entfallen so-

mit auf 10 000 Einwohner nur mehr 9,33 Bedienstete. Mit der Aufnahme der kommunalen Kreisaufgaben und fortschreitender Epuration haben einige Beamte und Angestellte ihren Dienst wieder aufnehmen können. Bei den Wiedereinstellungen wird aber zur Vermeidung eines aufgeblähten Verwaltungsapparates neben der persönlichen Eignung ganz besonders auf die fachliche Eignung Wert gelegt. Die Rückkehr zur freien Wirtschaft und der dadurch bedingte Wegfall des größten Teiles der Verwaltungsaufgaben auf dem Gebiete der Ernährung und Wirtschaft sowie der verminderte Arbeitsanfall bei der Straßenverkehrsstelle hatten andererseits bereits eine nicht unerhebliche Anzahl von Entlassungen zur Folge, wobei bisher nur Personen betroffen wurden, welche die persönliche Eignung und fachliche Ausbildung nicht besaßen. Durch den bisher durchgeführten Personalabbau ist eine fühlbare Senkung der Personalkosten festzustellen, die sich insbesondere zugunsten des staatlichen Haushaltes auswirkt, aus dessen Mitteln die kriegsbedingten Dienststellen vorwiegend finanziert wurden.

Die Altersstruktur des heute beschäftigten Personals ist äußerst ungünstig. Die Altersgruppe unter 30 Jahren ist die stärkste. Hinzu kommt, daß die meisten jungen Bediensteten eine fachliche Ausbildung nicht genossen haben aber auch noch nicht über ein gehöriges Maß an Verwaltungspraxis verfügen. Der Kreis war daher in der Vergangenheit bemüht und wird dies auch weiterhin tun, den jungen Leuten, die sich für den Verwaltungsdienst eignen, die Möglichkeit einer Ausbildung zu geben. Er ist zu diesem Zwecke der Gemeindeverwaltungs- und Sparkassenschule Saar als Gesellschafter beigetreten. An der Schule nehmen zur Zeit 26 Anwärter aus dem Kreise St. Wendel teil. Für den demnächst beginnenden Lehrgang I sind 20 Anwärter zugelassen, während für den Lehrgang II 3 Anwärter vorge-merkt sind. Auch hat die Kreisverwaltung selbst im Jahre 1947/48 einen eigenen Vorkursus durchgeführt.

Die Personalverhältnisse bei der Stadt St. Wendel und den übrigen Verwaltungsbezirken liegen ähnlich denen bei der Kreisverwaltung. Der Personalbestand der gesamten Verwaltung (Landratsamt, Verwaltungsbezirke und Bürgermeistereien) betrug am 1. 6. 1948 258 Beamte und Angestellte; davon waren trotz der Entlassungen noch 77 Bedienstete mit der Erledigung kriegsbedingter Aufgaben betraut. Alle Verwaltungsdienststellen beschäftigen mehr als die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl von Schwerbeschädigten.

31 Beamte und Angestellte der Kreisverwaltung standen als Soldaten im Kriegseinsatz. Davon sind 6 an der Front und 5 in der Heimat gefallen; in Kriegsgefangenschaft befinden sich zur Zeit noch 3, während 4 vermißt sind.

Wenden wir uns dem Aufgabenbereich der Verwaltung im einzelnen zu, so ist vorweg festzustellen, daß die eigentlichen Aufgaben der Ge-

meinden, der Gemeindeverbände und des Kreises, nämlich die Ordnung und Regelung ihrer Selbstverwaltungsangelegenheiten, zugunsten der staatlichen Verwaltungsaufgaben stark zurückgedrängt waren. Bereits im Jahre 1935 hatte diese Entwicklung mit der sukzessiven Verkleinerung der staatsfreien Sphäre des einzelnen begonnen; Krieg und Nachkriegszeit begünstigen den Fortgang der Entwicklung, indem die der Verwaltung gestellten neuen Aufgaben, wovon nur die Durchführung von Rüstungsaufgaben und die Bewirtschaftung aller Verbrauchsgüter genannt seien, einen immer größer werdenden Staatsapparat erforderten.

Nach Kriegsende stand im Vordergrund die jeden bewegende alltägliche Sorge um die Ernährung und Versorgung mit den notwendigsten Gütern des täglichen Bedarfs. Nur eine harte Erfassung, kluge Lenkung und gerechte Verteilung der Güter waren imstande, diese allen gemeinsame Sorge auf ein Mindestmaß herabzudrücken. In der Kreisinstanz oblagen die genannten Aufgabengebiete dem Ernährungsamt A und B sowie dem Wirtschaftsamt; bei den Ämtern und der Stadt waren es die Karten- und Bezugscheinstellen.

Wenn auch im Kreisgebiet die Kriegsschäden noch einen erträglichen Umfang einnahmen, so zeigte sich dennoch auf allen Gebieten und so auch im landwirtschaftlichen Geschehen ein Tiefstand, dem nur nach Sichtung der einzelnen Produktionsgebiete durch eine planende Ordnung begegnet werden konnte; dies war umso schwieriger, als die bestehenden Gesetze fast ausnahmslos von niemanden respektiert wurden bzw. gesetzgeberische Maßnahmen, die den gegebenen Verhältnissen angepaßt waren, fehlten. Trotz dieser trostlosen Lage mußten unserer Landwirtschaft gewaltige Leistungen auferlegt werden, um den ernährungspolitischen Forderungen nachzukommen. Die Erbitterung bei den Landwirten blieb nicht aus. So wurde das anfänglich aufzubringende Fleischsoll von 8 to auf 80 bis 90 to pro Monat gesteigert. An Getreide wurden im Jahre 1946 3092 to (92% des Solls) und im Jahre 1947 2908 to aufgebracht; das, waren angesichts der Mißernte im Jahre 1947 noch 69% des Solls. Trotz des vollständig abgewirtschafteten Saatgutes kamen 1946 12 000 to Kartoffeln auf den Markt. Da die primäre Fettgewinnung über die Kuhhaltung nicht ausreichte, mußte man die pflanzliche Fettgewinnung durch Mohn- und Rapsanbau auf eine breitere Basis stellen.

Diese gewaltigen Entnahmen ließen sich nur durch bis ins Kleinste ausgearbeitete Pläne ermöglichen, die auf Besitzgröße und Viehbestand basierten. Dabei bildete die Lage auf dem Saatgutmarkt den Gegenstand ernster Sorge, da die Bodenbeschaffenheit des Kreises fast in jedem zweiten Jahre einen Saatgutwechsel notwendig macht. Nach dem Ausfall der bisherigen Liefergebiete mußten daher eigene Saatgutvermehrungsstellen geschaffen werden. Dieser Aufgabe haben sich

mit anerkennenswertem Erfolg das Missionshaus St. Wendel, der Harschberger- und Königreicher Hof, das Hofgut Imsbach sowie einige Gemeinden gewidmet.

Die Belastungen, die der Landwirtschaft auferlegt waren, versuchte man andererseits im Rahmen des Möglichen durch Zuteilung von Düngemitteln und landwirtschaftlichen Maschinen zu erleichtern. Im Jahre 1946 kamen zur Verteilung: 120 to Stickstoff, 900 to Thomasmehl und 550 to Kali. An landwirtschaftlichen Maschinen wurden 100 Mähmaschinen, 36 Mähbinder, 20 Heuwender, 5 Traktoren und sonstige Geräte zur Verfügung gestellt. Für die Inbetriebnahme der Maschinen gelangten pro Jahr 60 000 kg Kraftstoff zur Ausgabe.

Hat auch die Hauptarbeit nach Kriegsende vorwiegend der Regelung der Materie gegolten, so vergaß man darüber nicht, auch den bäuerlichen Menschen einer Betreuung zuzuführen. 1947 wurde die große Organisation des saarländischen Bauernvereins gegründet, dem die Landwirtschaftskammer als sachliche Betreuungsinstanz folgte.

Erfreulicherweise wurden auch die Obst- und Gartenbauvereine wieder ins Leben gerufen, denen man in Kenntnis ihrer Bedeutung jede mögliche Unterstützung behördlicherseits angedeihen läßt. Die im Kreisverband St. Wendel zusammengefaßten 33 Vereine zählen insgesamt 1760 Mitglieder. Der Kreis St. Wendel, in dem bisher ein ehrenamtlicher Obst- und Gartenbaufachberater tätig war, hat nunmehr entsprechend seiner Bedeutung als großer landwirtschaftlicher Kreis eine hauptamtliche Stelle geschaffen, die ab 1. 8. 1948 durch eine tüchtige Fachkraft besetzt ist.

Besonderes Augenmerk in einem landwirtschaftlichen Kreis verdient die Tierzucht. Die Inanspruchnahme des Pferdmaterials im Kriege verursachte einen starken Rückgang der Bestände, der weiter gefördert wurde durch die sich nach dem Kriege erst auswirkende Ueberalterung der Pferdebestände in ihrer Gesamtheit. Jedoch ist seit 1947 wieder ein Ansteigen der Zahl der Tiere, insbesondere eine qualitative Verbesserung des Materials zu bemerken.

Bis 1947 wurden nebeneinander das Zweibrücker- und das Ardennerpferd gezüchtet. Nur vereinzelt trat der Typ Rheinländer auf. Nach dem wirtschaftlichen Anschluß stellte man die Gesamtzucht auf den Ardenner Typ um, um ein mittelschweres, kurzbeiniges und ausdauerndes Tier zu erhalten. Der Zucht dienen zur Zeit aus Frankreich eingeführte Ardennerhengste, die in drei Deckstationen im Kreise der Zucht zur Verfügung stehen. Die Qualität und Quantität des Pferdmaterials konnte inzwischen so gehoben werden, daß am 19. 5. 1948 wieder die erste traditionelle Pferdeschau mit Prämierung anläßlich des Pfingstmarktes in St. Wendel abgehalten werden konnte.

In der Rindviehzucht dominieren die Gattungen Simmentaler und Glanvieh des Höhenfleckviehschlages, während die Rasse Niederungs-

vieh schwarz-bunt vorwiegend auf den Gütern anzutreffen ist. Als Zuchtziel tendiert man dahin, vorwiegend das Höhenfleckvieh der Simmentaler Rasse zu fördern und einheitlich die Viehbestände danach auszurichten. Dieser Umstellung und Ausrichtung unterliegen vor allem die Bezirke Nonnweiler, Türkismühle und das Ostertal.

Die Entwicklung der Bestände veranschaulicht nachstehende Uebersicht:

Jahr	Pferde	Rindvieh	Schweine	Ziegen	Schafe	Kaninchen	Geflügel
1945	2089	6549	4714	4262	790	3359	19898
1946	1609	16634	7225	8840	1955	5750	40510
1947	1683	19554	8673	10636	2698	2986	34432

Das Anwachsen der Bestände ist vor allem auf die in den Jahren 1946/47 erfolgte Gebietserweiterung zurückzuführen. Die Mangellage auf dem Futtermarkt setzte insbesondere der Schweinezucht bestimmte Grenzen. Es ist jedoch zu erwarten, daß mit der kommenden Ernte eine schnelle und umfangreiche Bestandserhöhung eintritt, da diese Tiere nur eine kurze Mastdauer haben. Eine eigenartige Entwicklung zeigt sich bei der Geflügel- und Kaninchenzucht. Trotz der Gebietserweiterung ist hier ein Absinken der Zahlen zu bemerken. Dies ist einmal auf den Futtermangel und zum anderen bei dem Federvieh auf die Bewirtschaftung der Eier und bei den Kaninchen auf die erhöhte Knappheit an Fleisch, die ein übernormales Abschlachten der Tiere zur Folge hatte, zurückzuführen. Die Ziegen- und Schafzucht hat durch das Vorherrschen der Arbeiterbauern eine gewisse standortmäßige Orientierung erhalten. Dazu schufen die Milch- und Fettknappheit und deren Nichtbewirtschaftung günstige Voraussetzungen für die Ausdehnung dieser Zuchten.

Zur Sicherstellung der Landwirte in Schadenfällen wurde im Jahre 1938 der Kreistiersversicherungsverein a. G. gegründet. Er zählt zur Zeit 1132 Mitglieder. Seine Geschäftsführung erfolgt durch die Kreisverwaltung. Es sind versichert 160 Pferde, 2078 Rinder und 150 Ziegen. Als Entschädigung kamen zur Auszahlung:

	Fohlen		Pferde		Rinder		Ziegen	
	Stck.	Mark	Stck.	Mark	Stück	Mark	Stück	Mark
1945	5	500	10	13325	25	14437	4	240
1946	—	—	7	9000	23	12187	7	322
1947	—	—	7	9525	50	28210	9	517

Es wäre wünschenswert, wenn auch in den neuingegliederten Gebietsteilen von dieser Einrichtung, die sich während der Zeit ihres Bestehens bewährt hat, Gebrauch gemacht würde.

Die Betreuung der Gemeindewaldungen obliegt den Forstämtern. Zur Erfüllung der den Forstämtern auferlegten hohen Umlagen mußten die

Gemeindewaldungen wie die übrigen Besitzarten bei den Hauungen mit etwa 120% des normalen Einschlages herangezogen werden. Von Brand- und Sturmschäden sind die Waldungen verschont geblieben. Dagegen macht sich seit 1946 ein starkes Auftreten des Fichtenborkenkäfers bemerkbar.

Durch den infolge der Kriegereignisse eingetretenen Pflanzenmangel sind einige Kulturrückstände zu verzeichnen. Diese werden aber durch zum Teil selbst herangezogene Pflanzen und die in Zukunft mögliche Pflanzbeschaffung aus Forstbaumschulen in wenigen Jahren behoben sein.

Während dem Kreisernährungsamt A, das nach Fortfall des größten Teiles der kriegsbedingten Aufgaben und entsprechend seines ihm heute obliegenden Wirkungsbereiches nunmehr die Bezeichnung Kreislandwirtschaftsamt führt, im wesentlichen Erfassungsaufgaben gestellt waren, oblag dem Kreisernährungsamt B die Verteilung der zwangsbewirtschafteten Verbrauchsgüter, und zwar insbesondere die Durchführung des Kartensystems. Dieses System sicherte jedem Bürger nach bestimmten Stufungen die Zuteilung rationierter Lebensmittel. Je nach der Versorgungslage steigerten sich die Anforderungen an diese Dienststelle; heute beschränkt sich die Rationierung nur noch auf Brot, Mehl, Zucker, Milch und Milcherzeugnisse. Nach dem zur Zeit geltenden System sind zu versorgen:

Altersstufe	Normalverbraucher	Selbstversorger
von 0—4 Jahren	4180	—
von 4—10 Jahren	8710	—
von 10—21 Jahren	13423	3777
von 21—70 Jahren	30400	12868
über 70 Jahre	1937	753

Der Mensch neigt dazu, die Schattenseiten des Lebens schnell zu vergessen; und das ist an sich gut so. Dennoch soll der Nachwelt nicht vorenthalten werden, mit welcher geringen Lebensmittelzuteilungen die Menschen unserer Tage durch Jahre hindurch ihr Leben fristen mußten. Ein einziges Beispiel mag genügen. Die Tagesration einer erwachsenen Person über 21 Jahre bestand durchschnittlich aus:

200 gr. Brot	25 gr. Zucker
500 gr. Kartoffeln	25 gr. Hülsenfrüchte
18 gr. Fleisch	3 gr. Käse
17 gr. Fett	4 gr. Kaffee-Ersatz

Nicht viel besser war die Versorgung mit den Gegenständen des täglichen Bedarfs. Die Vorräte, die an bewirtschafteten Verbrauchsgütern wie Spinnstoffe, Schuhe, Leder, Gummi, Haushaltswaren, Öfen, Herde, Ofenrohre, Kinderwagen, Fahrradbereifung, Seife, Seifenerzeugnisse, Petroleum und Brennstoffe zur Verfügung standen, waren derart gering, daß meist nur bestimmte Personengruppen (z. B. Totalflieger-

geschädigte) berücksichtigt werden konnten. An Schuhwaren und Schuhbesohlmateral kamen zur Verteilung:

Schuhwaren		Schuhbesohlmateral					
Okt. 1946	Jan. 1947	April 1947	Nov. 1947	insgesamt	(1. 9. 45—30. 11. 47)		
1946	1947	1947	1947	1. 9. 45— 30. 11. 47	Leder kg	Gummi kg	Lederfaserstoff kg
200	1.433	2.956	6.940	35.900	1.044	12.410	2.150

Es entfielen demnach bei unterschiedsloser Verteilung auf jeden zweiten Einwohner 1 Paar Schuhe und auf jeden fünften bis sechsten Einwohner ein Paar Schuhsohlen.

Die Zuteilung an Spinnstoffen setzte in nennenswertem Maße erst im Juni 1947 ein. Sie betrug nach Punkten im Juni 1947 18.514, im September 37.000 und im November 60.000. Dabei wurde ein Arbeitsanzug mit 42, ein Arbeitshemd mit 19, ein Oberhemd mit 20, ein Arbeitskleid mit 30 usw. entsprechend der früheren Kleiderkarte berechnet. An anderen Spinnstoffen blieben die Zuteilungen gering. Einmalig standen zur Verfügung 860 Männeranzüge, 370 Paar Socken, 402 Frauenkleider, 40 Paar Strümpfe, 400 Knabenanzüge, 75 Unterkleider und einige andere Bekleidungsstücke.

An Haushaltswaren, Möbeln, Herden und Oefen kamen, um nur einige Zahlen zu nennen, auf den Markt: 20.812 Haushaltsgegenstände aus Aluminium, Eisen oder Emaille, 341 Betten, 184 Tische, 64 Schränke, 42 Matratzen, 69 Kinderwagen, 135 Oefen, 221 Herde, 420 Kleinherde.

Angesichts dieser Zuteilungen sowohl an Nahrungsmitteln als auch an den sonstigen Gütern des täglichen Bedarfs sowie im Hinblick auf die immer härter werdenden Erfassungsmaßnahmen mußten die verantwortlichen Stellen zu der Einsicht kommen, daß hier Abhilfe zu schaffen dringend notwendig war, wenn nicht das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben einer Katastrophe anheimfallen sollte. Erst durch die politischen Geschehnisse im Herbst des vergangenen Jahres war es möglich, große Gebiete der Zwangswirtschaft wieder dem freien Wirtschaftsverkehr zu übergeben. Damit war der Anfang zu einer normalen Gestaltung der Lebenshaltung gegeben, wenn auch von diesem Zeitpunkt ab die Geldmittel nicht mehr in so reichlichem Umfange zur Verfügung standen, wie es dem einzelnen wünschenswert erscheinen mochte.

Wenn oben gesagt wurde, daß die Kriegsschäden im Kreisgebiet noch einen erträglichen Umfang einnehmen, so gilt das freilich nur im Verhältnis zu den in anderen Kreisen in weit stärkerem Maße vorhandenen Schäden. Die bei der Kreisverwaltung eingerichtete Kriegsschädenfeststellungsbehörde wie auch das Kreisbauamt haben über die Kriegsschäden in den vergangenen Jahren eingehendes Material sammeln können. Während bisher die Angaben über die entstandenen

Schäden sich auf Schätzungen stützten, steht heute Zahlenmaterial zur Verfügung, das der Wirklichkeit nahe kommt.

Bis zum 1. 5. 1948 sind bei der Feststellungsbehörde 1936 Anträge vorgelegt worden. Die Gesamtschäden dieser Fälle belaufen sich auf 10.290.477,37 Mark (Friedenswert 1939) nach der Schadenforderung der Geschädigten. Diese Summe verteilt sich auf:

Gebäudeschäden	5.999.812,70 M.	(= 864 Anträge)
Hausratschäden	3.702.357,26 M.	(= 947 Anträge)
Gewerbliche Schäden	388.638,36 M.	(= 35 Anträge)
Landwirtschaftliche Schäden	178.353,09 M.	(= 38 Anträge)
Sonstige Schäden	21.315,96 M.	(= 6 Anträge)

Die Schadenssumme reicht jedoch noch nicht an die Ziffer aller im Kreise entstandenen Schäden heran. Nach einer früheren amtlichen Erfassung durch das Kreisbauamt ergab sich folgendes Bild:

Gebäudeschäden	in 1788 Fällen m. e. Schad.-Sum. v.	8.988.885,— M.
Hausratschäden	.. 1233 .. " " " " " "	4.436.284,— "
Gewerbl. Schäden	.. 130 .. " " " " " "	1.170.250,— "
Landw. Schäden	.. 223 .. " " " " " "	584.656,— "
Sonstige Schäden	.. 40 .. " " " " " "	59.780,— "

Das ist eine Schadenssumme von insgesamt 15.239.855,— Mark. Sie übersteigt die bisher gestellten Schadenforderungen um 4.949.377,63 Mark. Da jedoch auch die Erhebungen des Kreisbauamtes nicht alle Schadensfälle erfassen konnten, sind nach vorsichtiger Schätzung noch 2.800.000,— Mark mehr zu veranschlagen, sodaß die Gesamtsumme der Schäden im Kreise St. Wendel sich auf rd. 18.000.000,— Mark belaufen wird.

Die Arbeit der Kriegsschädenfeststellungsbehörde hat sich im Jahre 1947/48 nach den erlassenen Richtlinien sowie im Rahmen des Kriegsschadenrechts, soweit dieses noch anwendbar ist, auf das Beweissicherungsverfahren bzw. auf die Ermittlungen zur Feststellung von Schäden beschränkt. Seit Einführung der Frankenwährung werden Feststellungsbescheide nicht mehr erlassen. Wie sich künftig das Entschädigungsproblem lösen wird, ist ungewiß. Allzu optimistische Erwartungen zu hegen, ist von vornherein verfehlt. Es gilt vielmehr, in dieser Frage sich eine klare und nüchterne Ueberlegung zu bewahren, die einem jeden Geschädigten die Enttäuschung erspart.

Hatte der Krieg durch die Zerstörung von Häusern, Hausrat und sonstigen Werten schon tiefe Wunden geschlagen, so brachte die Besatzungszeit eine weitere Belastung der Bevölkerung durch die Requisitionen. Die Durchführung der Beschlagnahmungen war im Kreise St. Wendel um so schwieriger, als die Bevölkerung etwa zu 70% aus Berg- und Hüttenarbeitern besteht, die meist nur über das unbedingt notwendige Mobilar verfügen. Während vor dem 1. 1. 1946 alle Requisitionsaufträge von der Militärregierung unmittelbar schriftlich

oder mündlich an die einzelnen Amtsbezirke zur direkten Erledigung gelangten, wurde durch die Errichtung des Kreisrequisitionsamtes am 10. 1. 1946 insoweit eine Entlastung der Gemeinden geschaffen, als die von der Militärregierung nunmehr dem Kreisrequisitionsamt zugestellten Lieferaufträge nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit der einzelnen Bezirke und Gemeinden gleichmäßig verteilt werden konnten. Dennoch konnten Härtefälle nicht restlos vermieden werden, da die Zeit zwischen Auftragserteilung und Lieferung an die Besatzungsbehörden meist sehr kurz bemessen war.

Die im Jahre 1946 durchgeführten Requisitionsaufträge liegen zahlenmäßig wie auch wertmäßig um das Doppelte höher als im Jahre 1945. Dies ist einerseits auf die Vergrößerung des Kreisgebietes und zum anderen auf die volle Besetzung der Kasernen zurückzuführen. Eine Erleichterung trat erst im Februar 1947 mit dem Erlaß des Herrn Gouverneurs betreffend die Einschränkung der Beschlagnahmungen ein. Die Bedürfnisse der Zollbeamten wurden von diesem Zeitpunkte an in erster Linie durch die von Baden-Baden und dem Saarland angekauften Einrichtungs- und Haushaltsgegenstände befriedigt.

Während bis Mitte des Jahres 1946 noch keinerlei Anordnungen über die an die Leistungspflichtigen zu zahlenden Entschädigungen bestanden, konnte erstmalig im Juni 1946 der Militärregierung eine Statistik, der wenige Tage später alle Entschädigungsanträge folgten, zur Anerkennung vorgelegt werden. Ende 1946 war die Erfassung aller durch amerikanische Truppen beschlagnahmten und beschädigten Gegenstände abgeschlossen. Die Forderungen beliefen sich auf insgesamt 500.000,— Mark, wovon 60% zur Auszahlung kamen. Im einzelnen ergibt sich folgendes Zahlenbild:

Requisitionen	bezahlt	noch zu zahlen	abgelehnt
A. amerikanische			
Mobilien	297.420,21 Mk.	65.000,— Mk.	53.813,— Mk.
Immobilien	20.513,35 Mk.		7.599,79 Mk.
B. französische			
Mobilien	344.019,82 Mk.		
	1.861.795,00 Frs.	1.178.370,— Frs.	
Immobilien	921.948,18 Mk.		
	1.471.123,00 Frs.	143.007,— Frs.	
Arbeitskräfte	719.639,88 Mk.		
	682.424,— Frs.	8.000,— Frs.	

Auf Grund der Französisch - Saarländischen Finanzkonvention vom 14. 2. 1948 hat das Saarland ab 20. 11. 1948 keine neuen Besatzungskosten mehr zu tragen.

In weit stärkerem und anhaltenderem Maße als die Requisitionen von Hausrat wirkt sich die Inanspruchnahme von Wohnraum sowohl für die Zwecke der Besatzung als auch für die Bedürfnisse der Zivilbevöl-

kerung aus. Der vor dem Kriege vorhandene und auch damals schon unzureichende Wohnraum hat durch unmittelbare Kriegseinwirkungen eine erhebliche Einbuße erlitten; demgegenüber ist die Bevölkerungsziffer ständig gestiegen. Um der sich hieraus ergebenden Wohnungsnot, die mancherorts sogar zum Wohnungselend ausartete, zu begegnen, hat es der Staat durch Gesetze und Verordnungen übernommen, mit hoheitlichen Zwangsmitteln das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt herbeizuführen, wobei Eingriffe in die individuelle Freiheit und die wohlverworbenen Rechte der Bürger nicht zu vermeiden sind. In welchem Maße der im Kreise vorhandene Wohnraum seit Kriegsende in Anspruch genommen wurde, veranschaulicht das nachfolgende Zahlenmaterial.

Durch Rationierung des vorhandenen Wohnraumes wurden 1577 Wohnungen mit durchschnittlich 2,2 Räumen sowie 1946 Einzelzimmer zur Verfügung gestellt, und zwar für:

kreiseingesessene Personen	2134 Räume
Rückwanderer	1321 „
auf das Land verlegte Haushalte	391 „
Zwecke der Besatzung	1554 „

Insgesamt: 5400 Räume

In diesem Wohnraum — ausgenommen den für die Besatzung beschlagnahmten — haben die Wohnungsämter untergebracht:

2410 kreiseingesessene Personen
3096 Rückwanderer
1097 auf das Land evakuierte Personen.

Von März 1945 bis Mai 1948 gingen bei den Wohnungsämtern 3270 Anträge auf Wohnungszuweisung ein. Davon konnten 1554 Anträge erledigt werden, während der Rest noch auf Erledigung wartet. Im Beschwerdeverfahren entschied das Kreiswohnungsamt in 317 Fällen. 43 Verfahren wurden an das Landeswohnungsamt weitergeleitet. Polizeilicher Zwang mußte in 302 Fällen angewandt werden.

Der Wohnraumdurchschnitt liegt zur Zeit bei 8,2 qm pro Kopf der Bevölkerung. Dies bedeutet — insbesondere bei einem Vergleich mit anderen Gemeinden des Saarlandes — jedoch nicht, daß der vorhandene Wohnraum nicht genügend ausgelastet ist. Vielmehr ist hierbei zu berücksichtigen, daß ein qm Wohnraum in einem Gebiet, das ausschließlich ländlichen Charakter trägt, dessen Bevölkerung sich aus Bauern und bodenständigen Arbeitern des Bergbaues und der Industrie zusammensetzt, dessen Wohnungsverhältnisse grundverschieden von denjenigen in der Stadt sind, nicht einem qm Wohnraum in einer Stadtwohnung gleichgesetzt werden kann.

Die Erfahrung zeigt, daß die staatliche Wohnraumbewirtschaftung das Problem der Wohnungsnot allein nicht lösen kann. Ganz abgesehen

davon, daß die Maßnahmen der Wohnungsämter sich sowohl auf Seiten der Hauseigentümer und Wohnungsinhaber als auch auf Seiten der Wohnungsuchenden keiner besonderen Beliebtheit erfreuen, ist eine Behebung der Wohnungsnot nur durch Erstellung von neuem Wohnraum möglich. Daß bisher in dieser Richtung sowohl von privater als auch behördlicher Seite alle Möglichkeiten auszuschöpfen versucht wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Erschwert wurden allerdings diese Aufbaubestrebungen durch den Mangel an Baumaterialien und Facharbeitern und neuerdings auch durch das Fehlen des notwendigen Kapitals.

Trotz dieser Hindernisse konnten bisher 120 Wohnungen mit 279 Räumen sowie 1283 Einzelzimmer instand gesetzt bzw. neu erbaut werden. Dieses Ergebnis ist aber im Verhältnis zur Nachfrage kaum nennenswert.

Erfreulicherweise ist der Aufbauwille der Bevölkerung unvermindert stark. Diesen zu erhalten und durch finanzielle Hilfeleistung zu fördern, wird im Interesse der Beseitigung der Wohnraumnot sowie zur Vermeidung von sozialen Erschütterungen künftig die vordringliche Aufgabe aller zuständigen Stellen sein müssen. Der Kreis, die Gemeinden und die Kreissparkasse werden es sich daher im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch weiterhin angelegen sein lassen, durch Ausgabe von Darlehen, Uebnahme von Bürgschaften oder sonstige geeignete Maßnahmen alle ernsthaften Aufbaubestrebungen zu unterstützen.

Es gibt fast kein Gebiet, das nicht von den Folgen des Krieges betroffen wäre. In keinem Verwaltungszweig aber treten die Folgeerscheinungen des Krieges, wie Armut, Not und Arbeitslosigkeit so sehr in Erscheinung wie in der öffentlichen Fürsorge. Ihr obliegt die Betreuung aller Hilfsbedürftigen im Rahmen der gesetzlichen Vorschriften; und Hilfsbedürftige hat der Krieg fürwahr in Menge hinterlassen.

Im April 1945 wurden 2099 Angehörige von Kriegsgefangenen und Vermißten unterstützt. Durch die Rückkehr von Kriegsgefangenen sowie durch Anrechnung größerer Spar- und Barvermögen sank die Zahl bis Ende 1945 auf 537. Jedoch ist nach Einführung der Frankenwährung sowie durch den Verbrauch der Sparguthaben die Zahl der Unterstützungsfälle wieder auf 649 gestiegen. Während bis April 1945 das Reich im Rahmen des Familienunterhaltes die entstehenden Kosten für die Angehörigen von Kriegsgefangenen und Vermißten getragen hatte, fielen von diesem Zeitpunkte ab die außerordentlich hohen Kosten dem Kreise und den Gemeinden je zur Hälfte zu. Von Oktober 1946 an trägt der Landesfürsorgeverband 80% der bezahlten Unterstützungen, sodaß auf Kreis und Gemeinden nur noch 20% entfallen.

Die Betreuung der Kriegsbeschädigten und der Kriegshinterbliebenen obliegt dem Fürsorgeamt. Jedoch war der größte Teil der Rentenberechtigten von April bis September 1945 auf die Kriegsbeschädigten-

und Hinterbliebenenfürsorge angewiesen. Dies war einmal bedingt durch das Aussetzen jeglicher Rentenzahlungen in dem genannten Zeitraum, zum anderen nimmt die Durchführung des Rentenverfahrens eine geraume Zeit in Anspruch.

Im Kreise St. Wendel befinden sich zur Zeit 905 Schwerbeschädigte, 1347 Witwen und Waisen sowie 285 Elternpaare, denen durch das Fürsorgeamt für Kriegsoffer und deren Hinterbliebenen laufende Renten gezahlt werden.

Von den aus Saarbrücken Evakuierten und Umquartierten wurden im Dezember 1946 insgesamt 245 Familien und im Dezember 1947 noch 105 Familien betreut. Während die für diesen Personenkreis entstehenden Aufwendungen je nach Lage des Falles anteilmäßig von dem Landesfürsorgeverband und den Entsendegemeinden getragen werden, übernimmt der Landesfürsorgeverband die Aufwendungen für Flüchtlinge und Ausgewiesene sowie Evakuierte aus Lothringen in voller Höhe.

Die Zahl der hilfsbedürftigen Sozialrentner, die aus der gehobenen Fürsorge betreut werden, hat insbesondere nach Einführung der Frankenwährung erheblich zugenommen. Aus der Kleinrentnerfürsorge werden noch 4 Personen unterstützt. Die den Kleinrentnern gleichgestellten Personen haben dagegen seit 1945 erheblich zugenommen. Im Dezember 1947 waren es 203.

Die Zahl der unterstützten Pflegekinder hat sich nur unwesentlich geändert. Im April 1945 waren es 4, im Dezember 1947 betrug die Zahl 5.

Da die Mehrzahl der Wöchnerinnen Anspruch auf Leistungen aus der Krankenkasse hatte, waren die Aufwendungen aus der Wochenfürsorge verhältnismäßig gering.

Die aus der allgemeinen Fürsorge zu betreuenden Fälle beliefen sich im Dezember 1945 auf 14 und stiegen bis Dezember 1947 auf 69.

In Altersheimen befinden sich auf Kosten der Fürsorge 31 Personen. Davon sind 26 im Altersheim des Hospitals St. Wendel untergebracht. 16 Waisenkinder werden aus Mitteln der Fürsorge im Waisenhaus St. Wendel betreut.

In der Zeit von April 1945 bis Dezember 1947 befanden sich 51 Geistesranke, Idioten und Epileptiker in Fürsorge. Davon waren am 31. 12. 1947 39 Personen in Anstaltspflege untergebracht.

3 Kinder konnten zur schulmäßigen Unterweisung in Taubstummengestalten vermittelt werden.

Die Tuberkulosenfürsorge griff bis einschließlich 1947 in 18 Fällen ein. In 25 Fällen beteiligte sich die Fürsorge an den Behandlungskosten Geschlechtskranker.

Die fürsorgeamtliche Betreuung ehemaliger politischer Häftlinge erfolgte im Rahmen der erlassenen Richtlinien. In 9 Fällen wurden ein-

malige Beihilfen zur Beschaffung notwendiger Erstausrüstung gewährt. Eine Familie wird zur Zeit noch betreut.

Ueber die Aufwendungen im einzelnen gibt nachstehende Uebersicht Aufklärung:

Fürsorgezweig	1945 Mark	1946 Mark	1947 Mark und Franken	
1. Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene	48.288,18	9.999,74	—	482.490,—
2. Sozialrentner	23.204,99	17.202,91	6.596,63	863.856,—
3. Kleinrentner und Gleichgestellte	7.124,25	3.086,24	4.279,54	867.316,80
4. Erweiterte gehobene Fürsorge	24.670,25	20.613,39	in Nr. 3 enthalten	
5. Pflegekinder	427,81	1.019,28	325,—	31.834,—
6. Wochenfürsorge	453,87	1.186,35	183,75	13.536,—
7. Ehemalige pol. Häftlinge	—	1.705,81	53,—	10.236,—
8. Allgemeine Armenfürsorge	9.333,61	6.939,46	2.321,90	524.215,20
9. Altersheiminsassen	12.410,92	8.230,54	2.014,85	149.921,20
10. Waisenhausinsassen	3.818,45	2.412,50	876,90	97.308,60
11. Andere Anstalten u. Krankenhauskosten	7.114,97	1.215,29	—	42.462,20
12. Angehörige von Kriegsgefangenen und Vermißten	554.582,82	192.078,08	13.026,20	2.097.584,—
13. Evakuierte und Umquartierte	—	21.611,09	—	297.879,—
14. Flüchtlinge und Ausgewiesene	—	4.460,52	—	33.160,80
15. Geisteskranke, Idioten und Epileptiker	6.611,55	14.588,54	5.494,22	115.956,—
16. Blinde, Taubstumme und Krüppel	607,25	2.261,47	1.075,54	26.886,—
17. Tuberkulosenfürsorge	370,37	—	—	—
18. Erstattungen an fremde Verbände	1.146,83	1.333,37	372,—	6.177,—
Insgesamt	700.166,12	309.944,58	36.619,53	5.660.818,80

In diesem Zusammenhang sei noch eine andere Organisation erwähnt, deren Aufgabenbereich ebenfalls auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge und Wohlfahrtspflege liegt: das Saarländische Rote Kreuz. Nachdem die Tätigkeit des Deutschen Roten Kreuzes nach Kriegsende zunächst völlig zum Erliegen gekommen, jedoch zwischenzeitlich die Rote-

Kreuz-Arbeit im Rahmen verschiedener Uebergangslösungen wieder aufgenommen worden war, erfolgte am 19. 12. 1947 die Gründung des Saarländischen Roten Kreuzes. Seine Satzung gliedert es in den Landesverband, die Kreisverbände und Ortsvereine; letztere untergliedern sich wieder in Sanitätskolonnen und den weiblichen Hilfsdienst.

Die Tätigkeit erstreckte sich seit Kriegsende insbesondere auf Vermißten-, Evakuierten- und Flüchtlingsnachforschung, die Betreuung der Kriegsgefangenen im Kreise St. Wendel, die Verteilung der Spenden des Irischen Roten Kreuzes und der Kriegsgefangenen in den USA, die Weihnachtsbescherung der saarländischen Kinder, die Vermittlung von USA-Kriegsgefangenengepäck, die Betreuung der Volksküche St. Wendel, in der vom Mai bis September 1946 allein 32 900 Essensportionen verabreicht wurden, sowie auf den Krankentransport.

Wenn infolge der beträchtlichen Verluste an Krankenfahrzeugen, an Bekleidung, Ausrüstung sowie Büroeinrichtungsgegenständen und nicht zuletzt auch durch die angeordnete Zwangsverwaltung die bisherige Arbeit nicht reibungslos vonstatten gehen konnte, so hat die Kreisstelle St. Wendel ungeachtet all dieser Schwierigkeiten in zäher Arbeit, von der breiten Öffentlichkeit kaum beachtet, ihre Aufgabe erfolgreich durchgeführt und wird auch in Zukunft ihre Einsatzbereitschaft immer wieder überzeugend unter Beweis stellen.

Mit Beendigung des Krieges war auch das Gesundheitsamt vor die Lösung schwerwiegender Aufgaben gestellt. Die kriegsbedingte Zusammenballung großer Menschenmassen, das unhygienische Wohnen infolge der Zerstörung vieler Wohnstätten sowie die anfangs unzureichende Ernährung und damit der Verlust der natürlichen Resistenz gegen jegliche krankmachende Schädigung begünstigten naturgemäß die Ausbreitung verschiedener Seuchen. Der Kreis St. Wendel wurde nur von einer Seuche stärker befallen, dem Typhus. Zu seiner Bekämpfung wurden von der Gesundheitsbehörde alle zu Gebote stehenden Mittel, unter anderem auch freiwillige Schutzimpfungen angewandt. Die Epidemie hatte im November 1945 ihren Höhepunkt mit 246 Neuerkrankungen erreicht, wovon 26 mit tödlichem Ausgang waren. Seit Mitte des Jahres 1945 wurde auch die Tuberkulosenfürsorge wieder aufgenommen und regelmäßige Sprechstunden abgehalten. Im November 1946 wurden von der Lungenfürsorgestelle 269 Erkrankte erfaßt; darunter befanden sich 63 offene Fälle.

Im Jahre 1945 kamen 132 Diphtherieerkrankungen zur Anmeldung; darunter waren 9 mit tödlichem Ausgang.

1946 kam erstmalig im Kreis die kombinierte Diphtherie-Scharlach-Schutzimpfung an Klein- und Schulkindern zur Durchführung. Aus Mangel an Lymphe konnten in den Jahren 1945 und 1946 keine Pockenschutzimpfungen vorgenommen werden.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Medikamenten war zeitweise unzureichend. Eine wesentliche Besserung in der Zuteilung an wirk-

samen Medikamenten für die Apotheken trat erst Ende des Jahres 1945 ein.

Seit 1946 werden in 9 Gemeinden wieder regelmäßige Mütterberatungsstunden abgehalten.

Den Mittelpunkt der gesamten praktischen öffentlichen Jugendhilfe bildet das Jugendamt. Zur Durchführung seiner Aufgaben zieht es die freien Wohlfahrtsverbände zur Mitarbeit heran.

Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liegt in der Ausübung der Amtsvormundschaft. Im Dezember 1943 betrug die Zahl der Amtsmündel 163. Wie sehr auch der Krieg hier nachhaltige Folgen hinterlassen hat, zeigt das Ansteigen dieser Zahl in den folgenden Jahren auf 566. Die Ursache für dieses gewaltige Ansteigen liegt in der überaus großen Zahl der unehelichen Geburten und ist außerdem durch einen nicht unerheblichen Zugang von Amtsvormundschaften aus dem Bereiche anderer Jugendämter bedingt. Von den 566 Amtsmündeln konnten bis 31. 12. 1947 140 durch Ueberleitung in Einzelvormundschaft, Legitimation, Adoption, Abgabe an andere Jugendämter, Volljährigkeit und Tod aus der Amtsvormundschaft ausscheiden. Zur Sicherstellung der Unterhaltsansprüche der unehelichen Mündel wurden in den Jahren 1944 bis 1947 52 Unterhaltsklagen erhoben, von denen 27 Erfolg und eine keinen Erfolg hatte, während über 24 noch nicht entschieden ist. Die verwalteten Mündelgelder beliefen sich am 31. 12. 1947 auf 119.390,09 Mark (im Jahre 1943 = 32.762,13 Mark). Zur Beitreibung des Mündelgeldes mußten in der Zeit von 1944 bis 1947 20 Lohnpfändungen durchgeführt werden, von denen 3 fruchtlos verliefen.

Eine umfangreiche Tätigkeit ist dem Jugendamt in seiner Eigenschaft als Gemeindevorstand und als Mitwirkender im Vormundschafswesen erwachsen. Die Zahl der als Vormund, Gegenvormund, Pfleger und Beistand dem Vormundschaftsgericht vorzuschlagenden Personen ist insbesondere durch die zahlreichen Eheschließungen der Kriegerwitwen angestiegen. Das Gleiche gilt auch für die Zahl der Abwesenheits-, Prozeß-, Unterhalts- und Erziehungspflegschaften und Pflegschaften für Gebrechliche. Eine Steigerung zeigt sich nicht zuletzt auch in der Mitarbeit bei dem Vormundschaftsgericht hinsichtlich aller Maßnahmen, welche die Personensorge für Minderjährige betreffen. In vermögensrechtlichen Sachen wurden 1946/47 88 Gutachten erstattet. In der Zeit von 1944 bis 1947 wurden 12 erziehungsgefährdete Jugendliche unter Schutzaufsicht gestellt. Am Schlusse des Jahres 1947 standen noch 17 Jugendliche unter Schutzaufsicht. Soweit letztere erfolglos blieb, erfolgte Ueberweisung in Fürsorgeerziehung, sodaß am 31. 12. 1947 36 Minderjährige in Fürsorgeerziehung standen.

Die durch vielerlei Gründe bedingte mangelnde Erziehung im Elternhause und in der Schule bewirkte eine erhebliche Steigerung der Fälle, in denen Strafverfahren gegen Jugendliche eingeleitet wurden. Von

1944 bis 1947 wurden 122 Jugendliche straffällig, wobei es sich in den meisten Fällen um Eigentumsdelikte handelte.

Wie sehr die Jugend unter den Auswirkungen des Krieges gelitten hat, wird am besten der Erzieher bestätigen können. Es wird Jahre mühevoller Arbeit kosten, um die geistigen und materiellen Schäden, wie sie uns auf dem Gebiete des Schulwesens entgegengetreten, zu beseitigen. Seit Herbst 1944 hatte kein geregelter Unterricht mehr stattgefunden; seit März 1945 entwuchs die Jugend der Schulzucht vollständig.

Am 1. 10. 1945 wurde in den Volksschulen des Kreises der Unterricht wieder aufgenommen. Die Verhältnisse, unter denen dies geschah, waren denkbar ungünstig. Von 38 Schulhäusern waren 9 derart beschädigt, daß sie für den Unterricht nicht benutzt werden konnten. Alle übrigen waren in einem mehr oder weniger schlechten Zustand: die Fensterscheiben zerbrochen, die Schulmöbel zum größten Teil zerstört, verschleppt oder stark beschädigt, die Öfen zum Teil entwendet oder unbrauchbar; durch die beschädigten Dächer drang die Nässe in Decken und Wände und setzte das Werk der Zerstörung fort. Auch die Lehr- und Lernmittel waren größtenteils entwendet, vernichtet oder beschädigt, ganz abgesehen davon, daß vieles Material, das aus der Zeit nach 1935 stammte, nicht mehr verwendet werden durfte. Es herrschte Mangel an Heften, Schülertafeln und Schreibmaterial.

Auch die personellen Verhältnisse waren unbefriedigend. Zahlreiche Lehrer waren gefallen, vermißt oder noch in Gefangenschaft, andere zum Unterricht noch nicht zugelassen oder suspendiert. So fehlten im ersten Schulhalbjahre rund 30% des normalen Personalbestandes, während sich unter den Beschäftigten zudem noch eine erhebliche Zahl von Aushilfskräften befand.

In den Ende 1946 und im Juni 1947 eingegliederten Gemeinden lagen die Verhältnisse insgesamt gesehen noch ungünstiger.

Durch die Zusammenarbeit aller Beteiligten konnten die Verhältnisse unter den obwaltenden Umständen zwar nur sehr langsam aber stetig gebessert werden. Vor allem wurden die Schulgebäude instand gesetzt, sodaß heute bis auf eine geringfügige Anzahl sämtliche Schulsäle wieder benutzt werden können. Auch die Kleinarbeit an der Herrichtung der Schulsäle hat deutlich sichtbar eingesetzt, und hierin wurden namentlich im letzten halben Jahre große Fortschritte erzielt. Dergleichen macht die Ausstattung der Schulen mit Lehrmitteln und die Versorgung mit Schulbüchern und Schreibmaterial Fortschritte. Durch die erleichterte Materialbeschaffung ist vor allem auch die für die Kinder so bedeutsame Schulreinigung wieder befriedigend. Vieles bleibt jedoch auf dem Gebiete der Instandsetzung und Erneuerung noch zu tun. So fehlen vor allem noch 34 Schulsäle, was in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß in den letzten 10 Jahren keine Schulhausneubauten erstellt wurden. Angesichts dieser Notlage haben einige

Gemeinden (Alsweiler, Bliesen, Mainzweiler, Niederlinxweiler) bereits den Neubau von Schulhäusern beschlossen.

Von den in Sonderlehrgängen im Jahre 1946 geschulten neuen Lehrkräften wurden dem Kreise 33 Lehrpersonen zugewiesen, denen im Herbst 1947 16 weitere Junglehrer und -lehrerinnen folgten, sodaß in der Personallage eine spürbare Besserung eintrat. Dazu füllt sich der Personalbestand durch die Rückkehr kriegsgefangener Lehrer und den Fortgang der Epuration weiter auf. Am 31. 5. 1948 zählte der Kreis 234 Lehrpersonen, und zwar 121 Lehrer und 113 Lehrerinnen, darunter rund 40% Junglehrer und Junglehrerinnen. Die Altersstruktur ist insofern ungünstig, als die Altersstufen über 45 und unter 30 Jahren weitaus überwiegen, und die mittlere Altersgruppe fast ganz fehlt. Bei Zugrundelegung einer Schülerzahl von 50 bis 60 je Klasse fehlen gegenwärtig noch 22 Lehrpersonen.

Zur Umgestaltung und Befruchtung der Erziehungsarbeit und zur weiteren Ausbildung der jüngeren Lehrkräfte hielt man laufend zahlreiche Arbeitsgemeinschaften, Vorträge, Kurse, Konferenzen und Lehrgänge ab. Wegen der großen räumlichen Ausdehnung wurde der Kreis im Oktober 1947 in 2 Schulaufsichtsbezirke geteilt:

Schulaufsichtsbezirk	Schulorte	Schulen	Lehrpersonen	Schüler
St. Wendel I	32	36	105	5853
St. Wendel II	39	47	129	6758

Die öffentliche Handelsschule des Kreises St. Wendel nahm ebenfalls am 1. 10. 1945 im Saale der Wirtschaft Klein mit 116 Schülern ihren Unterricht wieder auf. Erst gegen Ende Oktober konnte sie in ihr eigenes Schulgebäude einzziehen, das sie zwischenzeitlich jedoch wegen anderweitiger Inanspruchnahme des Gebäudes wiederholt räumen mußte. Ähnlich wie bei der Volksschule machte sich auch bei ihr der Mangel an Lehr- und Lernmaterial hemmend bemerkbar.

Als Vermittlerin berufstechnischen Könnens übt die Landwirtschaftsschule St. Wendel seit 1869 ihre fruchtbringende Tätigkeit aus. Aufbauend auf dem Wissen der Volks- und Berufsschule, sowie den Erkenntnissen praktischer Bauernarbeit will sie die Landjugend befähigen, ihre dem Berufsstand und dem Volksganzen schuldige Pflicht zu erfüllen. Der Besuch ist freiwillig. Ihr Lehrplan paßt sich den landwirtschaftlichen Verhältnissen an, indem sie für den Unterricht den Winter wählt, während sie ihre Schüler in den Sommermonaten in die väterlichen oder fremden Wirtschaften entläßt.

Ab 1. 4. 1948 untersteht die Schule der Landwirtschaftskammer des Saarlandes. Die sächlichen Kosten werden nach Maßgabe der aus den einzelnen Kreisen kommenden Schüler von den Kreisen St. Wendel und Ottweiler getragen.

Die Schule hat Platz für 60 Schüler und 24 Schülerinnen. Im Winterhalbjahr des Jahres 1946/47 nahmen an dem Unterricht 73 Schüler

teil; im Winterhalbjahr 1947/48 stieg die Zahl auf 113. Ueber die Herkunft der Schüler gibt nachstehende Uebersicht Aufschluß:

	Schüler		Schülerinnen	
	1946/47	1947/48	1946/47	1947/48
Kreis St. Wendel	26	53	22	24
Kreis Ottweiler	14	31	8	2
Kreis Saarbrücken	3	3	—	—

Neben der Unterrichtstätigkeit wird von den Fachlehrern und Fachlehrerinnen die Wirtschaftsberatung in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler ausgeübt.

Außerdem liegt bei der Landwirtschaftsschule die Geschäftsführung der Weidegenossenschaft St. Wendel und der Kreisabteilung St. Wendel des Landesverbandes für Pferde-, Rinder- und Ziegenzucht.

Die hauswirtschaftlichen Berufsschulen in Marpingen, Niederlinxweiler, Oberthal, Tholey und Hofeld wurden durch die Beschlagnahme ihrer Herde und sonstigen Geräte schwer getroffen. Dennoch nahmen sie — ausgenommen Hofeld — den Unterricht wieder auf. Dieser muß sich zunächst auf die Vermittlung theoretischer Kenntnisse beschränken, was einen fühlbaren Mangel darstellt. Jedoch sind die beteiligten Stellen bemüht, die fehlenden Einrichtungsgegenstände wieder zu beschaffen, um so den Schwerpunkt des Unterrichts wieder auf den praktischen Teil verlegen zu können.

Dem Bedürfnis nach weiterer Ausbildung wird durch das Gymnasium Wendalinum, einer Oberschule für Mädchen sowie durch das Gymnasium des Missionshauses entsprochen.

Bei allen Schularten wird der Unterrichtsfilm mehr und mehr in den Unterricht eingebaut. Die Kreisbildstelle, die seit September 1946 ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hat, versorgt die einzelnen Schulen mit dem erforderlichen Filmmaterial. Sie verfügt zur Zeit über 139 allgemein bildende Filme, über 35 Berufsschul- und 24 landwirtschaftliche Berufsschulfilme sowie 1028 Lichtbilder. Sie wird in Kürze auch über ein Tonfilmgerät verfügen. Im Schuljahr 1946/47 haben 19.422 Schulkinder an Filmvorführungen im Unterricht teilgenommen. Auch im abgelaufenen Schuljahr war die Ausleihezahl beträchtlich.

Zur Pflege guter Literatur wurde in St. Wendel ein Kulturheim geschaffen, dessen Betreuung der Kulturgemeinschaft obliegt.

In den Räumen des alten Rathauses werden demnächst ein Heimatmuseum und ein Archiv eingerichtet, die dem Forscher reiches Material bieten können.

Die Tätigkeit der Kreispolizeibehörde war nach dem Kriege ständigen Wandlungen unterworfen. Dennoch ist festzustellen, daß, abgesehen von Anordnungen und Maßnahmen der Militärregierung, auf polizeilichem Gebiete die im Polizeiverwaltungsgesetz vom 1. 6. 1931 nieder-

gelegten Aufgaben grundsätzlich den Polizeibehörden verblieben sind. Lediglich der § 5 dieses Gesetzes ist zum Teil durch Verordnung vom 15. 11. 1946 über die Verstaatlichung der kommunalen Vollzugspolizei überholt. Die Stellung des Landrats als Kreispolizeibehörde blieb jedoch unberührt; ebenso das Recht zum Erlaß von Polizeiverordnungen, polizeilichen Verfügungen und polizeilichen Strafverfügungen.

In den ersten Monaten nach Kriegsende bildete der Wiederaufbau der Feuerwehren eine Hauptsorge. Eine sorgfältige Erfassung des ehemaligen Feuerwehrpersonals, der Geräte und Ausrüstungsgegenstände ergab, daß in den meisten Gemeinden durch die Zerschlagung der bisherigen Feuerwehren und durch die Zerstörung wertvoller Ausrüstungsgegenstände ein ausreichender Feuerschutz nicht mehr gewährleistet war. Es wurde daher zunächst die Bildung einer Feuerwehreinsetzungsbereitschaft, bestehend aus 2 einsatzfähigen Gruppen, angeordnet und bis zum 23. 11. 1945 unter dem derzeitigen Kreisbrandmeister Dämmgen gebildet. Von diesem Zeitpunkte an schritt die Entwicklung stetig vorwärts. Heute beträgt die Stärke der Feuerwehr wieder 22 Offiziere, 102 Unteroffiziere und 1100 Mannschaften. Auch die Ausrüstung konnte neu beschafft oder ergänzt und die Gerätehäuser instandgesetzt werden, sodaß der heutige Zustand der Feuerwehr als befriedigend bezeichnet werden kann. Die Zahl der Haus- und Waldbrände ist unbedeutend.

Verkehrsübertretungen und Verkehrsunfälle waren in den ersten Monaten nach dem Kriege selten, was auf die völlige Lahmlegung des Kraftfahrzeugverkehrs zurückzuführen ist. Erst mit der Zunahme des letzteren ist auch wieder ein stetiges Ansteigen der Verkehrsunfälle sowie der Uebertretungen gegen die Straßenverkehrszulassungs- und Straßenverkehrsordnung zu verzeichnen. An Unfällen wurden seit 1945 gemeldet:

	Anzahl der Verkehrsunfälle	Anzahl der Verletzten	Anzahl der Toten
Im Jahre 1945	5	3	1
.. .. 1946	16	20	3
.. .. 1947	26	24	4

Wegen Verkehrsübertretungen wurden zur Anzeige gebracht und mit einer Strafe belegt:

	Anzahl der Anzeigen	Höhe der Gesamtstrafe
Im Jahre 1945	37	300,— Mark
.. .. 1946	178	1803,— ..
.. .. 1947	509	8466,— ..

Zum Schutze der Jugendlichen sah sich die Kreispolizeibehörde genötigt, dem Kinobesuch sowie dem Besuch von Tanzveranstaltungen durch Jugendliche ein besonderes Augenmerk zu widmen und ihren unter-

stellten Behörden Anweisung zu geben, Uebertretungsfälle schärfstens zu ahnden.

Die Beseitigung von Munition der ehemaligen Deutschen Wehrmacht lag bis September 1946 in Händen der Kreispolizeibehörde. Bis zu diesem Zeitpunkte wurden 5 Bunker und 189,5 Tonnen Munition vernichtet. Die weitere Beseitigung übernahm die Abteilung Entminung bei der Regierung des Saarlandes.

Auch der Kreis St. Wendel ist von Viehseuchen nicht verschont geblieben; im Jahre 1948 trat in Leitersweiler die ansteckende Blutarmut der Pferde und in Niederlinxweiler die Hühnerpest auf. Gleichzeitig griff die Maul- und Klauenseuche im Kreisgebiet um sich. Bis zum 30. 7. 1948 waren 306 Gehöfte in 42 Gemeinden verseucht; verendet sind bisher 23 Kühe und Rinder, 16 Kälber, 34 Schweine und 47 Ziegen. Die Zahlen sind jedoch nicht genau, da viele Eingänge verheimlicht wurden. Der Schaden beläuft sich auf mehrere Millionen Franken; dabei kann der indirekte Schaden nicht einmal annähernd bestimmt werden. In allen Fällen wurden seitens der Kreispolizeibehörde im Einvernehmen mit dem Kreisveterinärat die erforderlichen Viehseuchenpolizeilichen Anordnungen getroffen, um eine weitere Verbreitung zu verhindern.

Mit dem Inkrafttreten der Verordnung Nr. 22 vom 12. 12. 1945, welche die Wiederherstellung des Vereinsrechts im französischen Besatzungsgebiet zum Gegenstand hat, konnte auch das Vereinsleben wieder aufblühen. Die Ueberprüfung der Anträge obliegt der Kreispolizeibehörde im Einvernehmen mit dem Bezirksdelegierten des Hohen Kommissars in Neunkirchen. Die endgültige Genehmigung zur Wiederaufnahme der Tätigkeit erteilt das Hohe Kommissariat in Saarbrücken. Zur Zeit werden bearbeitet 32 Jugendvereine, 50 Kulturvereine, 44 Sportvereine, 62 landwirtschaftliche Vereine (ohne die Genossenschaften) und eine Anzahl sonstiger Vereine.

In Paßangelegenheiten ist der Kreispolizeibehörde vorerst nur eine überprüfende Tätigkeit zugewiesen.

Die Registrierung und technische Ueberwachung der Kraftfahrzeuge, die Lenkung des Transportraumes, die Bewirtschaftung einer Reihe von Kraftfahrzeugersatzteilen (Reifen und Batterien) sind Aufgaben, die von der Kreisstraßenverkehrsstelle wahrgenommen werden. Seit 1. 3. 1948 ist auch die Treibstoffverausgabung, die bis zu diesem Zeitpunkt der Kreissparkasse oblag, auf die Straßenverkehrsstelle übergegangen.

Die durch Kriegereignisse in Verlust geratenen Kraftfahrzeugunterlagen wurden auf Grund einer Neuregistrierung aller vorhandenen

Fahrzeuge wieder erstellt. Ueber den Stand der Zulassungen gibt nachstehende Uebersicht Aufschluß:

	Juni 1946	Juli 1948
Krafträder	206	703
Personenkraftwagen	373	-263
Lastkraftwagen und Sonder-Kfz.	181	351
Anhänger	36	46

Von den registrierten Lastkraftwagen sind 40% ehemaliges Wehrmachtsgut. Die auf Grund des Reichsleistungsgesetzes und zur Benutzung für die Militärregierung beschlagnahmten Kraftfahrzeuge sind bis auf 11 Personenwagen und 10 Krafträder wieder freigegeben.

Dem Kreis stehen monatlich ca. 70 000 Liter Benzin und 60 000 Liter Dieselkraftstoff zur Verfügung, die an nach Gruppen unterteilte Kontingenträger zur Verausgabung gelangen.

Bei dreimaliger Umschreibung wurden 6178 Führerscheine ausgestellt. An weiteren Papieren gelangten u. a. zur Ausgabe: 3972 Fahrtenbücher, 9982 Fahrradscheine und ca. 30 000 Fahrbefehle.

Mit der Aufrechterhaltung der Ordnung im Kreise St. Wendel wurden nach Kriegsende durch den Landrat im Einvernehmen mit dem Militärkommandanten 13 ältere Gendarmeriebeamte beauftragt und auf die vorhandenen 10 Gendarmerieeinzelposten verteilt. Die Kreisverweiterung und die zunehmenden Aufgaben hatten eine laufende Personalverstärkung und schließlich eine Neuorganisation zur Folge. Im November 1947 wurden die Gendarmerieposten aufgelöst und durch das Brigadesystem ersetzt. Bis zu dem genannten Zeitpunkt war die Stärke bereits auf 60 Beamte angestiegen; sie hat sich bis heute auf 114 Beamte erhöht. Die Gendarmerie-Inspektion, die dem Landrat unmittelbar unterstellt ist, untergliedert sich in die Gendarmerie-Sektionen St. Wendel und Nohfelden. Die Sektionen unterteilen sich wieder in Brigaden, und zwar die Gendarmerie-Sektion St. Wendel in die Brigaden St. Wendel, Tholey, Gudesweiler und Oberkirchen, die Gendarmerie-Sektion Nohfelden in die Brigaden Türkismühle und Nonnweiler. Die Beamten versahen in den ersten Monaten ihren Dienst in Zivilkleidern. Erst im August 1947 erfolgte eine einheitliche Uniformierung. Die Ausrüstung mit Schußwaffen erfolgt nunmehr Zug um Zug.

Nach Kriegsende erwuchs dem Kreisbauamt ein weites Betätigungsfeld. Im Kreisgebiet waren durch 621 Fliegerangriffe mit Bombenabwurf und Bordwaffenbeschuß 3262 Gebäude beschädigt, davon 2382 leicht, 679 schwer und 201 waren total zerstört.

Von den kirchlichen Gebäuden wurde die St. Annen-Kirche in St. Wendel total zerstört, die katholischen Pfarrkirchen in Tholey, Theley und Nonnweiler schwer und weitere 9 Kirchen leicht beschädigt. Die Schulhäuser in Nonnweiler, Marth und Theley sowie die Berufsschule

in Niederlinxweiler trugen schwere Schäden davon; leichtere Schäden erlitten 20 Schulhäuser. Das Volksschulgebäude in Scheuern fiel der Zerstörung völlig anheim. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden wurden total zerstört: das Kreisbauamt und Gesundheitsamt, das Verwaltungsgebäude des ehemaligen Amtes St. Wendel-Land, das städtische Gaswerk sowie der Eisenbahnaufenthaltsraum in Bliesen. Schwere Schäden erlitten in St. Wendel das Amtsgericht, das Finanzamt, das Bahnhofsgebäude, das Eisenbahnbetriebsamt, die Bahnmeistereien I und II, die Eisenbahnwerkstätte, die städtischen Werke, das Postamt, das Hildegardisheim und zwei Gebäude des Landratsamtes; in den Landgemeinden das Rathaus in Tholey, das Amtsgebäude des Verwaltungsbezirkes Nonnweiler, das Bahnhofsgebäude in Türkismühle, das Feuerwehrgerätehaus in Niederlinxweiler sowie die Molkerei in Niederlinxweiler. Leichtere Schäden wurden 18 weiteren öffentlichen Gebäuden zugefügt. 4 Eisenbahnbrücken: bei Nonnweiler (1), Bierfeld (2) und Primstal (1) sowie 10 Straßenbrücken: bei Remmesweiler (1), Werschweiler (1), Braunshausen (1), Buweiler (1), Kostenbach (1), Mariahütte (2), Asweiler-Eitzweiler (1), Marth (1) und Hoof (1) wurden zerstört. Die Brücke in der Brühlstraße, St. Wendel, wurde schwer beschädigt. Bei der Aufgabe, diese Schäden baldmöglichst zu beseitigen, stellten sich dem Wiederaufbau zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Diese waren hauptsächlich bedingt durch den Mangel an Arbeitskräften und die katastrophale Knappheit an Baustoffen. Dennoch ist bereits ein großer Teil der oben genannten Gebäude wiederhergestellt bzw. wieder benutzbar. Von den privaten Aufbauwilligen kamen allerdings verhältnismäßig wenige zum Zuge. Im Zeitraum von 1945 bis 1947 konnten nur 425 Anträge für Neubauten und 940 meldepflichtige Wiederinstandsetzungsarbeiten genehmigt werden.

Bei dem Genehmigungsverfahren machte sich außer den vorgenannten Hemmnissen auch der lange Instanzenweg hemmend bemerkbar, der über mehrere Kommissionen und Dienststellen lief. Erst durch die Vereinfachung des Genehmigungsverfahrens, sowie nach Ablauf der Verordnung über ein zeitweiliges Bauverbot am 1. 4. 1948 und nicht zuletzt durch die Rückgabe der vom 1. 8. 1947 bis 1. 4. 1948 durch das staatliche Bauamt ausgeübten Baupolizeigeschäfte an den Kreis war eine schnellere Erledigung des Baugenehmigungsverfahrens gewährleistet. So konnten in knapp 2 Monaten im Jahre 1948 147 Bauanträge geprüft und ebensoviele Bauscheine den oft ungeduldig wartenden Bauherrn ausgehändigt werden. Das ist stark $\frac{1}{3}$ der Anträge, zu deren Erledigung es zuvor zweier Jahre bedurfte.

Ein umfangreiches und recht unangenehmes Arbeitsgebiet bildete die Verteilung der bewirtschafteten Baustoffe. Von 1945 bis 1947 wurden

durch das Kreisbauamt verteilt:

850 Tonnen Zement	2 500 qm Dachpappe
260 Tonnen Kalk	80 000 kg Eisen
280 Tonnen Gips	3 000 kg Nägel
480 000 Stück Backsteine	4 000 kg Schwarzblech
290 000 Stück Ziegel	470 cbm Holz
4 800 qm Blechziegel	8 000 qm Holzfaserplatten

Nach der Währungsumstellung ist auf dem Gebiete der Baustoffbewirtschaftung eine erhebliche Erleichterung eingetreten. Zur Zeit sind nur noch Zement, Backsteine, Ziegel, Holz und Eisen bewirtschaftet, die aber zum Teil auch schon im freien Handel zu erhalten sind.

Im Rahmen der hochbaulichen Tätigkeit wurde der Instandsetzung der Schulgebäude besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Im Bereiche der Tiefbauabteilung, die erst Anfang 1946 ihre Tätigkeit wieder aufnahm, konnten trotz der bestehenden Materialknappheit folgende Arbeiten ausgeführt werden:

1. Verlegung einer neuen Quellenleitung von 800 m Länge für die Wasserleitung in der Gemeinde Selbach.
2. Instandsetzung des durch Kriegseinwirkung zerstörten Ortsnetzes der Wasserleitung in der Gemeinde Nonnweiler.
3. Oertliche Aufnahmen und Aufstellung eines Entwurfes für die Wasserleitungserweiterung in der Gemeinde Gehweiler.
4. Oertliche Aufnahmen und Aufstellung eines Entwurfes für die Wasserleitungserweiterung in der Gemeinde Hasborn.
5. Ausschreibung für die Verlegung der Quellenleitung in der Gemeinde Wolfersweiler.
6. Ausschreibung für die zu erstellende Tiefbohrung in der Gemeinde Niederlinxweiler.
7. Ausschreibung über die Wiederherstellung des Sammelbehälters der Wasserversorgungsanlage in der Gemeinde Leitersweiler.
8. Oertliche Absteckung der Ortsstraße in Namborn.
9. Oertliche Aufnahme der Ortsstraßen in den Gemeinden Urweiler und Urexweiler.
10. Oertliche Aufnahme und Absteckung eines Feldweges in der Gemeinde Hirstein.
11. Aufstellung eines Entwurfes der kriegszerstörten Brücken
 - a) in Asweiler-Eitzweiler
 - b) in Remmesweiler (Kiesmühle).
12. Aufstellung der Entwürfe der durch Hochwasser zerstörten Brücken in:
 - a) Theley (Leitzweiler)
 - b) Notbrücke in Dörrenbach einschließlich Ueberwachung der Ausführung
 - c) Mosberg-Richweiler.

13. Ausschreibung für die Instandsetzung der gewölbten Steinbrücke in Marpingen.

14. Oertliche Aufnahme und teilweise Herstellung der zeichnerischen Unterlagen sämtlicher im Kreise vorhandenen Brücken über 5 m Spannweite.

Die Gebietserweiterungen brachten dem Kreise eine bedeutende Steigerung seiner Wegebaulasten. Während er früher nur 11,111 km zu unterhalten hatte, unterliegen heute 82 km Kreisstraßen seiner Unterhaltung. Ein großer Teil dieser Straßen befindet sich in einem baulich äußerst schlechten Zustande. Zu ihrer Instandsetzung werden künftig nicht unerhebliche Mittel in Anspruch genommen werden müssen. Die Kreisverwaltung hat bereits ein systematisches Wegebauprogramm aufgestellt, das vor allem die Instandsetzung und die Herstellung neuer Wege zwecks besserer Verbindung der Gemeinden untereinander und der letzteren zur Kreisstadt vorsieht.

Durch die Militärregierung wurden dem Kreisbauamt auch der Aufbau der Zollbaracken sowie die Unterhaltung und Instandsetzung der für die Zollbeamten beschlagnahmten Wohnungen übertragen. 8 Straßenbaracken und 14 Wachhäuser, die der Zollabfertigung an den Hauptverkehrs- und Ortsverbindungsstraßen dienen, wurden errichtet. Daneben lief die umfangreiche und schwierige Betreuung der Zollbeamten-Wohnungen, die heute allerdings bedeutend erleichtert ist.

Die größten Bauaufgaben sind jedoch erst in Zukunft zu bewältigen, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse es gestatten, den Wiederaufbau in vollem Umfange in Angriff zu nehmen. Bis dahin wird sich das Kreisbauamt durch Planung und Aufstellung baureifer Entwürfe darauf vorbereiten, im gegebenen Augenblick die Bautätigkeit ohne Verzug aufnehmen zu können.

Den heimischen Handel, das Gewerbe und Handwerk sowie den Verkehr hatte der Krieg schwer getroffen und teilweise sogar völlig zum Erliegen gebracht. Der Kaufmann und Gewerbetreibende, soweit sie überhaupt noch existierten, waren zum bloßen Verteiler der knapp bemessenen Verbrauchsgüter herabgesunken. Diese Tatsache war um so schwerwiegender, als Handel und Gewerbe im Kreise St. Wendel bodenverwurzelt und gewachsen und zum großen Teil Träger des städtischen und ländlichen Lebens waren.

Bereits vor dem Kriege und insbesondere während des Krieges hatte der Staat durch zahlreiche gesetzgeberische Maßnahmen in Handel und Gewerbe eingegriffen. Aber auch die Nachkriegsverhältnisse ließen es nicht zu, der gewerblichen Wirtschaft freien Lauf zu lassen. Insbesondere war es notwendig, das gewerbliche Zulassungsverfahren neu zu regeln. Dies ist durch zahlreiche Erlasse, Anordnungen und Verfügungen der Militärregierung und saarländischen Regierungsstellen geschehen. Die zur Zeit in Kraft befindliche Verordnung über die Errichtung, Wiedereröffnung, Erweiterung, Umwandlung, Uebernahme

oder Verlegung eines Industrie-, Handels- und Handwerks- oder sonstigen Gewerbebetriebes vom 27. 9. 1946 hat jede gewerbliche Tätigkeit, ganz gleich welcher Natur, der Genehmigungspflicht unterworfen. Wenn auch dieser Genehmigungszwang eine Gewerbefreiheit illusorisch macht, so war und ist er bei den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen vollauf berechtigt. Der Wille weiter Personenkreise zur Selbständigmachung ist ungewöhnlich groß. In den verflossenen drei Jahren wurde z. B. eine Vielzahl von Anträgen gestellt, weil die Bewerber es ablehnten, in ein Arbeitnehmersverhältnis einzutreten, oder sogar aus dem Grunde, um einen Arbeitsnachweis zu erhalten. Viele Antragsteller waren zudem aus finanziellen Gründen nicht genötigt, eine Arbeitnehmertätigkeit aufzunehmen. Nach der Währungsumstellung begründete man dagegen die Anträge auf Selbständigmachung in den verschiedensten Wirtschaftszweigen vielfach damit, daß das frühere Arbeitsverhältnis gekündigt wurde, daß eine Arbeit nicht gefunden werden kann, oder aber daß das derzeitige Arbeitseinkommen zum Lebensunterhalt nicht ausreicht.

Seit Januar 1947 wurden insgesamt 1763 Anträge auf Neuerrichtung, Erweiterung, Wiedereröffnung, Umwandlung, Uebernahme oder Verlegung von Handels- oder Handwerksbetrieben beim Landratsamt eingereicht. Davon wurden bisher 206 Anträge abgelehnt und 307 Anträgen stattgegeben, während 693 Anträge sich noch in Bearbeitung befinden. 57 Anträge wurden von den Antragstellern zurückgezogen. Die Entscheidungen ergingen durchweg im Einklang mit den Gutachterstellen der einzelnen Berufsvertretungen.

Normale Verhältnisse im Handel, Handwerk und sonstigen Gewerbe wird aber erst ein gesunder Ausgleich der Lohn- und Preisverhältnisse schaffen. Ob begründete Aussichten auf eine günstige Entwicklung in dieser Hinsicht gegeben sind, wird nicht allein von lokalen Verhältnissen abhängen.

Eine gelenkte Wirtschaft kommt ohne eine gut funktionierende Preisüberwachung nicht aus. Deshalb wurde auch im Bereiche des Regierungspräsidiums Saar im August 1945 die Organisation der Preisstellen wieder aufgebaut. Im Kreise St. Wendel wurde beim Landratsamt eine derartige Stelle eingerichtet, die im November 1945 ihre Tätigkeit aufnahm. Ihre Hauptaufmerksamkeit galt zunächst der Kontrolle der Lebensmittel-, Getränke-, Vieh- und Fleischpreise. Nach und nach wurde jedoch das Netz der Kontrollen immer dichter gezogen, bis es sich auf alle Gebiete der Wirtschaft ausgedehnt hatte. Neben den täglichen allgemeinen Preisüberwachungen liefen zahlreiche Sonder- und Saison-Kontrollen. Seit 1947 kommt auch der Mietpreisbildung und -überwachung eine besondere Bedeutung zu.

Zur Preisbildung kam ab 1. 9. 1947 noch die Wirtschaftskontrolle hinzu. Gleichzeitig wurde die Dienststelle vom Landratsamt getrennt.

Obgleich es sich die Preisstelle zur Aufgabe gemacht hat, belehrend und vorbeugend zu wirken, so mußte dennoch eine nicht unerhebliche Zahl von Preissündern in empfindliche Ordnungsstrafen genommen werden.

In der Zeit vom 1. 9. 1945 bis 1. 9. 1947 wurden

272 Anzeigen erstattet,

300 gebührenpflichtige Verwarnungen mit 900,— Mark erteilt,

136 Ordnungsstrafen in Höhe von insgesamt 23 750,— Mark verfügt,

103 widerrechtlich erzielte Mehrerlöse in einem Gesamtbetrage von 46 750,— Mark eingezogen.

Schwerer wiegende Fälle wurden der oberen Preisbehörde zur strafrechtlichen Verfolgung zugeleitet.

Der Zusammenbruch im Frühjahr 1945 zerstörte die Grundlagen der Finanzwirtschaft des Kreises und seiner Gemeinden. Es fielen vom 4. Vierteljahr des Rechnungsjahres 1944 ab auf der Einnahmeseite u. a. die Schlüsselzuweisungen des Staates, des weiteren die Forderungen an das Reich sowie die Zinsen aus den angelegten Rücklagen aus. Die Ueberweisungen aus dem Gewerbesteuerausgleich und die Bürgersteueranteile verminderten sich besonders bei der Gewerbesteuer wesentlich. Demgegenüber belasteten neue, untragbare Ausgaben sowohl den Kreis als auch die Gemeinden. Während früher das Reich die Fürsorgelasten für die Familien der Kriegsgefangenen, Vermißten, Evakuierten und Flüchtlinge ganz oder bis zu 95% getragen hatte, mußten der Kreis und die Gemeinden diese Ausgaben nach Kriegsende tragen. Hinzu kam ein durch die Nachkriegszeit bedingter vergrößerter Verwaltungsapparat zur Erledigung der übertragenen Staatsaufgaben, dessen Kosten die Gemeindegeldtats schwer belasteten. Erhebliche Fehlbeträge im Rechnungsjahr 1945 waren die Folge. Sie wurden teils aus Beständen früherer Rechnungsjahre, teils aus Rücklagen gedeckt oder mußten in das Rechnungsjahr 1946 übernommen werden. Nicht so schwer getroffen waren die neueingegliederten Gemeinden, deren Regierung Rheinland-Pfalz sich mit 50% an den Fürsorgelasten beteiligt hatte.

Durch die Heimführung der Evakuierten und die Rückkehr der Kriegsgefangenen senkten sich im Rechnungsjahr 1946 die außerordentlich hohen Fürsorgelasten. Am 1. Oktober 1946 trat auch die langgeforderte Neuordnung des Lastenausgleichs mit einer entsprechenden Beteiligung des Staates an der Kreisfürsorge in Kraft. Diese Entlastung sowie die ab 1946 erfolgte 100-prozentige Erhöhung der Grundsteuer, ein erhöhter Eingang an Vergnügungssteuern und die Bedarfszuweisungen des Staates genügten jedoch nicht, um den Rechnungsausgleich herbeizuführen. Auch im Rechnungsjahr 1947 hat der Staat den Finanzausgleich noch nicht geregelt, wenn auch größere Bedarfszuweisungen zur teilweisen Deckung der Fehlbeträge bewilligt wurden.

Nach Einführung der Frankenwährung am 20. 11. 1947 trat das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben noch stärker in Erscheinung. Den im Verhältnis 1:20 bzw. 1:35 umgestellten Einnahmen standen — abgesehen von dem Schuldendienst — Ausgaben im Verhältnis 1:100 und mehr gegenüber. So mußten Gemeinden, die bei strengster Sparsamkeit einen Ausgleich ihrer Rechnung erhofften, mit Fehlbeträgen abschließen.

Der Kreis hat seine Rechnungen im ordentlichen Haushalt wie folgt abgeschlossen:

1945:	321.271,— Mk. Fehlbetrag
1946:	65.242,— „ „
1947:	3.872.234,— Frs. „

Die Gemeinden schließen ihre Rechnungen einschließlich der Ergebnisse der Vorjahre im Rechnungsjahr 1947 mit einem Fehlbetrag von insgesamt 15.271.051,— Frs. ab.

Der Kreis als kommunale Körperschaft finanziert sich aus Einnahmen seines Vermögens, aus Steuern und Finanzzuweisungen des Staates sowie einer Umlage, die er von den Gemeinden erhebt (Kreisumlage). Die Einnahmen aus seinem Vermögen — Zinseinnahmen und Beteiligung an wirtschaftlichen Unternehmungen — kamen nach dem Kriege gänzlich in Wegfall oder sind beträchtlich gesunken. Die Steuern, die der Kreis selbst erhebt, sind unbedeutend. Neben den Finanzzuweisungen ist die Kreisumlage die hauptsächlichste Einnahmequelle. Infolge des Ausfalls der Finanzzuweisungen in den Rechnungsjahren 1945 bis 1947 bildete die Kreisumlage daher das alleinige Fundament der Finanzierung.

Als Kreisumlagen wurden erhoben:

1945:	227.162,— Mark
1946:	291.428,— „
1947:	368.612,— „

Die Gemeinden haben diese Umlage aus ihrem eigenen Steueraufkommen getragen. Das Steueraufkommen einschließlich der Ueberweisungen aus dem Gewerbesteueraufkommen und Bürgersteuerausgleich betrug:

	1945 Mark	1946 Mark	1947 Mark
Grundsteuer A	428.651,—	565.524,—	645.922,—
Grundsteuer B	217.813,—	305.383,—	421.831,—
Gewerbesteueranteile	119.773,—	275.369,—	276.435,—
Bürgersteueranteile	189.078,—	187.332,—	201.695,—
Vergnügungssteuer	32.656,—	192.206,—	165.874,—
Hundesteuer	8.181,—	11.175,—	30.537,—
Verwaltungsgebühren	8.953,—	14.324,—	25.144,—
Bedarfszuweisungen	192.811,—	415.811,—	1.404.840,—
Insgesamt	1.197.916,—	1.967.215,—	3.172.276,—

Als Ausgleich für Steuern, die auf den Staat übergegangen sind, erhalten der Kreis und die Gemeinden Finanzzuweisungen. Diese werden auf Grund gesetzlicher Regelung nach einem festgelegten Schlüssel berechnet und als sogenannte Schlüsselzuweisungen verteilt. Wie bereits oben angedeutet, hat der Staat in den Rechnungsjahren 1945, 1946 und 1947 an Stelle von Schlüsselzuweisungen Bedarfszuweisungen zur teilweisen Abdeckung der Fehlbeträge gegeben. Dieses Verfahren stellt nicht nur eine äußerst unsichere finanzielle Grundlage dar, sondern ist auch eine durch nichts gerechtfertigte Benachteiligung des Kreises und der Gemeinden. Erfreulicherweise sind jedoch vom Rechnungsjahr 1948 an wieder Schlüsselzuweisungen auf der alten Grundlage in Aussicht gestellt.

Mit Rücksicht auf seine überwiegend auf den Saargruben beschäftigte Arbeiterschaft und zur Wahrung der kommunalen Interessen an der Versorgung mit Strom und Gas ist der Kreis an der Vereinigten-Saar-Elektrizitäts-AG. Saarbrücken mit 9.760.000,— Frs. und an der Saar-Ferngas-AG. Saarbrücken mit 1.060.000,— Frs. beteiligt. Zur Zeit arbeiten beide Gesellschaften noch mit Verlust.

Die Brennstoffnot bewog den Kreis, sich auch an der Vereinigung zur Beschaffung von Kohle und Kalk e. G. m. b. H. St. Wendel mit 10.000,— Mark zu beteiligen. Diese nur für die Zeit der Not gegründete Genossenschaft mußte nach der Währungsumstellung liquidiert werden.

Mit den in den vorangegangenen Abschnitten behandelten Aufgaben der staatlichen und kommunalen Kreisverwaltung sind diese bei weitem nicht erschöpft. Es würde jedoch im Rahmen dieses Berichtes zu weit führen, wenn jeder Verwaltungstätigkeit ein besonderer Abschnitt gewidmet würde. So müssen die Aufgaben ganz allgemeiner Art und internen Charakters außeracht bleiben, wie z. B. die Angelegenheiten des eigenen Geschäftsbereiches, die Rechtsberatung, die Rechts- und Amtshilfe, der Verkehr mit der Regierung einerseits und mit den unterstellten Dienststellen andererseits, die Wahrung und Förderung der Kreis- und Gemeindeinteressen usw. Jedoch verdienen einzelne Tätigkeiten noch eine besondere Hervorhebung.

Im Rahmen der politischen Bereinigung wurden bei der Kreisverwaltung drei Säuberungsausschüsse gebildet. Die zwei für Wirtschaftsunternehmen gebildeten Ausschüsse bearbeiteten in wöchentlich stattfindenden Sitzungen 1850 Fragebogen, während der für die Behörden gebildete Ausschuß 1284 Fragebogen durchprüfte. Den Verwaltungsbediensteten sind zum größten Teil die Epurationsbescheide schon zugegangen.

Nach Maßgabe der Rechtsanordnung zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 15. 4. 1947 wurde auch für den Kreis St. Wendel ein Untersuchungsausschuß geschaffen. Die Ernennung des

Vorsitzenden und der Mitglieder erfolgte durch den Staatskommissar für die politische Säuberung.

Bis jetzt sind dem Untersuchungsausschuß 94 Einsprüche von dem Staatskommissar zur Beurteilung zugeleitet worden. Der Ausschuß hat in 20 Sitzungen (bis zum 1. 6. 1948) 45 Fälle erledigt.

Nach Erlaß der Rechtsanordnung über die vorläufige Versorgung der Opfer des Nationalsozialismus vom 25. 4. 1947 konnte der bei der Kreisverwaltung bestehende Dreierausschuß für die politische Wiedergutmachung seine Beratungen zur Ueberprüfung der eingereichten Anträge in vollem Umfange aufnehmen. In 56 Sitzungen wurden bis heute 484 Anträge behandelt. Von den der Regierung mit dem Gutachten des Ausschusses zugeleiteten Anträgen wurden bisher 72 entschieden, und zwar wurden 47 Antragsteller als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt, während in 25 Fällen ablehnende Bescheide ergingen. Es liegen zur Zeit noch 66 Anträge vor, die noch nicht bearbeitet wurden. Weitere 30 Personen haben die Geltendmachung ihrer Ansprüche angezeigt.

Ein großer Teil der Antragsteller hat Antrag auf Bewilligung eines Vorschusses bis zu 30.000,— Frs. gestellt. Von diesen sind inzwischen 12 mit einem Gesamtbetrage von 330.000,— Frs. berücksichtigt worden. Außerdem kam eine Weihnachtsspende von 90.000,— Frs. an bedürftige Opfer zur Verteilung, an der 33 Opfer mit Einzelbeträgen von 2.000,— bis 5.000,— Frs. teilhatten. Zur Zeit der Zwangsbewirtschaftung kamen die Opfer außerdem in den Genuß von Lebensmittelzu~~atz~~karten und wurden bevorzugt bei der Verteilung von Spinnstoffen usw. berücksichtigt.

Die Bearbeitung der Staatsangehörigkeitssachen ist erschwert durch die seit dem Jahre 1938 erfolgten Veränderungen der Landesgrenzen im Osten und Südosten des früheren Reichsgebietes, die Ausweisung von Volksgruppen aus diesem Raume, aber auch durch Eheschließungen Kreiseingesessener mit Angehörigen dieser Staaten.

Der Grundstücksverkehr unterliegt der Genehmigung der unteren Verwaltungsbehörde (Landrat). Das Wohnsiedlungsgesetz ist in Kraft geblieben. Dagegen ist die Preisstoppverordnung bei Verkäufen von bebauten und unbebauten Grundstücken nicht mehr anzuwenden. Nach dem Kriege wurden 1663 Anträge bearbeitet, die fast ausnahmslos genehmigt werden konnten.

Die Verwaltungsgerichtsbarkeit ruht noch. Verschiedene Befugnisse des Kreisverwaltungsgerichts werden durch den Landrat ausgeübt. Nach der Währungsumstellung laufen die Anträge auf Erteilung der Branntweinkleinhandelserlaubnis und Gast- und Schankwirtschaftskonzessionen wieder stärker ein. Auch Anträge auf Errichtung und Veränderung von

gewerblichen, einer besonderen Genehmigungspflicht unterliegenden Anlagen kommen wieder zur Bearbeitung.

Das Rechnungs- und Gemeindeprüfungsamt, dessen Tätigkeit im Kriege zunächst eingeschränkt und später fast ganz eingestellt worden ist, wird in Kürze wieder in Funktion treten.

Die im Vorstehenden geschilderte Entwicklung zeigt, in welchem Ausmaße der letzte große Krieg die Grundlagen auf fast allen Lebensgebieten zerstört oder doch stark erschüttert hat. Mag es nun Handel und Gewerbe sein, die einen gewaltigen Rückgang zu verzeichnen haben, mag es die Landwirtschaft sein, die in eine ihresgleichen suchende Krise geraten ist, mögen es die finanziellen Nöte sein, in denen die Gemeinden durch verminderte Einnahmen und durch vermehrte Ausgaben stecken, überall bietet sich uns das gleiche Bild. Um so erfreulicher ist es, wenn wir auf diesem oder jenem Gebiete bereits eine Aufwärtsentwicklung feststellen können. Es bleibt dabei freilich noch manches zu wünschen übrig.

Die Rückkehr in die von einem jeden gewünschten normalen Verhältnisse liegt jedoch nicht in der Macht lokaler Verwaltungen. Bei allem guten Willen und allen Anstrengungen der letzteren bedarf es in erster Linie der Wiederherstellung des Vertrauens der Völker untereinander. Erst wenn dieses wieder hergestellt ist, werden auch die tausend großen und kleinen Sorgen, die fast allen gemeinsam sind, und die uns das tägliche Leben zu einer steten Kampfbahn machen, auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden können und die Bahnen zu einer echten und dauerhaften Aufwärtsentwicklung frei sein. Solange aber die große Versöhnung nicht stattgefunden hat, ist es notwendig und vernünftig, die jeweilige Wirklichkeit geduldig abzuschätzen und ihr das Möglichste abzurufen.

Dazu gehört zunächst, daß ein jeder zu der zu erstrebenden Entwicklung seinen Beitrag leistet, mag dieser auch noch so bescheiden sein. Der beste Beitrag in unserer Situation aber ist: sparen und arbeiten. Die Kreisverwaltung, die Gemeinden und Gemeindeverbände werden auch hier mit gutem Beispiel vorangehen und vor allem durch äußerste Sparsamkeit in der Verwaltung die Lasten der noch steuerfähigen Kreiseingesessenen auf ein Mindestmaß herabdrücken. Darüber hinaus werden sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten nach wie vor alle Bestrebungen unterstützen, die dem Einzelnen erträgliche Lebensbedingungen zu schaffen suchen, um auf diesem Wege künftig wieder eine sich aufwärtsbewegende Kommunalpolitik auf allen Gebieten treiben zu können; denn nur, wenn es den einzelnen Kreiseingesessenen gut geht, ist auch der Wohlstand der Gemeinden und damit der Wohlstand des gesamten Kreises gesichert.

BEHÖRDEN-VERZEICHNIS

Kreis St. Wendel

72 Landgemeinden und 1 Stadtgemeinde. 479,37 qkm Flächeninhalt, 75 580 Einwohner.

Kreisverwaltung

Landratsamt St. Wendel, Mommstraße 19—23, Telefon Nr. 401—404. Dienststunden von 8,00—12,30 Uhr und von 13,30—17,30 Uhr. Samstags von 8,00—13,00 Uhr. Nachmittags für den Publikumsverkehr geschlossen. Sprechstunden des Landrats jeden Dienstag und Freitag von 9,00—12,00 Uhr.

Landrat: Dr. Schütz, St. Wendel, Mommstraße 23, Telefon 402.

Vertreter: Kreissyndikus Schmidt, St. Wendel, Kapellenweg 5. Tel. 403.
Regierungsamtmann Moseler, St. Wendel, Parkstraße 2.

Kreissparkasse

St. Wendel, Bahnhofstraße 21—23, Telefon 415.

Leiter: Sparkassendirektor Graesel.

Nebenstellen in: Alweiler, Freisen, Hasborn, Kostenbach, Marpingen, Niederkirchen, Niederlinxweiler, Nöhfelden, Nonnweiler, Oberkirchen, Oberthal, Primstal, Sötern, Sotzweiler, Tholey, Türkismühle, Urexweiler, Wolfersweiler.

Verwaltungsbezirke und Bürgermeistereien

1. **Verwaltungsbezirk Namborn**, Sitz in Namborn, Tel. Oberthal 142.
Verwaltungsvorsteher: Kreissyndikus Schmidt (m. d. W. d. G. b.).
Verwaltungsausschuß: Vorsitzender Bürgermeister Sesterheim, Namborn — 25 Mitglieder.

Angeschlossene Gemeinden:

Eisweiler: Bürgermeister Scheer, Tel. 23	Hofeld: Bürgermeister Becker, Tel. 24
Furschweiler: Bürgermeister Thiel, Tel. 31	Namborn: Bgmstr. Sesterheim, Tel. 107
Gehweiler: Bürgermeister Schreier, Tel. 43	Pinsweiler: Bürgermeister Simon, Tel. 22
Grügelborn: Bürgermeister Alles, Tel. 2	Reitscheid: Bürgermeister Schaadt, Tel. 1
Heisterberg: Bürgermeister Gillen	Roschberg: Bgmstr. Haßdenteufel, Tel. 33
Hirstein: Bürgermeister Saar, Tel. 26	

2. **Bürgermeistereiverband Niederkirchen**, Sitz in Niederkirchen, Tel. 4.
Verbandsvorsteher: Bürgermeister Becker.

Angeschlossene Gemeinden:

Bubach: Bgmstr. Morgenstern, Tel. 19	Niederkirchen: Bürgermeister Becker, Tel. 4
Hoof: Bürgermeister Schneider, Tel. 17	Osterbrücken: Bürgermeister Karst, Tel. 18
Marth: Bürgermeister Karst	Saal: Bürgermeister Drumm, Tel. 7

3. **Verwaltungsbezirk Nonnweiler**, Sitz in Nonnweiler, Telefon Otzenhausen 54.

Verwaltungsvorsteher: Frideres.

Verwaltungsausschuß: Vorsitzender Bürgermeister Thome, Primstal — 25 Mitglieder.

Angeschlossene Gemeinden:

Bierfeld: Bürgermeister Lauer, Tel. 85	Nonnweiler: Bürgermeister Britz, Tel. 57
Braunshausen: Bürgermeister Barth, Tel. 32	Otzenhausen: Bürgermeister Peter, Tel. 89
Buweiler-Rathen: Bürgermeister Dorscheid, Tel. 269	Primstal: Bürgermeister Thome, Tel. 18
Kastel: Bürgermeister Schneider, Tel. 53	Sitzerath: Bürgermeister Barth, Tel. 10
Kostenbach: Bürgermeister Bles, Tel. 300	

4. **Verwaltungsbezirk St. Wendel-Land**, Sitz in St. Wendel, Telefon 592, 587.

Verwaltungsvorsteher: Jochem (m. d. W. d. G. b.).

Verwaltungsausschuß: Vorsitzender Bürgermeister Braun, Winterbach — 57 Mitglieder.

Angeschlossene Gemeinden:

Alweiler: Bürgermeister Brill, Tel. 126	Niederlinxweiler: Bürgermeister Sicks, Tel. 504
Baltersweiler: Bürgermeister Stabler, Tel. 270	Oberkirchen: Bürgermeister Müller, Tel. 18
Bliesen: Bürgermeister Wagner, Tel. 144	Oberlinxweiler: Bürgermeister L'hoste, Tel. 465
Dörrenbach: Bgmstr. Bickelmann, Tel. 38	Oberthal: Bürgermeister Schön, Tel. 170
Gronig: Bürgermeister Simon, Tel. 131	Remmesweiler: Bürgermeister Woll, Tel. 454
Güdesweiler: Bürgermeister Biegel, Tel. 150	Schwarzerden: Bürgermeister Zimmer, Tel. 82

Haupersweiler:

Bürgermeister Keller, Tel. 64

Leitersweiler:

Bürgermeister Becker, Tel. 84

Mainzweiler:

Bürgermeister Ley, Tel. 129

Marpingen:

Bgmstr. Recktenwald, Tel. 229

5. **Stadtverwaltung St. Wendel**, Sitz in St. Wendel, Telefon 281—283.
 Stadtbürgermeister: Fuchs.

6. **Verwaltungsbezirk Tholey**, Sitz in Tholey, Telefon 102, 113.

Verwaltungsvorsteher: Schütz.

Verwaltungsausschuß: Vorsitzender Nikl. Görg — Gemeinderatsmitglied, Tholey — 24 Mitglieder.

Angeschlossene Gemeinden:

Bergweiler:

Bürgermeister Kühn, Tel. 164

Hasborn-Dautweiler:

Bürgermeister Holz, Tel. 174

Lindscheid:

Bürgermeister Becker, Tel. 144

Neipel:

Bürgermeister Thies, Tel. 147

Scheuern:

Bürgermeister Klein, Tel. 127

7. **Verwaltungsbezirk Türkismühle**, Sitz in Nohfelden, Telefon 115.

Verwaltungsvorsteher: Backes.

Verwaltungsausschuß: Vorsitzender Gemeinderatsmitglied Veit, Selbach — 35 Mitglieder.

Angeschlossene Gemeinden:

Asweiler-Eitzweiler:

Bürgermeister Linn, Tel. 150

Bosen:

Bürgermeister Schmidt, Tel. 184

Eckelhausen:

Bürgermeister Zenner, Tel. 136

Eisen:

Bürgermeister Backes, Tel. 124

Eiweiler:

Bürgermeister Schnur, Tel. 32

Freisen:

Bürgermeister Müller, Tel. 15

Urexweiler:

Bgmstr. Hinsberger, Tel. 237

Urweiler:

Bürgermeister Hau, Tel. 476

Werschweiler:

Bürgermeister Bill, Tel. 47

Winterbach:

Bürgermeister Braun, Tel. 435

Sotzweiler:

Bürgermeister Müller, Tel. 134

Theley:

Bürgermeister Britz, Tel. 153

Tholey:

Bürgermeister Schütz, Tel. 102

Oberroth-Niederhofen:

Bürgermeister Scherer, Tel. 105

Gonnesweiler:

Bürgermeister Ball, Tel. 170

Mosberg-Richweiler:

Bürgermeister Schug, Tel. 28

Neunkirchen:

Bürgermeister Mörsdorf, Tel. 158

Walhausen:

Bürgermeister Kemmer, Tel. 132

Wolfersweiler:

Bürgermeister Küntzer, Tel. 134

Polizei

Polizeidienststelle 18 St. Wendel, Sitz in St. Wendel, Mommstraße 19b,
 Telefon 348.

Dienststellenleiter: Polizeiobermeister Dominiak.

Gendarmerie

Gend.-Inspektion St. Wendel, Sitz in St. Wendel, Mommstraße 19b,
 Telefon 334, 398.

Leiter: Gendarmerie-Kommissar Meffert.

Unterstellte Gendarmerie-Sektionen:

St. Wendel in St. Wendel, Tel. 334 **Nohfelden** in Nohfelden, Tel. 199
 Leiter: Gend.-Meister Leonhard Leiter: Gend.-Meister Tönnies

Unterstellte Gendarmerie-Brigaden:

St. Wendel in St. Wendel, Tel. 334 **Türkismühle** in Nohfelden,
 Leiter: Gend.-Meister Neumeyer Telefon 199
Tholey in Tholey, Tel. 201 Leiter: Gendarmerie-Meister
 Leiter: Gend.-Meister Fuchs Holderbaum
Güdesweiler in Eisweiler, Tel. 159 **Nonnweiler** in Nonnweiler,
 Leiter: Gend.-Meister Zimmer Telefon 37
Oberkirchen in Oberkirchen, Tel. 08 Leiter: Gend.-Ober-Wachtmeister
 Leiter: Gend.-Meister Kraus Becker

Kriminalpolizei

Landeskriminalpolizei Saarbrücken. Nebenstelle St. Wendel, in St.
 Wendel, Mommstraße 21.

Leiter: Kriminalsekretär Warken.

Schulwesen

1. Volksschulen:

Kreisschulamt I St. Wendel in St. Wendel, Schulrat Warken.

Kreisschulamt II St. Wendel in St. Wendel, Schulrat Zenner.

2. Mittelschulen:

Kaufm. Berufs- und Handelsschule in St. Wendel, Tel. 273, Leiter:
 Dipl.-Handelslehrer Baum; Gewerbliche Berufsschule in St. Wendel,
 Tel. 273, Leiter: Gewerbeoberlehrerin Lander; Landwirtschaftsschule
 sowie Wirtschafts- und Beratungsstelle in St. Wendel, Tel. 666,
 Leiter: Landwirtschaftsrat Eckardt; Hauswirtschaftsschule für Mäd-

chen in St. Wendel, Tel. 666, Leiter: Landwirtschaftsrat Eckardt; Hauswirtschaftliche Berufsschulen in Tholey, Tel. 296, Leiter: Gewerbeoberlehrerin Zimmer — in Marpingen, Leiter: Frl. Alt — in Niederlinxweiler, Leiter: Frl. Steines — in Oberthal, Leiter: Frl. Klos.

3. Höhere Schulen:

Staatl. Gymnasium St. Wendel, Tel. 211, Leiter: Oberstudiendirektor Dr. Schindler — Staatl. Oberschule für Mädchen in St. Wendel, Tel. 233, Leiter: Oberstudiendirektor Wein.

Gesundheitswesen

Staatliches Gesundheitsamt St. Wendel, Urweilermühle, Tel. 266, Leiter: Medizinalrat Dr. Hoff. Nebenstelle in Nohfelden, Fürsorgerin Frau Dreher, Tel. 115.

Veterinärwesen

Regierungsveterinärerrat Lichtenberger, Tholey, Tel. 260.

Amtsgerichte

Amtsgericht St. Wendel in St. Wendel, Tel. 564. Aufsichtsführender Richter: Amtsgerichtsrat Johann. Amtsgericht Tholey in Tholey, Tel. 163. Aufsichtsführender Richter: Amtsgerichtsrat Mengelkoch. Amtsgericht Türkismühle in Nohfelden, Tel. 110. Aufsichtsführender Richter: Amtsgerichtsrat Nieten.

Notare

Notar Weber in St. Wendel, Tel. 466. Notar Heinekamp in Tholey, Tel. 107. Notar Busch in Nohfelden, Tel. 144.

Katasterverwaltung

Katasteramt St. Wendel in St. Wendel, Tel. 345, Leiter: Regierungs-Vermessungsrat Henss. Katasteramt Tholey in Tholey, Tel. 225, Leiter: Regierungs-Vermessungsrat Noss.

Finanzamt

St. Wendel in St. Wendel, Tel. 321, Leiter: Regierungsrat Evh.

Arbeitsamt

Neunkirchen, Nebenstelle St. Wendel in St. Wendel, Tel. 618. Leiter: Angestellter Speer.

Kreisversicherungsanstalt

St. Wendel in St. Wendel, Tel. 393, Vorstand: Rehwald. Nebenstelle Türkismühle in Nohfelden, Tel. 115, Leiter: Angestellter Wiezak.

Fürsorgeamt

für Kriegsoffer und deren Familien, Nebenstelle St. Wendel in St. Wendel, Tel. 326, Leiter: Amtmann Neiss.

Vermögenskontrolle

Landesamt Saar, Außenstelle St. Wendel in St. Wendel, Tel. 285, Leiter: Kurzeja.

Forstverwaltung

Forstamt St. Wendel in St. Wendel, Tel. 568, Leiter: Forstmeister Zimmer.

Wasserwirtschaftsamt

Saarbrücken, Außenstelle St. Wendel in St. Wendel, Tel. 641, Leiter: Oberinspektor Schmitt.

Staatliches Straßenbauamt

Straßenmeisterei 5 in Tholey, Tel. 255, Leiter: Straßenmeister Stumm.

Zollverwaltung

Verbrauchssteuerstelle II des Finanzamtes St. Wendel (früher Zollamt) in St. Wendel, Tel. 604, Leiter: Zollinspektor Fritz.

Pfarrämter

A) Katholische:

Alsweiler, Pfarrer Wöllert, Tel. 179 — Baltersweiler, Pfr. Mertes, Tel. 352 — Bliesen, Pfr. Alt, Tel. 130 — Freisen, Pfr. Stinner, Tel. 29 — Furschweiler, Pfr. Klinkner, Tel. 30 — Gonnweiler, Pfr. Hommer, Tel. 119 — Gudesweiler, Pfr. Henseler, Tel. 116 — Hasborn-Dautweiler, Pfr. Marx, Tel. 175 — Kastel, Pfr. Seibert — Kostenbach, Pfr. Thomas — Marpingen, Pfr. Niklas, Tel. 144 — Namborn, Pfr. Kern, Tel. 149 — Neunkirchen, Pfr. Rech, Tel. 159 — Nonnweiler, Pfr. Antwerpen — Niederlinxweiler, Vikar Dr. Werf, Tel. 445 — Oberkirchen, Pfr. Haus, Tel. 48 — Oberthal, Pfr. Meffert, Tel. 173 — Otzenhausen, Pfr. Hermes, Tel. 43 — Primstal, Pfr. Rupp, Tel. 29 — Schcuern, Pfr. Friesenhahn, Tel. 111 — Sitzerath, Pfr. Tressel — St. Anna in St. Wendel, Pfr. Dechang, Tel. 525 — St. Wendalinus in St. Wendel, Dechant Barth, Tel. 464 — Sotzweiler, Pfr. Gerhartz, Tel. 173 — Sötern, Pfr. Schmitz, Tel. 161 — Theley, Pfr. Ferres, Tel. 109 — Tholey, Pfr. Berens, Tel. 200 — Urexweiler, Pfr. Jung, Tel. 147 — Urweiler, Pfr. Becker, Tel. 446 — Winterbach, Pfr. Willems, Tel. 245 — Wolfersweiler, Pfr. Schmitz i. V., Tel. 161.

B) Evangelische:

Dörrenbach, Pfr. Buntensch, Tel. 62 — Niederkirchen, Pfr. Fauss, Tel. 1 — Niederlinxweiler, Pfr. Fischer, Tel. 546 — Nohfelden, Pfr. Susewind — St. Wendel-Leitersweiler in St. Wendel, Pfr. Seynsche, Tel. 500 — Sötern, Pfr. Schuster, Tel. 141 — Wolfersweiler, Pfr. Dr. Thomas, Tel. 146.

Die Heimat

VON MAX MELL



Die Heimat läßt dich ein,
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
Es könnte einmal sein,
Daß nichts dir blieb.

Daß Lockung log und Glast,
Die Ferne starrt so leer;
Was du gewonnen hast,
Was du gewonnen hast,
Kennst du nicht mehr.

Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
Zu ihr im Abendlicht,
Zu ihr im Abendlicht
Aufatmend wiederkehrst.

Sie zeigt mit keuscher Kraft
Dir ihre traute Welt,
Und drüber riesenhaft,
Und drüber riesenhaft
Ihr Sternenzelt.

DIE FAMILIE IM DIENSTE DER HEIMAT

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.

Alle gesunde Heimatpflege, die uns die Heimat wahrhaft erschließt, finden und erringen hilft, nimmt im engsten Lebenskreis des Heimes, der Familie, ihren Ausgangspunkt. Heimat wird lebendig nach des Tages Mühen in der heimeligen Stube, wo Erzählen und Plaudern aus alter Zeit und Vergangenheit, wo fröhliches Lied und häusliches Spiel, wo Väterbrauch und heilige Sitte noch eine Heimstätte haben. Hier im Schoße der Familie muß es alt und jung aufgehen, daß wir unserer Heimat aufs engste verbunden und zutiefst verpflichtet sind, daß Heimatland terra sancta, heiliges Land, daß Heimatbrauch heiliger Brauch, daß Heimat Lebensglück, Ruhe und Heimstätte ist. Heimat wird leben-

dig auf dem Schoße der Mutter, die ihren Kindern die ewig jungen Hausmärchen erzählt, die ihre Kinder die alten, schönen Kinderreime lehrt und ihnen Wiegenlieder singt. Heimat wird lebendig auch an der Hand des Vaters, der nach harter Wochenarbeit die Kinder am stillen Sonntagnachmittag auf dem Gang durch Feld und Flur lehrt, zu schauen das Knospen im Frühjahr und die bunte Farbenpracht des Herbstes, das werdende Brot des Aehrenfeldes und die verborgene Schönheit der Waldwinkel.

Wieviel Aufgaben und Anregungen erwachsen erst der Heimatpflege in der pietätvollen Erhaltung des heimatlichen Sprachgutes und des Brauchtums. Nur Stichwörter können bei der hundertfachen Buntheit und Mannigfaltigkeit der hier liegenden köstlichen Mosaiksteine des Heimatbildes genannt werden: Flurgänge und Bittprozessionen, Pfingstquak und Eierheischen an Johannistag, Palmsonntagpalmen und Kräuterwisch, heimische Kinderlieder und Sprüche, feingeschliffene Goldkörner von Rätselworten und Redensarten, von Bauernregeln und Hausinschriften, von heimischen Legenden und Gebeten, Sagen und Anekdoten. Wieviel Sinn und Heimatgeist, wieviel Schollenkraft und Heimatluft webt und lebt in all diesem Gut. Es fällt unwiederbringlich völliger Vergessenheit anheim, wenn sich nicht überall Eltern und Erzieher finden, die begriffen haben, worum es geht, daß hier nicht belanglose Kleinigkeiten in Frage stehen, sondern die Wurzeln und Lebensadern tiefen Gemütes und christlicher Frömmigkeit.

KUNSTDENKMÄLER IM KREISE ST. WENDEL

von Baurat Dipl.-Ing. Josef Colbus
Regierungsbaumeister und Reg.-Baurat a. D.

Die Pflege der Baudenkmäler bedeutet eine Verpflichtung für Bauschaffende und alle solche, die im öffentlichen Leben stehend auf kulturellem Gebiet irgendeinen Einfluß haben. Es gibt der Gründe gar viele, die es jenen zur heiligen Pflicht machen, die alten Baudenkmäler wie ein kostbares Kleinod zu hüten und zu pflegen. Nicht allein aus Gründen der Pietät, die von uns fordert, die Werke unserer Vorfahren nicht achtlos beiseite zu schieben und verkommen zu lassen, auch nicht nur aus Geschäftstüchtigkeit, weil alte Bauten eine Sehenswürdigkeit und infolgedessen einen finanziell leicht auszuschlachtenden Anziehungspunkt darstellen, sondern vor allem deswegen, weil uns die steinernen Zeugen der Vergangenheit so vieles zu sagen haben, erwächst uns die vornehme Pflicht, sie zu erhalten und zu beachten. Ein Bauschaffender, der nie den Hauch der Antike verspürt und niemals die gelassene Ruhe romanischer Bauwerke bewundert hat, der nicht von der aufstrebenden Dynamik des gotischen Himmelsstrebens mitgerissen

und von der edlen Form der Renaissance beeindruckt wurde, der vor dem Reichtum und der Pracht des Barock nicht staunend verweilte und nie den leichten Duft des spielerischen Rokoko geatmet, und der schließlich im Klassizismus nicht die Motive zur Rückkehr in die Gefilde der ewig schönen Kunst der Griechen und Römer verstanden hat, ein solcher wird schwerlich ein Bauwerk von Format schaffen können. Aber auch jeder andere, der blind ist gegenüber den erhabenen Eindrücken alter Baudenkmäler, und der sein Herz verschließt gegenüber dem, was uns die scheinbar stummen und doch so beredten Zeugen der Vergangenheit zu sagen haben, ist zu bedauern, weil er auf eines der schönsten geistigen Erlebnisse verzichten muß.

So kann sich jede Gemeinde glücklich schätzen, wenn sie wertvolle Baudenkmäler und Kunstgegenstände in ihren Mauern beherbergt. Auch der Kreis St. Wendel ist stolz darauf, eine Reihe zum Teil sehr beachtlicher Kunstdenkmäler zu besitzen.

Im Folgenden wird eine Aufstellung der bis jetzt registrierten Kunstdenkmäler des Kreises St. Wendel gegeben.

Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, weil ein Teil der Kunstwerke, zumal in den neu zum Kreis gekommenen Gebieten, noch nicht registriert werden konnte. Auch ist es in diesem Rahmen aus Platzmangel nicht möglich, die Baudenkmäler eingehender zu beschreiben. Für einen späteren Zeitpunkt sind ausführlichere Veröffentlichungen über die hervorragendsten Baudenkmäler des Kreises St. Wendel vorgesehen.

AUFSTELLUNG

der Kunstdenkmäler des Kreises St. Wendel

1. Stadt St. Wendel

St. Wendalinus-Kirche. Die Kirche, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, wurde im 14. und 15. Jahrhundert erbaut. Der Zeitpunkt des Baubeginns liegt nicht genau fest. Alte Urkunden geben verschiedene Zeiten für die Grundsteinlegung an; sie liegt demnach etwa zwischen 1315 und 1320. Turm, Chor und Hallenschiff entstammen verschiedenen Bauzeiten. Ueber das Bauwerk selbst und seine in ihm enthaltenen Kunstwerte liegen eine Vielzahl ausführlicher Beschreibungen und Abhandlungen vor, von denen insbesondere zu nennen sind: Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, Selbstverlag 1865; Max Müller, Die Geschichte der Stadt St. Wendel, Verlag: Stadt St. Wendel, Druck: Saarbrücker Druckerei und Verlag A. G. 1927; Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin, Verlag Stadt St. Wendel, Druck: Saarbrücker Druckerei und Verlag A. G. 1927.

Irsh, Der Wendelsdom, seine Kunst und Geschichte, St. Wendeler Volksblatt, Festaussgabe 25. Juni 1932.

Selzer, St. Wendelin, Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheiligen, Saarbrücker Druckerei und Verlag A. G. 1936.

St. Magdalenenkapelle, Balduinstraße, jetzt Finanzamt. Die Kapelle, die frühgotische Formen erkennen läßt, ist nur noch im Kellergeschoß (wahrscheinlich frühere Krypta) und in Teilen der südlichen Fassade mit gotischen Strebepfeilern erhalten. Von letzteren wird ein sicherlich auch für manchen Einheimischen überraschender Eindruck aus den rückwärtigen Fenstern des Café Liell geboten. Die Zeit des Baubeginns der Kapelle ist nicht sicher festzustellen. Sicher ist lediglich, daß die Magdalenenkapelle bereits im Jahre 1318 bestanden hat, was eine Urkunde aus dem gleichen Jahre beweist, in der von der Einweihungsfeier der Magdalenenkapelle berichtet wird. Einige Jahrzehnte später scheinen größere Umbauten an der Kapelle vorgenommen worden zu sein, denn 1359 hat die Kapelle eine erneute Konsekration durch den General-Vikar des Bischofs von Metz erlebt.

(vgl. Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, Selbstverlag 1865 S. 362 bzw. 372).

Wendelskapelle. Die Kapelle liegt östlich der Stadt, etwa 1,5 km vom Stadtkern entfernt in einem stimmungsvollen Tälchen hinter dem sogenannten Wendelsbrunnen. Sie ist im Barockstil erbaut und zwar ohne die diesem Stile sonst eigene stark betonte Ornamentik. Ihren großen Reiz erhält sie hauptsächlich durch die Schlichtheit, mit der sie sich harmonisch in die liebliche Einsamkeit ihrer Umgebung eingliedert. Ein schönes Barockportal mit darüberliegender Nische, die eine Statue des hl. Wendalinus aufnimmt, gewährt Zutritt zu der Kapelle. Das Innere der Kapelle wird durch eine ausgesprochene Rokokostuckdecke belebt, deren Ornamentik sich in einem kuppelartig über dem Altar erhebenden sechsseitigen Pyramidenstumpf fortsetzt. Die Erbauung der Kapelle wird dem Jahre 1755 zugeschrieben. Bemerkenswert ist noch das in guter Steinmetzarbeit ausgeführte Dachgesims. Bereits früher soll eine andere dem hl. Wendalinus geweihte Kapelle im Osten der Stadt gestanden haben. Diese wird in einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1739 erwähnt; über ihre Entstehungszeit ist aber nichts bekannt geworden. (vgl. Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin, Saarbrücker Druckerei und Verlag A. G. 1927, S. 58). Das der Kapelle benachbarte Klausnerhaus muß nach Bettingen S. 377 früher als die jetzt bestehende Kapelle erbaut worden sein; denn der Erbauer, ein gewisser Georg Henrich, wird bereits in einem Mitglied-Verzeichnis der Sebastians-Bruderschaft vom Jahre 1690 namentlich genannt.

Altes Rathaus am Fruchtmarkt. Zum Neubau des alten Rathauses, an dessen Stelle vorher ein Haus mit weit größerer Grundfläche, in dem auch eine Art Markthalle untergebracht war, gestanden hatte, entschloß sich der Magistrat von St. Wendel endgültig im Jahre 1791 (vgl. Bettingen S. 327). Die Pläne zum Neubau wurden nach Bettingen durch den Herzog Pfalz-Zweibrückischen Baumeister Wahl angefertigt. Nach Obertreis (S. 65) soll der Bau 1803 vollendet worden

sein; jedoch trug man sich schon 1834, wie Bettingen berichtet (S. 330), mit der Absicht, das eben erst fertiggestellte Rathaus zur Vergrößerung des Fruchtmarktes wieder abzutragen. Erfreulicherweise hat man dies jedoch unterlassen, sonst wäre die Stadt St. Wendel um eines ihrer schönsten Baudenkmäler ärmer geworden. Dies wäre um so mehr zu bedauern, als die Stadt St. Wendel die Mehrzahl ihrer alten Häuser ohnehin schon durch Kriege und Verwüstungen verloren hat.

Das alte Rathaus ist im klassizistischen Stile erbaut. Die wohlthuende Ruhe, die das in strengen Formen gehaltene Bauwerk ausstrahlt, wird durch das mit Schiefer gedeckte und mit gut proportionierten Dachgruben versehene Mansardendach harmonisch ergänzt. Im Jahre 1858 erhielt es die schöne Freitreppe, die für sich schon ein bemerkenswertes Schmuckstück darstellt. Leider ist die Treppenanlage z. Zt. in schlechtem Zustand. Ihre baldige stilgerechte Erneuerung wird der Stadt wärmstens ans Herz gelegt.

2. Verwaltungsbezirk St. Wendel-Land

Dörrenbach:

Evang. Kirche, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammend, ist ein kurzer, gedrungener, im Kern romanischer Bau. Der älteste noch bestehende Teil der Kirche ist offenbar der Turm, in dem der Altar untergebracht ist. Ueber diesem spannt sich ein Kreuzgewölbe. Das Kirchenschiff wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet. Es ist zugänglich durch ein einfaches Portal mit Spitzbogen-Einfassung, bei der frühgotische Formen als Vorbild gedient haben mögen. Die steinerne Kanzel in der Kirche soll aus der Zeit um 1600 stammen. Im Kirchhof befinden sich Grabsteinreste aus dem 18. Jahrhundert und ein alter Taufstein.

Niederlinxweiler:

Evang. Kirche, im Jahre 1775 erbaut. Was die Kirche besonders bemerkenswert macht, ist der Umstand, daß ihr Erbauer ein Sohn des bekannten Architekten F. J. Stengel gewesen sein soll, der von Zerbst über Fulda und Mainz nach Saarbrücken kommend in unserer Saarhauptstadt die Ludwigskirche, eine der schönsten Rokokobauten unserer engeren und weiteren Heimat entworfen hat. Der Turm der Kirche in Niederlinxweiler läßt klassizistische Formen erkennen. Im übrigen zeigt das Schiff keine hervorstechenden Merkmale und ist sowohl innen als auch außen einfach und nüchtern gehalten. Im Jahre 1910 wurde die Kirche einer Erneuerung unterzogen.

Oberlinxweiler:

Alte Brücke über die Blies, im Volksmund fälschlich „Römerbrücke“ genannt. Die heute noch erkennbaren Bauwerksteile sind wahrscheinlich zwischen 1500 und 1600 entstanden. Die Bögen der alten aus drei

kreisförmigen Gewölben bestehenden Brücke wurden verschiedentlich erneuert. So schön die Brücke äußerlich wirkt, so wenig wird sie wegen der zu engen Oeffnungen und der mit der Zeit erfolgten Verlagerung der Flußrichtung den heutigen hydrotechnischen Bedingungen gerecht. Aus diesem Grunde ist die Erweiterung der Brücke durch einen dem alten Bauwerkstile angepaßten Anbau einer 4. Flutöffnung ins Auge gefaßt.

Werschweiler:

Evang. Kirche. Sie wurde an Stelle einer alten Kapelle in den Jahren 1838 bis 1842 erbaut. Die Grundsteinlegung erfolgte am 29. 6. 1838. An der Erbauung waren hauptsächlich St. Wendeler Handwerker beteiligt. Die Kirche hat einen wohl proportionierten viereckigen Turm und gliedert sich gut in das Landschafts- und Ortsbild ein.

Bliesen:

Die Katholische Pfarrkirche reicht in ihrer Entstehung bis in die romanische Stilepoche zurück. Der Ursprung des noch stehenden Turmes wird in das 11. Jahrhundert verlegt. (vgl. Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin, S. 301). So ist auch der Turm der damaligen Bauweise entsprechend in romanischen Formen gehalten. Anschließend an den Turm soll ein kleines, ebenfalls romanisches Kirchlein gestanden haben, an dessen Stelle später (im 15. Jahrh.) ein gotischer Bau getreten ist. Dieser fiel jedoch 3 Jahrhunderte später einem Brande zum Opfer. Als Ersatz dafür wurde 1749 wiederum der Stilperiode entsprechend ein Barock-Schiff erbaut. Zeuge davon sind noch Teile der jetzigen Innenausstattung (Barockfiguren) und ein in barocken Formen gehaltenes Portal, das als Zugang zu dem früheren Barockschiff diente. Die Größe dieses Schiffes entsprach jedoch auf die Dauer mit dem Anwachsen der Pfarrei nicht mehr den Erfordernissen, so daß es im Jahre 1903 abgetragen und an seine Stelle im Jahre 1904 ein größeres in der heutigen Form erhaltenes Schiff erbaut wurde. Entsprechend der würdigen und konsequenten baugeschichtlichen Tradition dieses Kulturdenkmals hat man anfangs des Jahrhunderts mangels eines diese Zeit beherrschenden eigenen Kirchenstiles den einzig richtigen Entschluß gefaßt, zum ursprünglichen romanischen Baustil der Bliesener Kirche zurückzukehren und das neue Schiff entsprechend zu gestalten. Dies ist in einer Echtheit des Stiles so gut gelungen, daß einer, der nicht weiß, wann die Kirche gebaut wurde, es kaum glauben möchte, daß dieses stilreine Bauwerk im Anfang dieses Jahrhunderts entstanden ist.

Güdesweiler:

Kath. Kapelle, landschaftlich herrlich gelegen, darin künstlerisch wertvolle, in Sandstein gehauene Kreuzigungsgruppe aus dem 18. Jahrhundert (1769). Die Kapelle selbst stammt aus neuerer Zeit und ist

offenbar später zum Schutze über dem wertvollen Bildwerk aufgeführt worden.

Alsweiler:

Kath. Pfarrkirche, erbaut 1829/31. Darin Seitenaltäre aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und Kanzel aus dem Jahre 1839. **Wegekreuze** von 1785 und 1786.

Gronig:

Kath. Kapelle, erbaut 1800. Neben dem Eingang Kruzifix von 1836. Im Inneren bescheidener Barockaltar.

Haus Wagner, Haus-Nr. 49, ältestes, einigermaßen erhaltenes Wohnhaus weit und breit, aus dem Jahre 1593 stammend, mit interessanten Tür- und Fenstergewänden mit darüberliegenden Entlastungssteinen.

Marpingen:

Kath. Pfarrkirche, darin ehemaliger Altaraufsatz aus Stein, stammend aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, Marienbrunnen mit Mariensäule aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Urexweiler:

Römischer Viergötterstein im Pfarrgarten.

Kath. Pfarrkirche (Neubau von 1912), darin Hochaltar unter Verwendung barocker Teile, Seitenaltar von 1788.

Winterbach:

Wegekreuz von 1816.

Leitersweiler:

Evang. Kirche, erbaut Mitte des 19. Jahrhunderts, Turm 1911.

(Siehe Bildtafel X)

Urweiler:

Wegekreuz von 1718 vor Haus-Nr. 110.

Remmesweiler:

Evang. Kirche, nur Turm erhalten, erbaut 1818, Grenzsteine aus dem Jahre 1756.

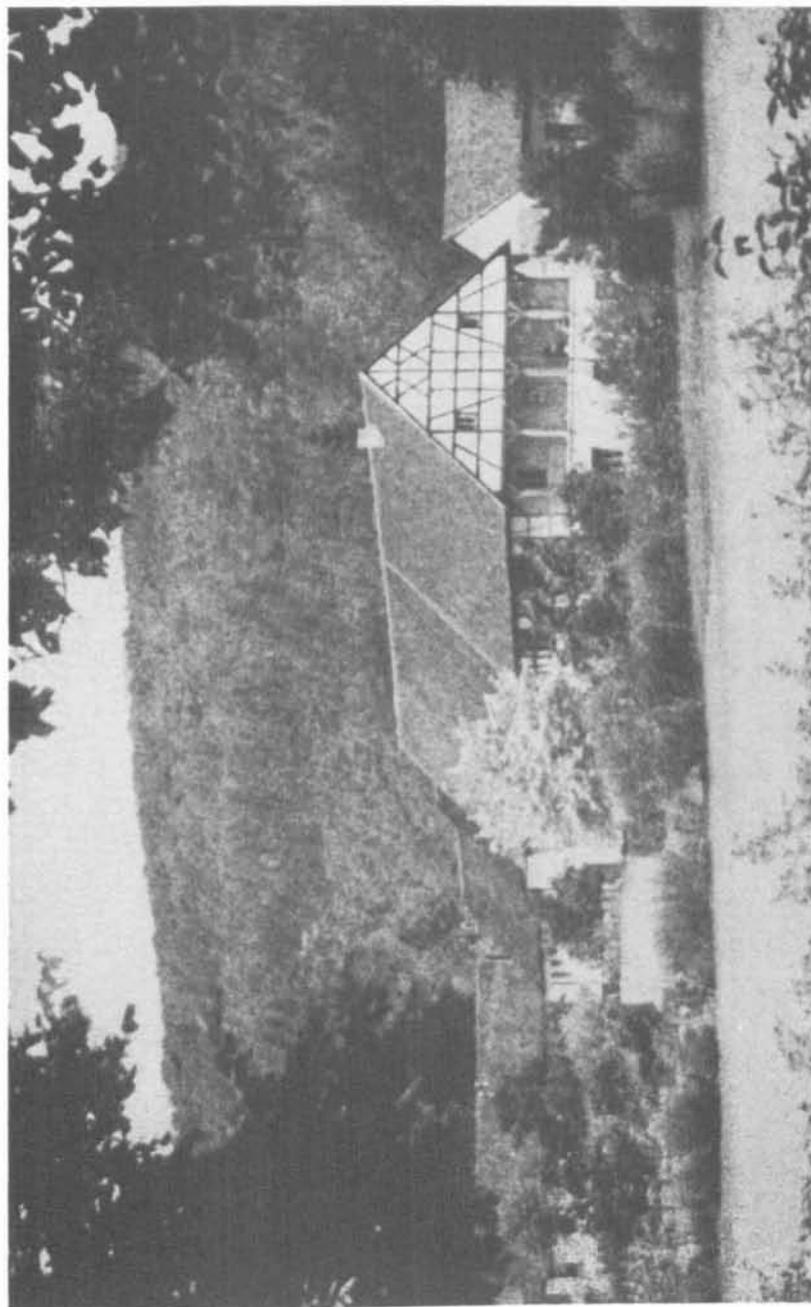
3. Verwaltungsbezirk Namborn

Eisweiler:

Burgruine Liebenberg, nur noch wenige Trümmer vorhanden. **Allerburg** nur geringe Mauerwerke. (Nähere Angaben bei Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin, S. 318—321).

Furschweiler:

Kath. Pfarrkirche, erbaut 1822.



ALTES BAUERNHAUS IN BERGWEILER
— erbaut 1711 —



DER HOCHWALDDOM IN NONNWEILER

IV

4. Verwaltungsbezirk Tholey

Tholey:

Die Kath. Pfarrkirche, ein wahres künstlerisches Kleinod unserer Heimat, wurde in der Zeit zwischen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts als frühgotische, dreischiffige Basilika erbaut und diente ursprünglich als Abteikirche des alten Benediktiner-Klosters. Sie ist ein beredter Zeuge von der hohen Kultur, die damals schon in unseren Gauen heimisch war. In vollkommener Stilreinheit sind an diesem würdigen Bauwerk, und zwar zum ersten Male in unserer Gegend die charakteristischen Merkmale der Gotik angewandt worden. Wir sehen diese Grundidee der Gotik an der Kirche verwirklicht, indem die zwischen Rippen gespannten Gewölbe auf Bündelpfeiler aufgelagert sind, und die aus den Gewölberippen resultierenden Seitenschübe durch



Abteikirche Tholey
Nach einer Aufnahme von Renate Schneider, Tholey

über die Seitenschiffe hinwegragende Strebepfeiler, die außen durch Strebepfeiler gestützt sind, aufgenommen werden. Durch diese Bauweise, und nicht, wie oft fälschlich angenommen wird, in der Anwendung der Spitzbögen allein, ist das Wesen der Gotik gekennzeichnet, nämlich, daß durch Gewölberippen, Pfeiler und Streben, wobei man allerdings wegen seines geringen Seitenschubes den Spitzbogen zur Hilfe nahm, das eigentliche Tragwerk geschaffen wird, während die Gewölbeausmauerung und die Umfassungswände von der statischen Funktion entbunden wurden. Auf diese Weise war es möglich, eine erhebliche Materialersparnis und, was die Hauptsache war, einen beträchtlichen Gewinn an Höhe und Breite und an Lichtzutritt im Bauwerk zu erzielen. Von dieser Zielsetzung der Gotik gibt die Abteikirche Tholey in ursprünglicher und konsequenter Form ein treffliches Musterbeispiel ab. Besonders erwähnenswert sind im übrigen noch: zwei klassizistische Seitenaltäre, geschnitztes Chorgestühl von 1704 (Renaissance), herrliche Orgel des 18. Jahrhunderts (Barock) und viele andere Kunstgegenstände, die z. T. außerhalb der Kirche (im alten Museum) untergebracht sind. (Näheres über die Kirche vergl. Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin und Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis, Düsseldorf 1934).

Pfarrhaus an der Kirche, ehemaliges Klostergebäude des 18. Jahrhunderts.

Klosterschenke, wahrscheinlich ehemaliger Kapitelsaal, aus dem 13. Jahrhundert.

Im Klostergarten alte Brunnenschale und anderes mehr.

Schaumburg:

Burgreste, Wälle, Gräben, Burgbrunnen.

Schaumberger - Hof:

Ehemaliges Amtshaus, erbaut 1723, Amtmann Le Payen.

Bergweiler:

Kath. Kapelle auf dem Blasiusberg. Erbaut 1716 an Stelle einer gotischen Kapelle, von der Profilsteine in 2 gotischen Strebepfeilern an der Nordseite eingebaut sind. Ein schöner achtseitiger Dachreiter ziert die Kapelle. Im Innern 3 Barockaltäre mit Figuren der Heiligen Blasius und Theobert aus dem 18. Jahrhundert, sowie Steinplastiken des Kreuzweges.

Leider ist die Kapelle heute sehr vernachlässigt.

Kath. Kapelle St. Erasmus im Dorf. Die einfache Kapelle wurde im Jahre 1784 erbaut.

Bauernhaus Michaely, Blasiuspfad 2, erbaut 1711, schönes breithin-gelagertes Fachwerkhaus mit Take und Wandschrank im Innern, wurde 1947 restauriert.

(Siehe Bildtafel III)

Hasborn:

Ausstattungsstücke und Kirchengesamtheit der Kath. Pfarrkirche. Zwei

Seitenaltäre mit Antependien aus dem 18. Jahrhundert, Monstranz, Kelche, Figuren, Sakristeischrank.

Scheuern:

Ausstattungsstücke und Kirchengesamtheit der Kath. Pfarrkirche. Zwei gleichgeartete Seitenaltäre mit Säulenaufbau um die Figurennische und Bildaufsatz von 1740 und 1767.

Neipel:

Wegekreuz mit z. Zt. nicht mehr leserlicher Inschrift. Diese soll die Jahreszahl 1673 enthalten haben.

Theley:

Ausstattungsstücke und Kirchengesamtheit in der Kath. Pfarrkirche. Figur des hl. Wendalinus, Kruzifix, Monstranz und Kelch.

Wegekreuz auf dem „Raumel“ mit Jahreszahl 1736. Inschrift durch Verwitterung beschädigt.

5. Verwaltungsbezirk Türkismühle

Selbach:

Kath. Kapelle mit Barockaltar und alten eingemauerten Kreuzwegplastiken. Die Kapelle wurde im 18. Jahrhundert erbaut.

6. Verwaltungsbezirk Nonnweiler

Otzenhausen:

Alter Ringwall aus Steinen, genannt Hunnenring, Bestandteil einer keltischen Fliehburg, 2 km von der Einmündung der Straße Züsch—Otzenhausen in die Reichsstraße Trier—Birkenfeld.

7. Verwaltungsbezirk Niederkirchen

Die Inventarisierung konnte bisher nicht erfolgen.



Schloßberg bei Hofeld-Eisweiler

DEM ANDENKEN EINES VERGESSENEN:

Philipp Jacob Riotte 1776—1856

Vortrag, gehalten von Hans Klaus Schmitt am 13. 3. 1947 gelegentlich des von der Saarländischen Kulturgesellschaft veranstalteten Heimatabends

Während des Erfurter Fürstenkongresses, den Napoleon im Spätherbst des Jahres 1808 versammelte und auf dem außer vielen Fürsten und Großen des Reichs Kaiser Alexander von Rußland, König Jerome Bonaparte von Westfalen, die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen mit ihren Gemahlinnen und Prinzessinnen, zahlreichen Ministern und Gesandten auch frohe Tage feierten, da sie der alten deutschen Kaisermacht ledig waren, machte ein junger, talentvoller Kapellmeister von sich reden, der vor dem Parterre von Königen die französischen Opernvorstellungen dirigierte, ein junger Musiker, der dem Bruder Napoleons, Jerome Bonaparte, eine Symphonie und dem Kaiser Alexander von Rußland sein erstes Klavierkonzert widmete.

Der junge Kapellmeister war — Philipp Jacob Riotte. Das Schaffen dieses verdienstvollen Sohnes der Stadt St. Wendel habe ich aus der Halbvergessenheit herauszuheben versucht. Seiner Persönlichkeit und den Bedingungen, die seine Entfaltung vorbereiteten und möglich machten, seinem Schaffen, das ein Vermächtnis für seine Vaterstadt bedeutet, gelten meine Ausführungen. Aus der Fülle einer umfangreichen Stoffsammlung, die ich im Laufe mehrerer Jahre zusammengetragen habe, werde ich Ihnen in großen Zügen, frei von musikwissenschaftlicher Ambition, ein Lebensbild des Musikers Riotte entwickeln.

Riotte war kein Reformator in der Tonkunst, geschweige denn ein Revolutionär wie die großen Meister in seiner persönlichen Nähe. Das im Jahre 1873 erschienene „Biographische Lexikon des Kaisertums Oesterreich“, dessen Angaben über Riotte sehr spärlich, zum Teil sogar unzutreffend sind, widmet ihm unter anderem die bemerkenswerten Worte:

„Immerhin verdient es der Meister, in dessen Werken keineswegs der musikalische Banalismus des Virtuositentums der Gegenwart steckt, und der mehrere Jahrzehnte zu Wiens beliebtesten Theaterkompositoren zählte, daß ihm ein Musikforscher eine eingehende Studie widmete . . . usw.“

Zu einer Zeit, wo andere noch jeden Schritt vorwärts in der Kunst dem Widerstreit der sie umgebenden Verhältnisse abtrotzen mußten, war es ihm vergönnt, sich in der persönlichen Nähe großer Tonsetzer durch den unmittelbaren Einfluß trefflicher Aufführungen anregen zu lassen. — Sein Lebenslauf ist einfach. Man merkt es auch seinen Kompositionen an, daß die unbeugsamen Mächte der äußeren Tatsachen des Lebens selten an seiner Seele gerüttelt haben mögen. Zu seinem Persönlichkeitsbilde gehört neben einer außerordentlichen Begabung zum

praktischen Musiker ein ungewöhnlicher Fleiß. Max Dietz, Professor für Musikwissenschaft an der Wiener Universität, bezeichnet ihn als Vertreter der klassizistischen Traditionen der Wiener Schule und als Popularisierer der Mozartschen Weise.

Philipp Jacob Riotte ist am 16. August 1776 in St. Wendel als drittes von sieben Kindern des Schulmeisters Johann Riotte und der Regina geb. Schwan im Schwanenhouse am Fruchtmarkt geboren. Sein Urgroßvater Claude Riotte war im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aus dem muskreichen Land und Volk des Elsaß in St. Wendel eingewandert. Riotte sang schon als siebenjähriges Kind im Kirchenchore. Er lernte sehr frühe Violine und Violoncello und komponierte schon in seinem 9. Lebensjahre Trios für zwei Violinen und Cello. Später lernte er Klavier und Orgel. Der damalige Organist an der Wendelinuskirche, Franz Ernst Bingemer, war sein erster Lehrer. Bereits mit 17 Jahren wurde Riotte Organist am Seminarium in Trier; dort fand er in dem Domkapitular Reichsfreiherr Johann Friedrich von Dalberg (1752—1812) einen hohen Gönner und Förderer. Nach einigen Jahren reiste er nach Frankfurt am Main, wo er Schüler Johann Gottfried Arnolds war. Wir treten damit zugleich in die Zeit jener ersten Kompositionen, die der Veröffentlichung wert erschienen. Er begann mit Variationen, der Urform aller musikalischen Arbeit. Mit reicher innerer Anlage hat er dann 1802 bei dem späteren Hofkapellmeister des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, Antoine André in Offenbach am Main, Unterricht in der Komposition genommen. Dieser Antoine André, dessen Vater Johann André mit Goethe befreundet war, hatte von Mozarts Witwe den Manuscriptnachlaß Mozarts erworben und ist bekannt geworden durch viele Kompositionen und Schriften.

Zur selben Zeit wohnte im Nachbarhause in der Domgasse zu Offenbach die kunstsinnige Sophie La Roche, die den Literaturkennern als die Jugendgeliebte Christoph Martin Wielands und Freundin Goethes bekannt ist. Der in ihrem Hause lebenden Enkelin Meline Brentano, einer Schwester des Dichters Clemens Brentano und der Bettina, widmete der junge Riotte seine ersten veröffentlichten Klavierwerke, die sich durch ansprechende Melodiösität, gelungene Themen und durch harmonischen Fluß auszeichnen, ohne jedoch eine kräftige Eigenart erkennen zu lassen. Als echter Anhänger der Andréschen Kunstrichtung verehrte er vor allem Haydn und Mozart. Es entstanden in der Offenbacher Zeit seine Variationen zu Themen aus den „Jahreszeiten“ von Josef Haydn, mehrere Klaviersonaten, zwei Singspiele, und seinem vortrefflichen Lehrer widmete er später drei Quartette für zwei Violinen, Bratsche und Violoncello — op. 21 —. Im Jahre 1804 tritt Riotte in Frankfurt als Klaviervirtuose auf. 1805 ist er in Gotha; dort finden wir ihn mit Ludwig Spohr in der Hofkapelle des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg. Auf verschiedenen Kompositionen dieser Zeit legt er sich den Titel eines Musikdirektors bei. Von Gotha ging

er nach Erfurt und dann nach **Danzig** als Kapellmeister. In Danzig komponierte er eine große Kantate. Nach unruhvoller Wanderung während des Krieges 1806—1807 kam er als Kapellmeister an das Theater in **Magdeburg**. Dort schrieb er u. a. seine große Oper **Piedro und Elmira**, welche in Magdeburg und auch in Braunschweig mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Während des Fürstenkongresses zu Erfurt leitete er, wie schon erwähnt, die französischen Opernvorstellungen, u. a. Ch. W. Glucks „Iphigenie in Aulis“.

Die Zeit des ruhelosen Wanderns fand ihren Abschluß, als Riotte im Spätherbst 1808 nach **Wien** übersiedelt war, wohin jeder Musiker einmal wandern möchte. In dieser neuen Kunstsphäre ist er mit dem sieben Jahre älteren Beethoven in Berührung gekommen; ich habe feststellen können, daß sein zweites Klavierkonzert — op. 8 — dem **Monsieur Louis van Beethoven** gewidmet ist. Kammermusikwerke und die ersten Klavierkonzerte bahnten ihm den Weg in die Wiener Oeffentlichkeit. Es entstand eine Messe in D-dur — op. 17 — die er für den Fürsten **Esterhazy** geschrieben hat. Von weiteren größeren Werken widmete er 1809 dem **Regisseur général de la grande armée française in Wien, General de Valet**, sein drittes Flötenkonzert — op. 31 — und das große Septett in Es-dur — op. 39 — dem **Erzherzog Rudolph von Oesterreich**. Während der Zeit seiner Tätigkeit am Hoftheater an dem **Kärntnertor** entstanden seine geschickt entworfenen und glänzend ausgeführten Programm-Musiken zu wichtigen zeitgenössischen Ereignissen der napoleonischen Geschichtsepoche, u. a. das charakteristische Tongemälde für Pianoforte: **Europens Wonnetag, die Vermählungsfeier Marie Luisens mit Napoleon** (1811).

Hier füge ich ein, daß nach einem mir vorliegenden Brief **Carl Maria von Weber** bei Riotte Unterricht genommen hat. Der Brief hat leider eine verhängnisvolle Lücke; er trägt kein Datum.

Im Jahre 1818 wechselte Riotte zum **Theater an der Wien** hinüber, wo er etwa 20 Jahre lang als Kapellmeister tätig war. Während seines Auftretens an diesem Theater gab es viele bemerkenswerte künstlerische Ereignisse. Unter den vielen Bühnenkompositionen sind besonders zu erwähnen:

Nurredin, Prinz von Persien, Oper in 3 Akten;
Bayard, Oper in 2 Akten nach dem Schauspiel von Kotzebue;
Der Sturm, romantische Oper nach Shakespeares Lustspiel;
Moisasurs Zauberspruch, nach dem Zauberspiel von Ferd. Raimund und nicht zuletzt die

Balletts, die er für die damals berühmte Tänzerin **Fanny Elster** komponiert hat.

Auch hat Riotte mit dazu beigetragen, daß die damals in Wien beliebten Singspiele und Zauberpossen mit ihren Tänzen, vor allem dem

Walzer, den eigentlichen Auftakt zu der für die Welt tonangebenden Wiener Operette bildeten.

Als Ludwig van Beethoven im März 1827 sein irdisches Dasein beendet hatte und drei Tage später von seinen Bekannten und einer ungeheuren Volksmenge wie ein Fürst zu Grabe getragen wurde, befand sich auch Riotte unter den Freunden und Bekannten des hingeschiedenen Meisters, denen man die besondere Ehre zuteil werden ließ, neben dem Sarge zu gehen und eine Fackel zu tragen. Mit Riotte sind genannt **Franz Grillparzer, Schubert, Ferdinand Raimund, v. Castelli**, der aus Schillers Jugendzeit bekannte **Johann Andreas Streicher** und andere.

Der gealterte Riotte verbrachte die zwei letzten Jahrzehnte seines arbeitsreichen Lebens in der Stille und Abgeschiedenheit von der lärmenden Welt. Aus jener Zeit stammen seine Klavierauszüge zu Händelschen Oratorien und vierhändige Klavierbearbeitungen zu verschiedenen Opern von **Rossini**. Aber im 76. Jahre seines Lebens tauchte er noch einmal auf und brachte 1852 seine große Kantate „Der Sieg des Kreuzes“ in Wien zur Aufführung, die er selbst dirigierte. Mit dieser Kantate erwarb er sich für eine Aufführung in Brüssel die goldene Medaille des **Königs von Belgien**.

Am Ende seines Lebens bestand der musikalische Nachlaß in etwa 80 Kammermusikwerken, Kantaten, einigen großen Orchesterwerken und etwa 50 Bühnenkompositionen.

Obwohl Riotte 60 Jahre seines Lebens fern von seiner Vaterstadt **St. Wendel** zubrachte, so hat er doch seine Heimat nicht aus dem Auge verloren. Davon geben Zeugnis sein Testament und die Dedikationen an die **St. Wendeler Bürgerstochter Amalie Cetto** und an die **Herzogin Luise von Sachsen-Coburg-Gotha**, die von 1823 bis 1830 in **St. Wendel** residierte. Seinen in **St. Wendel** lebenden Angehörigen vermachte er 2000 Gulden und 1000 Gulden für die Stadt **St. Wendel** zur Unterstützung der Armen.

Am 20. August 1856 nahm der Tod dem rastlosen Meister den Dirigentenstab und die Feder aus der Hand. Die Neue Wiener Musikzeitung widmete ihm als dem **Nestor der Komponisten aus der guten Zeit von Oesterreichs Haupt- und Residenzstadt** einen anerkennenden Nachruf. Die Stadt Wien benannte nach ihm eine Straße.

Das ist in großen Zügen das Lebensbild **Philipp Jacob Riotte's**, Zeitgenosse eines Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber. Sein Schaffen habe ich nur von außen betrachtet, vor allem zu dem Zwecke, die Menschen seiner Vaterstadt mit ihm bekannt zu machen und das Interesse für sein Werk zu wecken. Riotte gehört zum unverlierbaren Besitz seiner Vaterstadt **St. Wendel**, die eine andere Einstellung zu ihm haben sollte wie die große Welt, für die er vergessen bleiben wird. Riotte hat es verdient, daß seine Vaterstadt ihn zu ihren verdienstvollsten Söhnen rechnet.

Erst recht in der Gegenwart sollte vor allem die Jugend und der Musikernachwuchs ihn kennen lernen und sich seiner stets besinnen, nicht etwa wegen überragender Werke, sondern wegen seines unermüdlischen Einsatzes für die Musik und wegen seines beispielhaften Fleißes. Die Jugend sollte aber nicht nur mit Lob und Preis an der heutigen Erinnerung teilnehmen, sondern mit lebendiger Aneignung.

Zum Ausklang meiner kurzen Schilderung und zum Uebergang in die Kompositionen, welche uns am heutigen Abend dargeboten werden, weiß ich keine passenderen, aber auch keine schöneren Worte, als die eines Zeitgenossen Riottes, des österreichischen Dichters Eduard von Bauernfeld:

Drum lauschet still und folgt den Stimmen gerne;
Sein bestes Erbteil, das er allen ließ,
Sie klingen her wie aus bekannter Ferne,
Sie klingen uns ins Herz so wohl und süß.
Wir schauen aufwärts in das Meer der Sterne,
Wir lächeln — sind nicht länger ungewiß:
Er ist nicht tot im ew'gen Reich des Schönen
Und seine Seele lebt in seinen Tönen.

DAS WEISTUM DES HOFES ZUM SAL

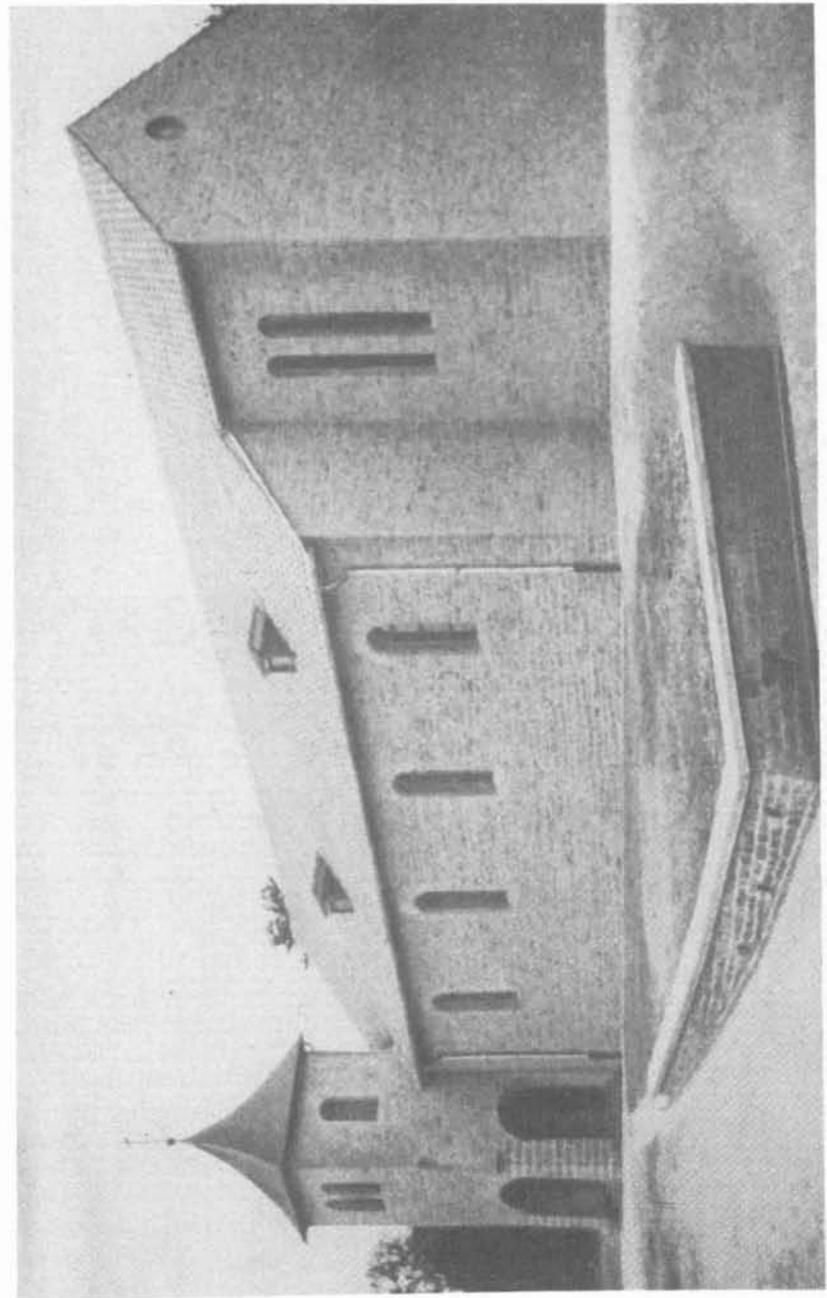
(Saal im Ostertal)

Hans Klaus Schmltt, St. Wendel.

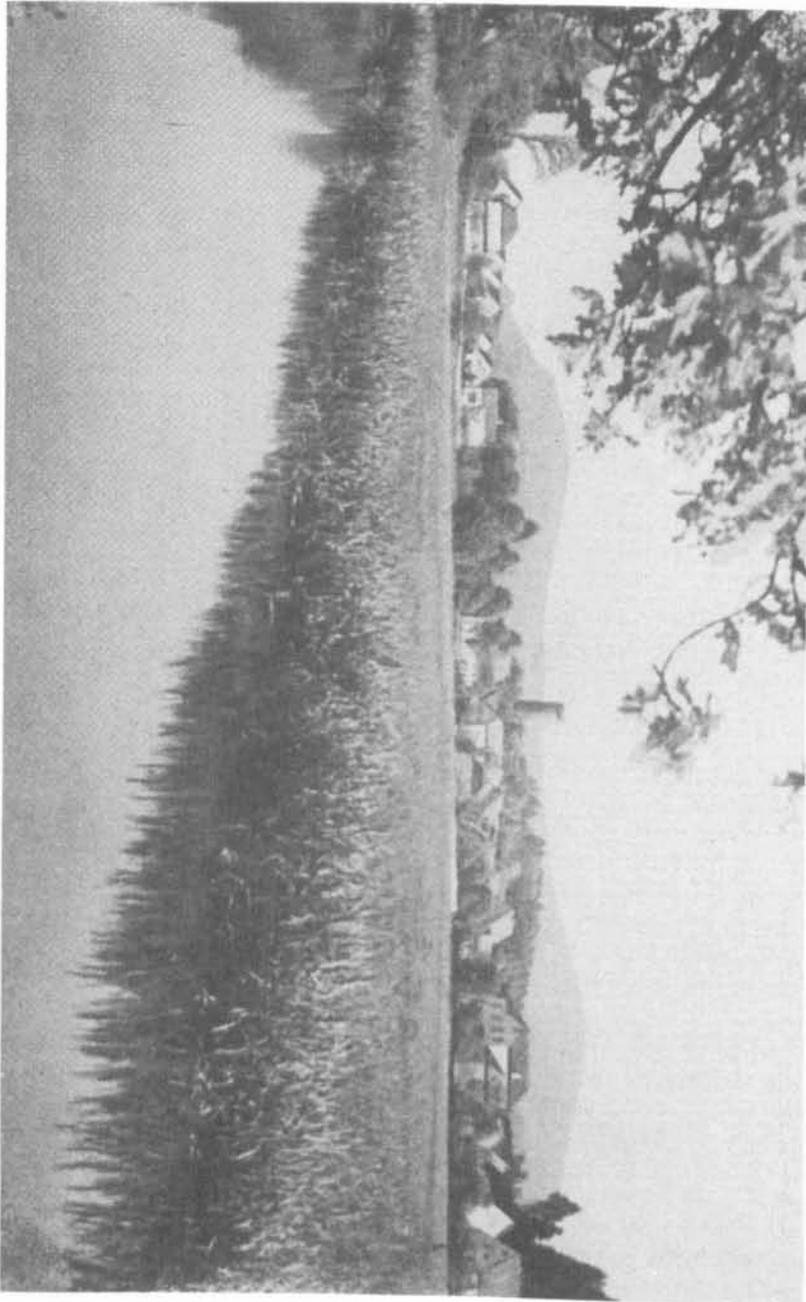
Wenn wir die Kette der Geschlechter bis ins Mittelalter zurückverfolgen, so werden wir feststellen, daß wir alle überwiegend bäuerliche Vorfahren haben. Was wissen wir von ihrem Leben? Meistens nicht sehr viel, und das wenige nur aus zweiter Hand: aus Geschichtsbildern und Darstellungen. Die ursprünglichsten, reichsten Quellen dagegen sind fast garnicht bekannt: es sind die Bauernweistümer, von denen sich tausende in den Archiven erhalten haben. Sie sind dank dem Interesse, das Jacob Grimm als erster bei der Wissenschaft dafür geweckt hat, veröffentlicht worden.

Was ist ein Weistum? — Weistum nennen wir die Erklärung des Rechts durch die, welche es selber angeht: Das sind die Rechtsgenossen, in deren Bewußtsein nach mittelalterlicher Anschauung das Recht von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird. An ihre Weisung ist die Obrigkeit gebunden; es steht nicht in deren Belieben, was Recht sein soll.

Das Recht des Mittelalters ist ständisch gegliedert: Der Bauer lebte nach anderem Recht als der Bürger, Ritter oder Kleriker. Ueber das Bauernrecht also geben die Weistümer Auskunft. Jahrhundertlang mögen sie mündlich erteilt worden sein, den Vögten, Meiern oder Amtleuten, die im Auftrag irgend eines weltlichen oder geistlichen Grund-



NEUE KATHOLISCHE KIRCHE IN GRÜGELBORN
— erbaut 1947 —



herrn oder auch einer freien Markgenossenschaft der Rechtspflege und Verwaltung auf dem Lande vorstanden. Später hat man sie, namentlich im 14., 15. und 16. Jahrhundert, der Bequemlichkeit halber aufgezeichnet und dann vorgelesen, aber an der Zuständigkeit der Gerichtsgenossen zur Erklärung und Ergänzung änderte sich damit nichts. Solche Weistümer sind in Gebrauch geblieben, bis unsere Gerichte vom freien Himmel weg in die Amtsstuben verlegt wurden, bis alte, gewachsene Rechtseinrichtungen neuen, von den Landesherrn verordneten, weichen mußten, bis das ungelehrte, einheimische Recht dem Gelehrtenrecht Platz machte, bis der einfache Mann seinen Schöffenplatz dem studierten Manne überließ und die alte Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens dahin waren.



Lassen wir nun das Weistum des Hofes zum Sal (Saal-Ostertal) zu uns sprechen. Dieses Recht ist so lebensnah und verständlich, als nur irgend denkbar. Aus ihm können die Saaler Anschauung schöpfen über ihre bäuerlichen Vorfahren. Es sind aus ihm zu erkennen die Tatbestände des dörflichen Lebens: Jagd und Fischerei, Frondienst, Besthaupt, Frevelbuße usw.

Das Weistum des Hofes zum Sal

1487. Mai. 2.

In gottes namen amen, kundt vnd zu wissen allen den, die es anschén, lesen oder hören lesen, das in dem jar v. h. dausendt vierhundert achtzig vnd sieben, vf mittwoch nechst nach der heiligen aposteltag Philippi vnd Jacobi in dem monat maii den zweiten tag vmb ein vhr mittag oder dabei zu niderostern *) im Mainzer bistumb gelegen daselbst beneben der freven strassen ist erschienen der erbar Seyfriedt von Selchenbach schultheiss des würdigen h. Peters Gedon (am Schlusse steht Gedoti, Godoci?) probst s. Remigiussberg Meintzer bistumbs vnd mit ihme die erbarn schöffen des gerichtts vnd hofs zum Sal in Niederostern pfarren gelegen, vnd ist solch jargeding gehandelt vnd gehalten

*) das ehemalige Niederostern = Niederkirchen.

worden. Zum ersten ist gesessen der obgenant Seyfriedt von Selchenbach schultheiß, vnd beneben ihm der ersam Hans von schultheiß des hochgeb. fürsten vnd herrn her Ludwigs pfaltzgraf bei Rhein, herzogen in Baiern vnd grauen zu Veldentz, vnd hat der genant Seifried schultheiß gemelter probstei die obgen. schöffen verständig samentlich gefragt also: ihr schöffen, ist die zeit am tag anzuheben solch jargeding das jürlich gehalten wirt vf den pulletag (nechst nach) s. Walpurg der jungfrawen? Da haben geantwort die gen. schöffen gemeinlich, einmütiglich: schultheiß, dünckt euch die zeit sein, so mögendt ihr anheben, die zeit dunkt vns hie sein (folgen Bannformeln etc.).

Furter hat der schultheiss gefragt die schöffen also: wer hoert in dies jargeding vnd wer soll von gebott wegen darin sein vnd wie soll man sich darin halten?. Seint die schöffen ausgegangen, mit vrlaub sich bedacht, widerkommen vnd geantwort also: schultheiss, vf ewer frag sagen wir also, das alle die jene, die in diesem hof vnd bezirck jars geben einer helberling sinss, sollen personlich in diesem jairgeding sein, herrn noth vnd leibs noth ausgenommen. Hat der schultheiss abermals gefragt: wer nun in diesem jargeding nit erscheinet vnd darin gehört, was hat derselbig verbrochen?. Daruber hat der schöffen geweist vnd erkannt mit recht also: wer in diesem jargeding erscheint oder ist vnd darin gehört, ist verfallen der probsteien schultheiss ein sester weins vnd dem schöffen auch ein sester weins, dessgleichen wer brüchig funden wurd in allen andern articuln, obgeschr., diss gemelte buss verbrochen hett, da wir mit recht geweist diss jargeding zu halten alle jars eins vf den pulletag nechst nach s. Walpurg tag, das ist vf den zweiten tag des Meies. (folgt die Markbestimmungsformel über Gebot und Verbot.)

Jtem furter hat der schultheiss die schöffen beladen vnd gefragt, wer macht zu vischen vnd zu iagen in dem bezirck des hofs zum Sal?. Darauf haben sich die scheffen abermahls bedacht vnd geantwortet, das der gerichtsherr der probst vorgehen. auch der faut (Vogt) vnd schirmherr bede vischen vnd iagen mögen oder wem der faut das gönnen, niemandts anders bey der höchsten buss, des seindt funffzehen schilling heller, die buss gehört beiden herrn gemein. Furter hat der schultheiss gefragt, wers sach, dz iemandt zu bedingen hett in dem gericht zum Sal, wie man das damit halten soll?. Haben die schöffen geantwort also: were jemandts, der zu thedingen oder zu schaffen hette, der soll das ansahen vnd suchen vor eins probst zu s. Remigiusberg schultheiss mit recht des verbürgen; mag es dann nit vollendt werden bynnen sechs wochen vnd dreien tagen, so soll dann der schultheiss der probsteien hauptleuthe vnd bürgen des faugt vnd schirmherrn amptmann oder schultheiss vberliefern vnd zufügen, doch da recht lassen gedeien vnd den partheien zu end helffen behlabers rechten. Jtem bussen vnd landtlosung seindt beder herrn gemein; ob aber

iemandts noch were zu appelliren, haben sie ihren oberhof zu Cusel vor den vierzehen schöffen. Furter hat d. schultheiss die scheffen beladen vnd den gefragt also: ob es sich begeben, das man einen misthätigen menschen, da got vor sein, mann oder fraw, dieb oder diebin oder anders dessgleichen begriffen würden, wie man mit thun sol?. Darauff die schöffen die antwort geben hant mit volbedachtem muth, das ein schultheiss der probsteien soll solch misthätigen menschen angreifen vnd den further lieffern eim schultheissen des hochgeb. fürsten hertzog Ludwigs obgen., der soll dann den furter heim schaffen daheim haist Lichtenberg, daselbst recht lassen gedeien noch verdienst vnd was der missthätige mensch von gut gelassen hett, wer verfallen dem herrn, der vber den menschen rechten lasset. Darnach hant die schöffen geweist mit recht also, wurden ein fundt funden vf der probsteien ausswendig vier wenden oder vnder erden, der ist vnd soll sein der zweier herrn gemeint, funden aber ein arm mann etwas inwendig vier wenden vnder oder oben erd, soll ime verbleiben. Jtem hant die schöffen geweist mit recht besthubt**) halber slos, were in dem gericht des hofs zum Sal geerbt seie, der ist dem probst s. Remigiusberg, so er von dodts wegen abgangen were, ein besthaupt schuldig, vnd were es sach, das iemandts eusserlich in diess gericht queme, eins oder mehr, vnd in dem gericht kaufft erbschafft, das funff schilling heller werth were, dasselbig ist auch dem gen. herrn probst ein besthaupt schuldig, so sich abgangen wegen des todts begeh. Die hofleut sollen alle jürlichs vf den tag, so man diss jargeding helt, geben vnd überliefern dem schultheissen zehen hünere vnd zu ieglichem hun siebenthalb eyer, oder vor ein hun ein schilling pfennig. Jtem handt die schöffen geweist, darum dass sie vf dem tag des iargedings gehorsam seindt zu weisen, soll ein herr der probst von s. Remigiusberg oder sein schultheiss den schöffen sein tag costen geben vnd eim schultheiss von des fauths wegen sein messer schön machen, das ist sein imbs bezalen; auch ob ein amptmann von Lichtenberg darbei were oder queme, auch sein irtin bezalen der obgen. schultheiss der probsteien.

**) Besthaupt = das beste Stück Vieh einer Art.

Mitgeteilt aus Jacob Grimm „Weistümer“ B. III Seite 747–749. Wenn der Text bei Grimm nicht vollständig ist, so erklärt sich das aus dem Bemühen dieses Forschers, den Rechtsinhalt in den Vordergrund zu stellen, während der wirtschaftliche Teil dahinter zurücktreten mußte.

GRAMMATISCHES AUS DEM ST. WENDELER LAND

e kaputtne Box	e dorjenanner Schublad
e vonderhander Pärđ	e verkehrt Haushallung
e zu'ener Sack	e anenes Fixspänje
e schimpderlicher Minsch	hinnerscht verderscht

DIE HEIDENBUCHE

Nikolaus Obertreis

Aus „Baumpatriarchen an der oberen Blies“ — Unsere Saar Nr. 1/2 1929/1930 S. 24 —.

Vom Bahnhof Oberthal erreicht man in knapp einstündiger Wanderung das geologisch und floristisch sehr interessante Oberthaler Bruch, das zur Nahe entwässert. An seinem nordöstlichen Ende findet man in der **Leisdell**, etwa 100 m vom Hauptwege ab, die **Heidenbuche**. Ihren Namen verdankt sie folgender, von Herrn Lehrer Meyer in Güdesweiler mir mitgeteilten Begebenheit:

Fahrendes Volk, namentlich Zigeuner, nennt man hierzulande „**Heiden**“. Vor vielen Jahrzehnten lagerte an dem Baume eine Zigeunerhorde. Es starb aus ihr ein Kind, das die Leute kurzweg unter der alten Buche beerdigten. Am Stamme derselben befestigten sie ein roh zusammengezimmertes Holzkreuz, das viele Jahre dort zu sehen war, bis die Zeit es zerstörte. Da blieb die Buche des Kindes Grabmal, und das Volk nennt sie seitdem Heidenbuche.

GIFTPFLANZEN IN UNSERER SAARLÄNDISCHEN LANDSCHAFT

Klaus Jung, St. Wendel

Aufklärung und Warnung

Unter die Masse der Kinder unserer Flora hat die Natur auch einzelne Gewächse gemischt, die zur Vorsicht mahnen und mit dem Warnungsschild: *noli me tangere!* Rühr mich nicht an! versehen sein müßten. Es sind jene Pflanzen, die vermöge der in ihnen enthaltenen Giftstoffe bei unvorsichtigem Umgang dem Menschen gesundheitsschädlich, ja todbringend werden können. Diesen Gefahren gegenüber besteht die Notwendigkeit, besonders die Jugend aufzuklären, die erfahrungsgemäß wahllos über freiwachsende Pflanzen oder verlockende Früchte herfällt. Dabei ereignen sich fast alljährlich Gesundheitsschädigungen oder gar Todesfälle. Selbst Erwachsenen mangelt das Verständnis für die von diesen Pflanzen ausgehende Gefahr. Die unvernünftige Kreatur dagegen besitzt in ihrem natürlichen Instinkt ein untrügliches Abwehrmittel gegen Gefahren, die ihr vonseiten der Giftgewächse drohen, indem sie jede Berührung mit ihnen streng meidet. In nachstehender Zusammenstellung sind die mehr oder weniger giftigen Pflanzen aufgeführt, soweit sie in unserer Gegend anzutreffen sind. Auf Vollständigkeit der Aufzählung kann nicht Anspruch erhoben werden, weil die saarländische Flora noch nicht restlos durchforscht ist. Außer

Betracht blieben die ebenfalls zum Pflanzenreich gehörenden und eine Sonderklasse bildenden Pilze.

Manche der genannten Pflanzen finden Verwendung bei der Herstellung wichtiger Arzneimittel, während sie in der Hand unkundiger Laien Unheil verursachen können. Die den Pflanzennamen beigefügten lateinischen Bezeichnungen sind deren botanische Namen.

I. Stark giftige Pflanzen

Seidelbast (*Daphne mezereum*), dessen rosenrote, süßlich riechende Blüten beim ersten Erwachen des Frühlings vor den Blättern erscheinen; die Beeren werden mennigrot; die Pflanze ist in allen Teilen giftig.

Tollkirsche (*atropa belladonna*); strauchartiges Nachtschattengewächs mit schwarzen, kirschähnlichen Beeren; in Laubwäldern anzutreffen; enthält Atropin, ein sehr giftiges Alkaloid.

Schwarzer Nachtschatten (*Solarum nigrum*), auf Schutthaufen und an Wegrändern; Kraut und schwarze Beeren sind höchst schädlich.

Bittersüßer Nachtschatten (*Solarum dulcamara*) mit violetten Blüten und roten Beeren.

Knolliger Nachtschatten (*Solarum Auberiosum*) mit grünen Beeren; seine Wurzelknolle bildet eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel, die Kartoffel.

Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*); giftiges Nachtschattengewächs mit gelbvioletten Blüten; Standort an Wegrändern und Schutthaufen.

Gefleckter Schierling (*Conium maculatum*), Doldenpflanze, alkaloidhaltig (Koniin), hohes Kraut mit rotgeflecktem Stengel von unangenehmem Geruch, weiße Blüten.

Wasserschierling (*Cicuta virosa*), Sumpfpflanze mit hohlem, fleischigem, quergefurchtem Wurzelstock, unsere giftigste Doldenpflanze.

Gartenschierling oder Hundepetersilie (*Aethusa cynapium*), ebenfalls sehr gefährlich; in Gärten und auf Schutt anzutreffen; wird leicht mit echter Petersilie verwechselt, die sich aber von der Hundepetersilie durch den gewürzhaften Geruch ihrer Blätter beim Zerreiben unterscheidet; diese Eigenschaft fehlt bei der Hundepetersilie. Ihr Genuß bewirkt Erbrechen, Schwindel, ja sogar den Tod.

Fingerhut (*Digitalis purea*), Waldkräuter mit roten oder gelben, glockig-bauchigen Blüten; die stark narkotischen Blätter des roten Fingerhuts enthalten ein in der Heilkunde verwendetes wichtiges Alkaloid, das Digitalin.

Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*), im Herbst auf Wiesen blühende Zwiebelpflanze, deren Wurzelknolle und Samen ein giftiges Alkaloid enthält.

Blauer Eisenhut (*aconitum navellus*), kommt freiwachsend bei uns kaum vor, höchstens als Gartenzierpflanze; die Blätter sind scharf giftig.

Einbeere (*Taris quadrifolia*); kleines, giftiges Kraut der Laubwälder mit einer schwarzen Beere. Die ganze Pflanze ist stark betäubend und brechenenerregend.

II. Weniger gifthaltige Pflanzen

Buschwindröschen (*Anemone*). Als eine der ersten Frühlingsboten erscheint in unseren Laubwäldern oft in Massen dieses bekannte Pflänzchen mit seinem schönen, weißen Blütenkelch, das aber mit Rücksicht auf seine gifthaltigen Bestandteile nicht als harmlos bezeichnet werden kann. Diese Eigenschaft besitzt auch die verwandte

Kuh- oder Küchenschelle (*Anemone pulsatilla*) mit rotblauen, glockigen Blüten; sie ist in freiem Gelände anzutreffen.

Goldregen (*Cytisus labianum*), der bekannte Zierstrauch, mit goldgelben, hängenden Blütentrauben; giftig sind Blüten und Samen.

Waldrebe (*Clematis vitalba*). Diese in Waldungen gelbgrün blühende Schlingpflanze, auch Zierpflanze in gärtnerischen Anlagen, enthält in ihren Beeren Giftstoffe. In Kornfeldern fehlt selten die

Kornrade (*Agrostemma githago*), deren kohlschwarzer Samen gesundheitsschädlich ist.

Wolfsmilch (*Euphorbia*) in mehreren Arten, die durch ihren weißen, milchigen Saft bekannt sind; dieser mahnt wegen seiner schädlichen Bestandteile zur Vorsicht.

Hahnenfuß (*Ranunculus*), gelbblütig, häufig vorkommend, mehr oder weniger giftiges Kraut.

Froschlöffel oder Wasserwegerich (*Alisma plantago*), eine krautartige Sumpf- und Wasserpflanze mit breiten, herzförmigen Blättern und blaßvioletten Blüten.

Zaunwinde (*Convolvulus sepium*), weißblühend an Hecken und Zäunen rankend. Wurzel nicht einwandfrei, ebenso wie diejenige der

Zaunrübe (*Bryonia alba* oder *divica*), schwarz oder gelbbeerig.

Wasserschwertlilie (*Iris pseudacorus*); Sumpfpflanze mit langen, schwertförmigen Blättern und schönen, gelben Blüten; der knollige Wurzelstock ist brechenenerregend. Das gleiche gilt von der frischen Zwiebel der

Gartentulpe (*Tulipa Gesneriana*), bekannte und beliebte Gartenzierpflanze.

Oleander (*Nerium oleander*), beliebte Kübelpflanze mit ledrigen Blättern und duftreichen weißen oder roten Blüten; Fremdling aus den Mittelmeerländern.

Aron (*arum maculatum*), ständige Waldpflanze mit pfeilförmigen Blättern; blüht sehr früh; Beeren werden scharlachrot; die ganze Pflanze, besonders der frische Wurzelstock, ist giftig.

Maiglöckchen (*Convallaria*), häufiges Liliengewächs der lichten Laubwälder. Daß diese beliebte Frühlingsblume giftig ist, kann nicht mit

Bestimmtheit behauptet werden. Sie gilt aber nicht als einwandfrei, ebenso wie der mit ihr verwandte

Salomonsiegel (*C. polygonatum*). Die schöne Frühlingsblume

Narzisse (*Narcissus pseudo-narcissus*); häufig in Gärten als Zierpflanze gezogen, wächst wild in unserer Umgebung, ist aber wohl kaum anzutreffen; wird von verschiedenen Naturforschern zu den Giftpflanzen gezählt; die Zwiebel wirkt brechenenerregend.

Geisblatt (*Lonicera caprifolium*); von seinen Beeren gilt das vorhergesagte.

Sumpfdotterblume oder Butterblume (*Caltha palustris*). In feuchten Wiesen häufig, mit weithin leuchtenden goldgelben Blüten. Besonders der Samen dieser Pflanze enthält giftige Bestandteile.

Mohngewächse (*Papaver*); die Samen des wildwachsenden und auch in verschiedenen Farben als Zierpflanze in Gärten gezogenen Klatschmohns enthalten ein betäubendes Gift. Im Orient gewinnt man aus Mohn das berühmte Opium. Zur Familie des Mohns gehört auch das überall an Hecken gelbblühende

Schöllkraut (*Chelidonium majus*); sein gelber, milchartiger Saft ist ätzend und giftig.

DAS SCHÖNE DORF

Nach Jahren der Zerstörung geht ein neuer Wille zum Schönen durch die Menschen. Es ist uns wieder zum Bewußtsein gekommen, daß alles, was uns umgibt, nicht nur dienlich und zweckmäßig sein soll, sondern daß auch der hungernden Seele etwas gegeben werden muß. So ist die Schönheit der Natur ein Born der Freude und ein Kraftspender für die tägliche Arbeit, die der Mensch nicht missen kann. Nicht nur größere Orte wissen daher die Fürsorge für das schöne und abwechslungsreiche, das frische und gepflegte Ortsbild zu schätzen, auch die kleinsten Dörfer sollen mit hineinbezogen werden in die sinnvolle Gestaltung der Landschaft.

Nicht nur den eigenen Bewohnern ist die Schönheit ihres Dorfes ein unerschöpflicher Freudenquell; sie ist es dem schnell dahineilenden Autofahrer, dem Benutzer der Eisenbahn, wie dem gemächlich genießenden Wanderer. Sie schafft neue Bande, die die Liebe zur Heimat und zu unserer saarländischen Landschaft erweckt und vertieft. Haus und Hof, Garten und Steg, Wege und Gräben sind Teile des Dorfes. Wenn sie alle gepflegt und sauber, geschmackvoll und schlicht gehalten werden, sind sie der beste Ausdruck der Landschaft. Ueberall sind daher wieder regsame Hände am Werk, die mit Liebe und ordnendem Sinn das Dorfbild gestalten helfen. Jeder im Dorfe sollte mithelfen, daß das Aussehen des Dorfes als das Bild der Heimat in seiner Schönheit zurückgewonnen oder neu gestaltet wird. Das Dorf soll jeden mit berechtigtem echtem Heimatstolz erfüllen.

DIE FLUSSPERLMUSCHEL IN DEN BÄCHEN DES HOCHWALDES

Konrad Fischer

Seit vielen Jahrtausenden bewohnt die Flußperlmuschel die Bäche des anmutigen Hochwaldes; denn wie die Forscher annehmen, ist sie ein Ueberbleibsel aus der Eiszeit wie der Lachs, der in der kältesten Jahreszeit die Bäche unserer Mittelgebirge aufsucht, um dort zu laichen. Da erscheint es sonderbar, daß das anziehende Schalentier als Bewohner des Hochwaldes erst so spät bekannt geworden ist. Sie wird zwar in einem Naturgeschichtswerk um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwähnt, jedoch nur flüchtig, und war dann wieder vergessen. Ihre Wiederentdeckung ist einem Zufall zu verdanken. Als im Jahre 1888 bei dem Bau der Hochwaldbahn das Bett der Ruwer an einigen Stellen verlegt werden mußte, stießen die dabei beschäftigten italienischen Arbeiter auf reichbesetzte Muschelbänke und fanden mit echt italienischer Genügsamkeit in den Tieren ein willkommenes Nahrungsmittel. Einige von den achtlos weggeworfenen Schalen gelangten in die Hände eines hervorragenden Muschelkenners, der sogleich Untersuchungen an den Fundstellen im Ruwertale vornahm, die auf eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung der seltenen Muschel im Hochwalde schließen ließen. In einem zum Mühlenbetrieb abgeleiteten Ruwerarm der Geizenburgermühle wurden in kurzer Zeit einige hundert Flußperlmuscheln aufgelesen, alles ausgewachsene Stücke, die an Größe 12 cm lang, fast den Flußperlmuscheln der Weißen Elster gleichkamen, den größten, die in Deutschlands Bächen gefunden werden. Als in einigen Muscheln auch echte Perlen entdeckt wurden, ergriff die Mitglieder des Vereins für Naturkunde ein löblicher Eifer. Sie riefen die Hilfe des Staates an, der die Geldmittel hergab, die zur Erforschung des gesamten Gebietes nötig waren. In drei aufeinanderfolgenden Sommern wurden die Hochwaldbäche durchsucht. Das Ergebnis war, daß die Flußperlmuschel sich vorfindet in der Ruwer, in der Wadrill, im **Lösterbach**, in der Dhron bei Gräfindhron, im **Imbach**, in der **Prims** bei Mettnich (Primstal) und im **Münzbach** bei Braunshausen. Die Ruwer beherbergte sie von der Mündung an bis fast zu ihrer Quelle; am häufigsten zeigte sie sich in der Wadrill, die in einem Wiesentale in der Nähe von Sauscheid von den eingegrabenen Tieren wie gepflastert erschien.

Lebensbedingung für die Flußperlmuschel ist kalkarmes, langsam fließendes Wasser. In den Bächen der Eifel, die fast alle viel aufgelöstes Kalk mit sich führen, findet sich keine vor. Am liebsten sind ihr Bäche, die aus Waldgebieten kommen und deren Ufer Wiesengelände bilden. Je weniger bevölkert, je entlegener von Fabrikbetrieben, desto vorteilhafter für das Vorkommen dieses Schalentieres. Als bald nach der Entdeckung der Flußperlmuscheln an der unteren

Ruwer eine Erzwäsche eingerichtet wurde, gingen alle unterhalb derselben gelegenen reichbesetzten Muschelbänke ein.

In den genannten Bächen finden sich die Tiere an ruhiger fließenden Stellen im Kiessande meist so tief eingebettet, daß nur ein Drittel der schräg der Stromrichtung abgekehrt eingebohrten Muschel hervorragt. Der Unkundige hält die unbeweglich im Sande steckenden Tiere leicht für Schieferstücke; denn die Schalen werden auch zur Aufnahme der Nahrung wenig geöffnet. Den einmal eingenommenen Platz verläßt die Flußperlmuschel nur gezwungen; sonst bleibt sie mehrere Jahrzehnte hindurch, da sie ein beträchtliches Alter erreicht, an derselben Stelle. Wird sie vom Hochwasser aus ihrer behaglichen Ruhestellung weggerissen, so sucht sie weiter unterhalb eine ruhigere Stelle auf und bevorzugt dann wohl die Mühlenteiche, die meist mit Kiessand reichlich bedeckt und dem Hochwasser nicht so leicht ausgesetzt sind.

Die Muschel zeichnet sich durch die länglich nierenförmige Gestalt und durch die außerordentliche Schwere der Schalen aus. Ältere Tiere sind außen fast schwarz, jüngere schwach olivenfarbig. Um das Schloß herum erscheinen die Schalen stets zerfressen, selbst bei jüngeren Stücken. Das Innere der Schalen ist von wunderschönem Perlmutter überzogen, das häufig gelbbräunliche Oelflecke aufweist. Echte Perlen finden sich in den Falten der Mantelstellen, die das Perlmutter ausscheiden, zuweilen auch in den Perlmutterüberzug der Schalen eingewachsen. Den Dorfbewohnern des Hochwaldes war die Muschel übrigens bekannt, wenn auch nicht unter ihrem rechten Namen. In einigen Gegenden spielten ihre zerkleinerten Schalen eine Rolle in der Tierheilkunde, die unzerkleinerten werden ihrer scharfen Ränder wegen auch wohl zum Reinigen der Kochtöpfe verwendet. Daß die Muscheln auch Perlen bergen, war der Volksbeobachtung glücklicherweise entgangen.

Die Nahrung der Flußperlmuschel besteht aus mikroskopisch kleinen Organismen und aus Algen. Mittels der sehr zahlreichen Flimmerhaare auf dem Mantel und in den Kiemenblättern ruft das Tier regelmäßige Strömungen hervor, die den Kiemen sauerstoffreiches Wasser und dem Munde die nötige Nahrung zuführen. Das behagliche Stilleben braucht also nicht durch Ortswechsel oder anstrengende Bewegungen gestört zu werden.

Zweimal im Sommer stoßen die Flußperlmuscheln Eier in das Wasser, die durch den von den männlichen Tieren gleichfalls dem Wasser übergebenen Samen befruchtet werden. Die ausschlüpfenden Larven heften sich an die Kiemen einiger die Bäche bewohnenden Fischarten und werden als sogenannte Glochidien eine Weile von ihnen darin getragen.

Nach der Umbildung in eine Muschel verläßt das kleine Wesen den sauerstoffreichen Aufenthalt, um auf den Kiessand zu sinken, sich dort einzubohren und das beschauliche Leben der Eltern zu führen. Das Wachstum ist gering, weshalb große Stücke ein hohes Alter erreichen. Der Verein für Naturkunde in Trier hat nicht bloß den Verbreitungsbezirk des seltenen Schalentieres festgestellt, sondern sich auch bemüht, andere Bäche des Hochwaldes zu besiedeln. An Stellen, die dafür geeignet schienen, wurden die Muscheln in Mengen ausgesetzt, so im Veldenzbache und im **Lösterbache**. Ob der Versuch Erfolg gehabt hat, konnte bei einer Untersuchung nicht festgestellt werden; doch belehren den Verein die Erfahrungen geeigneter Kenner dieses Schalentieres, daß reichbesetzte neue Bänke erst nach Jahrzehnten entstehen. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß der Verbreitungskreis der Flußperlmuschel auf den Hochwald erweitert worden ist.

„Blätter für Mosel, Hochwald und Hunsrück“ — Bernkastel 1921, Nr. 3 —.

DIE RUSSEN SUCHEN DIE STADT STECKFELD

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.



Als Napoleon im Winter 1813 auf 1814 mit seinem Heer nach Frankreich zurückzog und die Preußen über den Rhein folgten, kamen mit den letzteren auch russische Heeresabteilungen in unser Land. In dem Dorfe Furschweiler weiß man aus dieser Zeit folgende Begebenheit zu berichten:

Eines Tages kam über den Metzenberg von Gehweiler her eine Schar wild aussehender Reiter auf mageren Pferden herangeritten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Dorf

die Kunde, daß Kosaken angekommen seien. Tod und Teufel, sie hätten Sauborsten in den Haaren und trügen kurze Zöpfchen, sie seien böß gesinnt, hungrig und voller Gier. Die russischen Hauptleute suchten die in ihrer Landkarte eingezeichnete Stadt Steckfeld, die sie hier am Fuße des Metzenberges vermuteten. Aber sie fanden nur ein kleines, armes Dörfchen, dessen niedrige Häuser mit Stroh gedeckt waren. Die neugierigen Dorfleute erklärten den Reitern, daß sie sich in Furschweiler befänden. Den Reitern war ein großer Troß gefolgt, welcher wie eine Ueberschwemmung in das Dorf hineinplutete. Verärgert und enttäuscht ließen die Hauptleute draußen vor dem Dorf das Lager aufschlagen. Dann beschossen die Russen das Dorf und bedrängten die Bewohner, sie stahlen wie die Atzeln und die Dorfleute mußten in die

nahen Wälder flüchten; nur eine alte Frau blieb zurück. Wie heißhungrige Wölfe fielen die Russen über die Häuser her, schleppten die Eßvorräte fort, zogen Stroh und Korn, Hafer und Heu aus Scheuern und Kammern und plünderten das Dorf vollkommen aus. Sie schonten nicht die einzige Kuh im Stall und nicht die Herde des Bauern. Damit Gott ihre Untaten nicht sehe, bedeckten sie die Wegkreuze und die Kreuzfixe in den Stuben mit Tüchern. Als alles kahl gefressen, und die Cholera unter ihnen ausgebrochen war, zündeten sie das Dorf an allen Ecken an und zogen westwärts. Von der Beschießung des Dorfes sollen im Stamm der uralten Dorfblinde noch die Bleikugeln stecken.

Steckfeld (Steck, Stock bedeutet stehengebliebene Wurzelstücke im Rodlande) ist ein Flurname am Hang des Metzenberges. Pfarrer Alt von Furschweiler deckte hier im Frühjahr 1883 eine villa rustica auf. In den Aeckern des Steckfeldes liegen heute noch zahlreiche Reste von römischen Ziegelsteinen.

In dem Landhaus fand man in einem auf der Südfront vorspringenden Bau zwei Gemächer; von diesen maß das äußerste 5,90 m in der Länge und 4,60 m in der Breite, während das zweite 4,45 m lang und 3,20 m breit war. Das Gebäude war mit Heizungsanlagen versehen. (Max Müller, Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, S. 59). Hier führte die alte römische Konsularstraße Metz—Wareswald—Mainz vorbei, die noch unter dem Namen „Alter Weg“ erhalten ist (ebenda S. 45).

Der Ortsname Furschweiler (1492 Forschwillre) führt auf keltischen Ursprung zurück. Der Namenstamm ist *vars* = reißen, rafften und bedeutet eine Oertlichkeit an schnellfließendem Schluchtwasser. (Weitere Ausführungen bei Müller, Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, S. 28).

Im Frühjahr 1814 quartierten von den russischen Truppen in der Stadt St. Wendel ein Regimentstab, die 27. schwere Artilleriekompagnie. Ferner kamen bei uns durch: Die Infanterieregimenter Odessa, Tomski und Simbersk, also auch Sibirier und das 49. und 50. Jägerregiment, die in den Nachbarorten untergebracht wurden. Noch im Juni marschierten von dem starken Nachschube, der nach Frankreich ging, russische Korps bei uns durch. (Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, S. 185).

Lob des Bliestals

(AUSZUG)

Droben im Oberthal —
ei, da ist's fein.

Schlehen gibt's überall,
Bremmen im Oberthal,
leuchten wie Gold so rein,
da möcht ich sein.

In Wendelinus Stadt —
ei, da ist's gut.

Da spinnt man Rolltabak,
saftig und voll Geschmack.
Wer den nicht rauchen kann,
stoppt aus der Tut.

M. v. Westrich

DAS ANTLITZ DER ALTEN STADT ST. WENDEL

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.

Gesicht und Charakter einer Stadt sind im Laufe der Jahrhunderte vielen Wandlungen ausgesetzt: politische und kriegerische Ereignisse, wirtschaftliche Entwicklungen, die mit der Zeit zu wirken beginnen, formen das Antlitz einer Stadt stets von neuem, wandeln und variieren unausgesetzt deren ursprüngliche Struktur. Die Historiker der Stadt St. Wendel, Max Müller, Julius Bettingen, Nikolaus Obertreis, haben in unermüdlichem Forscherfleiß daran gearbeitet, das älteste Gesicht St. Wendels, das, gemessen am Alter der Stadt, ihr jüngstes ist, ihr Kindergesicht gleichsam, aus der Hülle der neuen Formen herauszuschälen, wie einen Kern, in dem die Wachstumskraft geborgen ist, um



es dem späteren Betrachter in der Eigenart von damals darzubieten. Aber die Geschichtsschreibung hat unvermeidbare Lücken, so daß uns ein bisher unbekannter Holzschnitt aus dem Jahre 1523 besonders teuer sein muß.

Wer mit Hingebung der Sprache des Bildes lauscht, wird den sicheren Kunstverstand der Väter erkennen, die mit unbeirrbarem Auge das rechte Türmchen an den rechten Ort setzten. Bunte Geheimnisse und

gewaltige Erlebnisse treten aus dem Holzschnitt hervor. In alte Jahrhunderte läßt er uns zurückwandern. Begreiflich finden wir den Stolz des Magistrats der alten Stadt, der einmal dem Landesherrn berichtete, „es sei diess grenz oder fronttier Stättlein mit so ahnsehnlichen schönen undt wolerbauten Mauern und Thuren umgeben, dergleichen vast keine im gantzen Ertzstiftt zu sehen . . .“.

Die Entstehung des Bildes fällt in jene Zeit, da die Kunst des Holzschnittes in höchster Blüte stand. Es ist enthalten in der Holzschnittsammlung der deutschen „Livius-Illustrationen“, die im Jahre 1523 bei Johann Schöffer in Mainz gedruckt wurden. In dieser Sammlung befinden sich u. a. mehrere Landschaften und Stätten, um die sich die damals im Mittelpunkt der Ereignisse stehende Fehde Franz von Sickingens gegen den Trierer Erzbischof und Kurfürst Richard von Greiffenklau abspielte. Diese Holzschnitte werden dem Meister „Conrad Faber eyn maler von Creutznach“ zugeschrieben, der für den genannten Buchdrucker Johann Schöffer und seinen Landesherrn, den Grafen Johann II von Sponheim, gearbeitet hat. Von 1525 ab widmete er sich in Frankfurt der Porträtmalerei. 1553 ist er gestorben. Für die Stadt Frankfurt ist die künstlerische Bedeutung Fabers eine doppelte: er ist der Gestalter des Frankfurter Stadtbildes. Frankfurt verdankt der topographischen Aufnahme durch Faber die Kenntnis der mittelalterlichen Struktur. Dann aber hat Faber als Bildnismaler die Menschen der Frankfurter Reformationszeit überliefert. Das grundlegende Werk aber ist der 1552 nach Fabers Zeichnung von Hans Grave geschnittene Große Belagerungsplan.

Der Holzschnittmeister Faber hat sein Hauptinteresse der Belagerungsszene zugewandt. Dies ist schon daraus zu erkennen, daß er den nordwestlichen Stadtteil von St. Wendel ganz fehlen und die Belagerungsszene den größeren Raum des Bildes einnehmen läßt. Und doch ist diese Stadtansicht von Südwesten her sehr aufschlußreich. Wir erkennen die Wendelinus-Pfarrkirche in ihrer frühen Gestalt, die Burg (vor dem Langschiff der Kirche), den ältesten Rathausbau links vom Kirchenportal und vor allem die Stadtbefestigungsanlagen mit dem mächtigen oberen Stadttore. Der Torturm im Vordergrund wird das oft genannte Muspfortchen sein.

Und nun zu dem im Bilde festgehaltenen geschichtlichen Ereignis. Geführt von Huttens Geist hatte sich der wagemutige Reichsritter Franz von Sickingen in die Politik begeben. Sickingen wurde zum vielumstrittenen Helden seiner Tage. Sein Name weckte Furcht und Hoffnung zugleich: viele Anhänger nannten ihn den geheimen Kaiser. Mit schwäbischen und fränkischen Rittern hatte er einen Bund geschlossen, der den Sturz der Kurfürstentümer in Deutschland und eine freiheitliche Verfassung für das Reich erstrebte. Als erster sollte der Kurfürst von Trier gestürzt werden. Im Jahre 1522 brach eine Fehde

aus, wie keine das Reich zu Maximilians Zeit erschütterte. Am 27. August kündigte Sickingen dem Kurfürst Richard von Greiffenklau die Fehde an. Mit einem wohlgerüsteten Heer von 600 Reisigen und 7000 Mann Fußvolk rückte er, nachdem Blieskastel genommen, auf der Heerstraße über Homburg gegen St. Wendel, brach am 2. September in das kurtrierische Amt ein und belagerte die Stadt. Die Mauern wurden mit Stücken beschossen und berannt. Nach dreimaligem heftigen Ansturm brachte er am 3. September die von kurtrierischen Truppen tapfer verteidigte Stadt in seinen Besitz.

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Wittern der Vergangenheit die Stadtmauern, Türme und Burg umfungen, und in der Lichtmeßnacht des Jahres 1677 fiel ein großer Teil der Stadt in Schutt und Asche.

Wird dem Betrachter des Bildes die geliebte Stadt in ihrer heutigen Gestalt nicht anders erscheinen als er sie bisher kannte? Vor dem Auge, das noch zu ahnen vermag, wo es nicht mehr sieht, wird auch das Verschwundene, Burg, Tore, Kapelle und Bürgerhäuser, noch immer als zugehörig erkannt, geheimnisvoll an die Stelle treten, wo jetzt das Leben der neuen Stadt sich abspielt.

ALEMANNISCHE UND FRÄNKISCHE ORTSNAMEN IM ST. WENDELER LAND

Nach Max Müller „Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs“ S. 139 ff und 146
— St. Wendel 1893 —

Ortsnamen sind lebendige Erinnerungen an die Vergangenheit unserer Heimat, Zeugen und Denkmale der Geschichte. In ihnen spiegelt sich politische Geschichte, Keltisches, Römisches, Germanisches, Siedlungs- und Volksgeschichte wird in ihnen lebendig.

Ein Teil der Ortsnamen unserer Heimat weist unmittelbar auf vorgermanische keltische Zeit;

z. B. **Alsfassen** (ursprünglich Alsassan = bei den Wohnsitzen im Bruche),

Breiten (ahd. brait = Bedeutung eines Ackers oder Wiesenstückes),

Elmeren (geht auf das ahd. **ala** = groß, stark und **mar** = Sumpf zurück, Ortsteil von Bliesen),

Gronig, Bliesen und **Ostarunaha** (das heutige Oberkirchen).

Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts besiedelten verbündete Stämme der Alemannen unsere Gegend. Andere germanische Volksstämme, die sich unter dem Namen **Franken** zusammengeschlossen hatten, überschritten um dieselbe Zeit den Mittel- und Niederrhein. Das Eindringen der Alemannen in das Gebiet an der oberen Blies geschah offenbar von Süden her. Mit der Landnahme durch Alemannen und Franken wurde

die keltoromanische Mischkultur immer mehr überdeckt, und gleichzeitig brachte das Germanentum eine große Zahl eigener Ortsnamen mit oder benannte bereits vorhandene keltische oder römische Ortsnamen um. Besonders tritt dies in der Ortsnamenbildung auf „weiler“ hervor, die in unserer Gegend vorherrscht und meistens eine vordem keltisch-romanische Siedlung anzeigt. Das Wort ist von dem lateinischen „villa“ = Herrenhof, villare ist das dazugehörige Vorwerk über vilre gebildet. Es verband sich mit dem Namen des germanischen Grundherrn, wodurch ein Besitzverhältnis ausgedrückt wurde, z. B.

Linchisi villare = Weiler des Langiogais, Linxweiler

Wernzewillare = Weiler des Werno, Werschweiler

Exweiler = Weiler des Eggo

Ottweiler = Weiler des Ado.

Die hier seßhaft gewordenen Alemannen gaben ihren Siedlungen Namen, die sich an solche in ihrer früheren Heimat anlehnten. Max Müller weist dies nach in seinem Buch

„Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, 1896“.

Folgende Zusammenstellung Westricher Weilernamen mit solchen aus der Schweiz, dem Elsaß und dem rechtsrheinischen Stammgebiet, die aus „Förstemanns Namenbuch“ gesammelt sind, wird am besten lehren, woher die Grundherren kamen, die unseren Weilern ihre Namen gaben:

Baltersweiler (885 Baldereswilare) — Baltenschweil bei Bichelsee, Kanton Thurgau

Dautweiler bei Tholey (835 Deontinwilare) — Dietweiler, Kanton Bern
Herisweiler, Wüstung bei Baltersweiler (957 Hernbranteswillare) —
Herzweil bei St. Gallen

Hunweiler, eingegangener Ort bei Gronig — Hinnweiler, Kanton Zürich
und Hunweiler, jetzt Hunschweiler bei Schlet

Imweiler, Ortsteil von Oberthal — Emmonewillare, ein eingegangener
Ort an der Zorn im Elsaß

Linxweiler (863 linchisi villare), später Lengesvilre — Langiswilare
10. Jahrhundert, ein Weiler im Elsaß

Remmesweiler (1484 Rymeyschwillere) — Rimolteswilare, Ringweil bei
Zürich

Ottweiler (879 Uttinwilare) — Oetweil bei Zürich, 874 Utwyl am
Bodensee und Ottweiler bei Zabern

Urweiler (13. Jahrh. Orwilre) — Uhrweiler bei Hagenau (761 Urne-
wilare)

Werschweiler (1148 Wernzwilare) — Werneswilare 1100, ein einge-
gangener Ort in Baden und Wernetzweiler im Linzgau

Weisweiler, Wüstung bei Oberkirchen — Wizwila 870, Weisweil im
Breisgau

Leitersweiler — Leitersweiler bei Weißenburg
(Liuthari, ein Alemannenfürst im 6. Jahrhundert)

Niederweiler — Wüstung bei St. Wendel — Niederweiler bei Thann
und Niederweiler bei Saarburg-Lothringen.

Wenn bei unseren meisten Namen die alten Formen nicht fehlten und uns auch die Wüstungen am Oberrhein vollständig überliefert wären, dann würde die Uebereinstimmung unserer Weilernamen mit noch vielen anderen oberrheinischen Benennungen sich dartun lassen. Mag vielleicht auch in der Uebersicht diese oder jene Bezeichnung mit einem anderen Personennamenelemente zusammenzustellen sein, als es geschehen ist, so bleibt doch eine unverkennbare Uebereinstimmung. Die alemannische Besiedlung muß zu einer Zeit geschehen sein, wo der Alemannenbund noch politisch unabhängig dastand und seine Sippen als die ersten germanischen Eroberer in unserer Heimat erschienen.

Im alten Hessenlande liegen die Mutterdörfer unserer meisten **fränkischen** Ansiedlungen. Nicht allein die Namen dieser Ortschaften stimmen mit den unseren überein, sondern sogar unsere Flurbezeichnungen weisen in zahlreichen Fällen das gleiche Gepräge mit hessischen auf.

Fränkische Ortsnamen:

- Aschbach bei Tholey — Asbach bei Allendorf und Aschenbach bei Hünfeld (ahd. asc — Esche)
- Bleichbach bei Leitersweiler — Bleichenbach bei Haina (ahd. blichan — glänzen)
- Dörrenbach — Döhrenbach bei Witzenhausen
- Hirzbach, Feldmark St. Wendel — Hirzbach, ein Hofgut bei Hanau
- Gudesberg St. Wendel — Gudesberg bei Kassel
- Heimbach-Nahe — Heimbach bei Fulda und andere
- Heisterberg — Heisterberg, vielfach Flurname in Hessen
- Hirschberg, Wald bei Oberlinxweiler — Hirschberg, Hof bei Grossamerode
- Hofeld — Hohenfeld, Wüstung bei Balhorn
- Labach bei Dörrenbach — Labach, Zufluß der Pfiiffe
- Lindscheid bei Tholey — Lindenscheid, Name verschiedener hessischer Forstorte
- Metzenberg bei Furschweiler — Metzenberg bei Rölshausen
- Mauschbach (1492 Muschbach) bei Baltersweiler — Mosbach bei Fulda (mose, musa = Moor, Sumpf)
- Momberg (Mommerich) — Momberg bei Neustadt in Hessen
- Namborn (früher Naumborn) — Naumborn, Wüstung bei Waldeck
- Roschberg (1484 Rossberg) — Rossberg bei Marburg
- Schaumberg (Schauenburg) — Schloß Schaumberg bei Kassel
- Winterbach — Winterbach bei Schwarzenfels
- Die Oster, Nebenwasser der Blies — Oster, Zufluß der Fulda.
- Gewiß sind manche dieser Namen farblos und konnten ebenso gut bei uns zur Benennung von Orten benutzt werden, wie dies in Hessen der



GEMAINÉ POLICEY ORDNUNGH
DER STATT VND AMPT SANCT WENDALIN ANNO 1608

vgl. gleichlautenden Aufsatz, Seite 94

oben VII



MARKTLÉBEN

unten VII



MARIA UND JOHANNES

Ausschnitt aus der Grablegungsgruppe im Chor des Wendelsdomes

vgl. den Aufsatz „Kunstwerke im Wendeladom“, Seite 100

Fall war. Aber die Uebereinstimmung so zahlreicher Benennungen, zumal auf einem so kleinen Raume, kann doch nicht auf einem bloßen Zufall beruhen. Die einzige Erklärung für diese Erscheinung besteht darin, daß hüben wie drüben derselbe Stamm Träger der Namengebung war.

DIE HELLERBLUME

Die Saat-Wucherblume, *Chrysanthemum segetum*, wird in der Gegend von Wolfersweiler **Hellerblume** genannt. Das Volk führt den Namen darauf zurück, daß zur Zeit der Zweibrückischen Herrschaft jeder, in dessen Acker dieses gefürchtete Unkraut gefunden wurde, einen Heller Strafe zu zahlen hatte, damit es nicht zu sehr überhand nehmen sollte. So schreibt Karl Lohmeyer in den „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes“.

Sehr bezeichnend sind auch die Namen, die der Bauer in anderen Landschaften der gefürchteten Saat-Wucherblume gibt. Hermann Marzell zählt in seinem Büchlein über „Die Pflanzen im deutschen Volksleben“ die verschiedenen Namen auf. Sie ist die „böse Blom“ (Delmenhorst), die „Hunneblume“ (Göttingen) oder „Hungerblume“ (Nordharz), in Westpreußen der „Landverteher“ (Landverzehrer) oder die „Bankrottblume“, weil sie den Bauer zum Bankrott führt. Da früher die Bauern, die dieses Unkraut nicht ausrotteten, Strafgerdler (z. B. drei Groschen) an die Behörde zu zahlen hatten, heißt man sie „Dreigrotensblome“ (Hannover), „Twölfgrotensblome“ (Bremen) und „Batzenkraut“ (Nassau). Auch nach gewissen Gegenden, wo sie sich zuerst gezeigt hat, oder woher sie eingeschleppt worden sein soll, wird die Saat-Wucherblume benannt: „Franzosenblume“ (Oberhessen), „Gellersche Blume“ (aus dem Kreis Geldern, Münsterland), „Schötmarsche Blume“ (weil sie im Amt Schötmar-Lippe besonderen Schaden anrichtete). In der Gegend von Schmalkalden führt sie den Namen „Höhleborner Hochmut“, weil sie in der Flur des Dorfes Hohleborn zuerst vorgekommen sein soll, und die Bewohner dort noch stolz auf die „schöne Blume“ waren. Also ein kulturgeschichtliches und volkskundliches Mosaikbild aus Pflanzennamen zusammengesetzt.

Aus dem Boden der Heimat Segen weden
 Heißt: neues Leben den Menschen entdecken,
 Heißt: aus des grauen Heute Sorgen
 Schaffen ein sonnenfrohes Morgen

DIE SORGE DER AHNFRAU

Geschichte und Sage um ein St. Wendeler Freihaus

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.

Die folgende Geschichte und die daran geknüpft Sage möchte ich denjenigen zu einem Troste ins Herz legen, die wähen, das Schicksal habe alle Lasten für unsere Tage aufgespart und alle Vergoldung an frühere Zeiten gewendet.

Vor langer Zeit stand in der alten Stadt St. Wendel ein Freihaus, das die Bürger den Frälenbau (Fräuleinbau) nannten. Es war ein mächtiges Gebäude, das mit Gärten und Höfen etwa den Raum zwischen der heutigen oberen Josephstraße und der oberen Hospitalstraße bedeckte und nahe an die Stadtmauer reichte. Die bebaute Fläche allein betrug siebenundzwanzig Ruthen und zwölf Schuh. Ursprünglich hieß es das Abtshaus oder auch Tholeyer Haus, weil es dem Tholeyer Konvent in den immerwährenden Kriegen als Refugium und dem Abte und seinem Konvente, wenn sie in der Pfingstwoche mit den Reliquien des heiligen Mauritius von Tholey nach St. Wendel gepilgert kamen, zur Repräsentation diente. Von dem Bischof von Verdun soll das Haus in ältester Zeit dem Kloster gestiftet worden sein. Da das Tholeyer Kloster nach dem Dreißigjährigen Kriege sich in einer schwierigen Lage sah, erwarb der Trierer Kurfürst und Erzbischof Philipp Christoph von Sötern im Jahre 1648 das ganze Anwesen für das Fideikomiß der Soeternschen Grafenfamilie. Nach der Beschreibung des Chronisten war das hochgiebelige mächtige Herrenhaus ganz aus gehauenen Steinen aufgeführt und mit Kreuzgewölben versehen. Es hatte eine Länge von zweiundachtzig, eine Breite von vierundvierzig und eine Höhe von vierundzwanzig Schuh Nürnberger Maßes. Im unteren Stockwerke waren neun und im oberen zwölf hohe Fenster, die mit Eisenstäben vergittert waren. Neben dem Herrenhaus stand ein wuchtiger Turm, dessen Wendeltreppe in die Stockwerke führte. Das Tor war mit schweren Riegeln versehen.

Nach dem Tode des Amtmannes Johann Reinhard von Soetern im Jahre 1650 diente das mächtige Haus seiner hinterbliebenen Gattin, der Freifrau Johanna Gertrude von Soetern und von Pallandt-Reulandt, als Witwensitz. Die gräfliche Witwe bewohnte das Haus mit ihren beiden ledigen Töchtern Maria Magdalena und Agathe und der Kammerfrau Maria Rosina Jegen. Es wird berichtet, daß es den drei Edeldamen in den rauhen Wehen der damaligen Notzeiten an Kummer und Sorgen nicht gefehlt habe. Die „Wolgeborne Fraue wittib von Soetern“, wie die Bürger der Stadt sie nannten, erreichte ein hohes Alter, Maria Magdalena heiratete den Grafen Johann Franz von Berghes und die jüngste Tochter Agathe, nach der das Haus später den Namen Fräuleinbau bekommen hatte, soll um die Jahreswende 1690, ohne großen

Reichtum zu hinterlassen, gestorben sein. Die alte Freifrau und Agathe fanden erst den Frieden, als ihre Leiber in der dämmerigen Grabkapelle der Grafenfamilie im Wendelsdome zur letzten Ruhe gebettet wurden.

Als das Soeternsche Geschlecht erloschen war, verfiel der wehrhafte Schutzbau. Gras wuchs in den Mauerspalten und Eulen wohnten in dem steinernen Schweigen. Als später die schiefgewordenen Giebel und morschen Wände niedergerissen werden mußten, erstand in der Phantasie des Volkes das Gebäude wieder mit der Feierlichkeit dämmeriger Räume, und es führte bunte Geheimnisse mit sich, daß der Volksmund auf eigene Weise sich eine rührende Erzählung bildete und diese eindringlicher und lebendiger durch die Zeit bis in unsere Tage führte, als es Aufzeichnungen eines Chronisten vermocht hätten.

Wenn die Bürgerstöchter in der Meistube saßen, erzählten sie von der Ahnfrau und ihren beiden Edeltöchtern eine gar ergreifende Sage, deren wundersamer Klang den Sinn gefangen nimmt und die drei Frauen als zauberumrauschte Wesen in fließenden Gewändern von dunkler, kühler Seide durch die weiten Säle und Kemenaten wandeln läßt. Von der alten Ahnfrau erzählte man, daß ihr Kummer um einen verschwenderischen Sohn, dem letzten Sprößling des alten Soeternschen Herrengeschlechtes, und die Sorgen, die in den betrübnen, armseligen Notzeiten um das stolze Freihaus lungerten, ihr schließlich das Augenlicht geraubt hätten. Abgeschieden von aller Welt und mit den erblindeten Augen saß die leidverwirrte Frau stets auf der Tackbank am Kaminfeuer. Sie war so sehr dem Schwermet verfallen, daß sie zu ihren eigenen schweren Sorgen lächelte und sich selbst Kinderreime und Liedchen vorsang. Man weiß ja, wie bedrückt die Seele werden kann, wenn sie einmal ein Uebermaß an Leid ertragen hat. Einst soll die Ahnfrau soviel Gold besessen haben, daß sie die Golddukatn nicht einzeln habe zählen, sondern nur mit einem Hafermaßchen habe messen können. Und als die Zeit der Not gekommen war, da täuschten die Töchter ihre auf der Tackbank sitzende erblindete



Mutter, indem sie ihr immer das leere Hafermäßchen umgestülpt auf den Schoß stellten und nur den Boden mit einigen Goldmünzen bedeckten. Wenn die Erblindete mit zitternden Händen über die Münzen strich, huschte um ihren herben Mund und über ihr leidverwirrtes Antlitz ein zufriedenes Lächeln, denn sie glaubte, das Hafermäßchen sei immer noch gehäuft voll Gold. Die arme, stolze Ahnfrau bemerkte die Täuschung nicht und war für den Augenblick getröstet. In einem solchen Augenblick habe sie auch Abschied von der Welt genommen. So erzählten die Mädchen in der Spinnstube, und als sei ihnen die Sage doch zu traurig, brachten sie auf einmal ein lustigeres Surren in ihre Spinnräder und in ihre trübgewordene Stimmung, wenn sie halblaut sangen, auch des Freihauses und der drei Edeldamen gedenkend:

Reite, reite, Rößchen,
droben steht ein Schloßchen,
gucken drei Madammen raus;
die eine spinnt Seide,
die andre wickelt Weiden,
die dritte macht einen roten Rock
für den lieben Herrgott.

Die drei Madammen dieses kleinen Liedes waren freilich einst in grauer Vorzeit die Schicksalsgöttinnen gewesen, von denen die Kunde einer Wala singt, daß sie die Lose legten, den Menschenkindern das Leben bestimmten und das Schicksal verkündeten. Die Sage hatte in St. Wendel ihre Gestalten an die drei Damen des Fräuleinbaues geknüpft. Und wenn wir die Ahnfrau blind auf der Tackbank sitzen sehen, das Hafermäßchen auf dem Schoße, so denken wir unwillkürlich auch an die keltischen Dreimütter, jene milden und segenspendenden Gottheiten, die, Körbchen mit Früchten im Schoße, geruhsam auf ihren Altären thronen. Ja, selbst der mythologische Bericht, daß eine der drei Nornen blind gewesen und von den anderen um einen Schatz getäuscht worden sei, kehrt in unserer Volkserzählung wieder und läßt den Zug des Unheilvollen erkennen, der alle irdischen Schätze umlauert. Und es könnte sein, als wollte die Sage uns die alte Volksweisheit lehren, daß in diesem Leben alles Wahrheit und alles Täuschung sei.

Hausinschrift

Dieses Haus erhalte Gott so lang,
Bis eine Schnecke die Welt umgang
Und eine Spinne saufet leer
In einem Zug das Meer.

NOHFELDEN

An der Mündung des Freisbaches in die Nahe liegt die 1500 Einwohner zählende Gemeinde Nohfelden. Umrahmt von reich bewaldeten Höhenzügen und Bergkuppen, umgeben von saftig grünen Wiesen, durch die sich das silberhelle Wasser der Nahe in vielen Windungen seinen Weg gebahnt hat, ist sie als eine der schönsten Gemeinden des Kreises anzusprechen.

Einst war der Ort ein geschichtlicher und wirtschaftlicher Mittelpunkt. Das war zu der Zeit, als das Herzogtum Zweibrücken von der Pfalz her bis hier an die Nahe herübergriff und Nohfelden zum Sitz eines Amtes wurde. Als letzter Rest dieser Zeit erhebt sich noch heute inmitten des Dorfes wuchtig, das Ortsbild beherrschend, die Burgruine Nohfelden. Mit ihr steigt auf Glanz und Blüte längst vergangener Zeiten, Not und Verfall.

Wilhelm Bossel und Wyrich von Dune waren im 13. Jahrhundert Burgherren von Oberstein. Gegenüber dem stärkeren Wyrich von Dune verlor Wilhelm Bossel Recht und Besitz und gründete um 1285 die Burg Nohfelden als neuen Sitz. Er war jedoch allein zu schwach, sein Eigentum zu halten und zu verteidigen und begab sich daher in den Schutz eines damals angesehenen Grafengeschlechtes der Veldenzers. Die Herren von Nohfelden, wie sich die Besitzer der Burg später nannten, gerieten aber immer mehr in die Abhängigkeit der Veldenzers, und so kam es, daß im Jahre 1477 Burg und Dorf Nohfelden Eigentum der Herzöge von Zweibrücken wurde, die im Jahre 1444 die Veldenzers beerbt hatten. Nohfelden wurde ein aus der Schultheißerei Wolfersweiler gebildetes Amt, und fortan saßen auf der Burg Nohfelden zweibrückische Herren, welche die Einkünfte zugunsten der Zweibrücker Herzöge verwalteten sowie Recht und Ordnung in deren Auftrag hüteten.

Aber die Burg sah nicht nur Glanz und Reichtum, sie sah auch Not und Leid. So weiß uns die Geschichte von dem tragischen Geschiek des Pfalzgrafen Kaspar zu berichten, des ungehorsamen Sohnes des Zweibrücker Herzogs Ludwig. Wegen seines landesverräterischen Verhaltens mußte Kaspar zugunsten seines Bruders Alexander der Erbfolge entsagen. Alexander kerkerte seinen Bruder auf der Burg Nohfelden ein, wo dieser nach achtunddreißigjähriger Haft im Jahre 1527 starb. Das Stadtarchiv in Speyer verwahrt noch eine aus dem Jahre 1788 stammende Zeichnung der Burg, auf welcher der runde, heute noch allein vorhandene Bergfried als beherrschender Teil der Burg ins Auge fällt. Um 1800 zerfiel die Burg. Was aber Zeit und Umstände nicht zuwege brachten, das besorgten die Einwohner des Dorfes, in-

dem sie die von ihren Vorfahren in mühsamer Fronarbeit errichteten Mauern und Türme abrissen und mit den Steinen ihre Häuser bauten. Nohfelden und seine Umgebung ist noch voller Erinnerungen an jene zweibrückische Zeit, in welcher der Ort selbst und seine Wirtschaft über die räumliche Enge hinausgewachsen waren. So war Nohfelden einst ein bergbaulicher Mittelpunkt. Blei-, Silber- und Kupfererze, die man bei Gimbweiler, Wolfersweiler, Walhausen und Mosberg zutage förderte, wurden auf der Schmelze in der Höhe der Burg verhüttet. Heute ist es im Buchwald und auf der „Kerrenstraße“, auf der die Schätze des Landes herangebracht wurden, still geworden. Das fröhliche Gejaid der Zweibrücker Herzöge ist verstummt und von den schrullenhaften Förstern jenes Waldes berichtet nur noch manch sagenhaftes Stücklein im Volksmund. Was übrig geblieben ist, ist ein sauberer, aufstrebender Ort mit hellen und schmucken Häusern, mit dem Sitz der Amtsverwaltung, des Amtsgerichts und des Katasteramtes. Der Bergfried aber hält Wacht wie in vergangenen Zeiten.

Pfalzgraf Kaspar

Es ist ein stürmischer Herbstabend des Jahres 1489. In flinkem Trab sprengt eine Schar Reisige über die Zugbrücke der Burg Nohfelden. In ihrer Mitte führen sie einen gefesselten Gefangenen. Er sträubt sich heftig, als er vom Pferd gehoben wird; unter Fluchen und Schelten wird er in sein Gefängnis gestoßen und die Tür ins Schloß geworfen.

Traurig steht er nun am vergitterten Fenster seiner Zelle. Tief unter ihm ist der Graben der Burg; kein Entrinnen ist von hier aus möglich. Verzweifelt setzt sich der Mann wieder auf den Schemel nieder und starrt zum Fenster hinaus. Wie fröhlich hat er hier einst als Kind geweilt und später als Jüngling in den Wäldern gejagt! Wie grausam hat das Schicksal mit ihm gespielt, daß er nun als Gefangener hier sitzen muß! —

Es ist der Pfalzgraf Kaspar, der älteste Sohn des Herzogs Ludwig von Zweibrücken. Er sollte nach des Vaters Tode Herzog werden. Als



junger Mann kam er an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg. Da begann sein Unglück. Der Kurfürst, der immer danach strebte, das Herzogtum Zweibrücken mit seinem Lande wieder zu vereinen, nahm den jungen Pfalzgrafen gegen den eigenen Vater ein. Bald hörte er nicht mehr auf dessen Bitten und Ermahnungen. Er kehrte nicht heim, sondern verlebte die Jahre am Hofe des Kurfürsten. Da wurde er enterbt und sein Bruder Alexander zum Nachfolger des Herzogs bestimmt. Als im Jahre 1489 der Vater starb, wollte sich Kaspar mit Gewalt sein Recht verschaffen. Er fiel mit seinen Reisigen in das Gebiet seines Bruders ein. Aber der Handstreich mißglückte. Er wurde gefangen genommen und auf die Burg Nohfelden in Haft gebracht. —

Langsam schleichen die Tage im Gefängnis dahin. Der Pfalzgraf sinnt auf Flucht. Er hat einen Diener gewonnen, der ihm helfen will. Dieser kennt einen geheimen Gang, der von der Burg unter der Erde hin zu einem Gebüsch außerhalb der Mauer führt. Durch diesen Gang soll Kaspar ins Freie gelangen. Aber ein Felsstück ist in der Mitte des Ganges niedergebrochen und versperrt den Durchgang vollkommen. Die Flucht mißlingt.

Doch bald bietet sich eine neue Gelegenheit. Es ist Oktober und in Nohfelden ist Kirmes. Da geht es hoch her im Dorfe. Auch die Knechte und Mägde haben heute Feiertag. Selbst die Dienstleute sind zum Tanze gegangen; nur die Torwache ist zurückgeblieben. Der treue Diener hat Kaspar die Kleider eines Bauernknechtes verschafft. In dieser Verkleidung will er versuchen, unerkannt aus der Burg zu kommen. Den Hut tief ins Gesicht gezogen, tritt er in den Hof und will zum Tor hinaus. Doch da wird der Wächter stutzig. Er hält ihn an, zieht ihm den Hut vom Kopf und erkennt den Pfalzgrafen. Der versucht sich mit Gewalt den Ausgang zu erzwingen; aber er wird überwältigt und in sein Gefängnis zurückgebracht.

Von diesem Tage an wird seine Haft verschärft. Nun gab es keine Möglichkeit des Entrinnens mehr. Auf Lebenszeit war er in seine Zelle verbannt. Da verfiel der arme Graf in Wahnsinn. 36 Jahre noch dauerte seine Haft, bis ihn im Jahre 1527 der Tod erlöste. Er wurde in der Kirche des nahen Dorfes Wolfersweiler begraben.

Von M. Hoffmann im „Heimatkundlichen Lesebuch für die Volksschulen des Landestelles Birkenfeld“ I. Teil — 1928 —.

Hambüche Holz wärmt dreimol:
 ähmol beim Haue,
 ähmol beim Säje
 unn ähmol im Owe.

DER DONNERSTAG-WOCHENMARKT

ein altes Marktrecht in St. Wendel

Zum wirtschaftlichen Leben der Stadt St. Wendel gehören seine seit Jahrhunderten bestehenden Jahr- und Wochenmärkte. Sie haben die Zeiten überdauert. Damit sie aber nicht der Auflösung verfallen, müssen sie weiter erhalten und gefördert werden, zum Nutzen des ganzen St. Wendeler Landes. Sie zu pflegen und zu dem auszubauen, was sie ehemals waren, ist Aufgabe aller wirtschaftlich interessierten Kreise. Daß mit der Verwirklichung dieser Aufgabe Ernst gemacht wird, beweisen die neuerlich unternommenen Anstrengungen, die von der Behörde und der Kaufmannschaft unternommen wurden. Es gilt, all das, was auf diesem Gebiete durch den letzten Krieg verloren gegangen ist, wieder aufzuholen. Schöne Erfolge wurden dabei erzielt. Eine ganze Reihe von Märkten haben in diesem Jahre bereits stattgefunden. Es sei nur an den letztthin abgehaltenen Pfingstmarkt erinnert. Er ist wieder, das kann man wohl mit Recht sagen, „das Barometer“ für Stadt und Land St. Wendel gewesen. Doch soll es hier nicht Aufgabe sein, dies weiter zu erforschen, sondern wir wollen einen kleinen Rückblick halten und ein altes, spezielles Marktrecht, das Recht zur Abhaltung des Donnerstag-Marktes in St. Wendel, lebendig werden lassen.

Dieses Recht datiert vom 6. September 1503 und wurde von dem damaligen Kurfürsten Jakob II., Markgraf von Baden (Erzbischof und Kurfürst von Trier) verliehen. Die bis auf unsere Zeit erhaltene Urkunde (Originaltext auf Pergament im Stadtarchiv, Band A/3 Nr. 93) nimmt Bezug auf einen bereits bestehenden Wochenmarkt, der jeden Samstag abgehalten wurde. Diesen hebt die oben erwähnte Urkunde auf, und an seine Stelle tritt der Donnerstag-Wochenmarkt. Gleichzeitig wird erlaubt, daß an jenem Tage der Kauf und Verkauf frei vor sich gehen soll, also keine besonderen Steuern oder Abgaben erhoben werden dürfen. Darüber hinaus wird angeordnet, daß von Mittwochmittag bis Freitagmittag alle frei sein und Freiheit haben sollen, wie es in anderen Städten auf Wochenmärkten Herkommen und Gewohnheit ist. Weiter ist für den Fall, daß ein Jahrmarkt auf den neu eingesetzten Donnerstag-Wochenmarkt fällt, bestimmt, daß der erlaubte freie Kauf und Verkauf fortfällt, d. h. Steuern und Abgaben erhoben werden, so wie es von altersher Gebrauch und Gewohnheit ist. Der Kurfürst und Landesherr behält sich vor, das gegebene Recht zu ändern oder gar aufzuheben. Zu letzterem ist es nicht gekommen. St. Wendel hat seine Wochenmärkte behalten und erhalten. Die Urkunde selbst soll wegen ihres aufschlußreichen Inhaltes und

der damals gebräuchlichen Ausdrucksweise im folgenden wortgetreu wiedergegeben werden. Sie lautet:

„Wir Jacob von gottes gnaden Bestetigter zu Trier des heiligen Römischen Reichs vnd durch das Königreich zu Arelaten Ertzantzler vnd Churfurst Thun kundt vnd bekennen öffentlich ane diesen brieue. Das wir von besudern vnsern gnaden vnd vmb flüssiger beten willen vnser lieben getrewen Schultheis Scheffen vnd Burgere vnser Statt Sannt Wendlin, vnd derselben vnserer Statt Zuhandthabong besserong notze vnd eren alsolchen gemeynen Sampstages wochen merckt, so bißhere zu sannt Wendlin gelegen hait vnd gehalten worden ist, hinder sich verruckt vnd gelugt hain verrucken vnd leggen den hinder sich inn vnd mit Krafft diß brieues, also das man nu hinfurter denselbigen wochenmarckt alle wochen des donnestages Inn aller maissen dan der bishere der Sampstags gehalten worden ist, halten solle, vnd heruff so haben wir den ytzgenannten verruckten dornstagswochenmarckt gefreyet vnd freyen ine diesem brieue, vor vnns vnd vnser nakommene, also das alle die ihenen dieselichen marckte zu keiffen oder zu verkeiffen welcherley das syn wirdt hinfur suchen das die von dem Mitwochen zu mittags an biß uff den fritage zu mittage fry syn vnd fryheide haben sollen, also in andern vnsern steden uff wochen marckten herkommen vnd gewonheid ist vngeuerlich, doch gefiele der Jarenmarckt eyner uff tag des verruckten wochenmarckts alßdann soll man uff demselbigen wochenmarckt unangesehen vnser obangezeigte gegebene freyheit von aller vnd jglicher gewahr die alßdan verkeiffet vnd verdriegen wurde heben vnd nemen Zolle vnd Zynse, wie von alters herkommen gebraucht vnd gewonheid ist. Beheltlich vnd vnsern nakommen vnd Stifft allezyt der maicht solichs hernachmals nach vnsern gefallen anders zu setzten zu ordnen oder abzustellen ob vnns oder vnser nakommene das gut bedencken wurde. Das hain wir zu Urkunde vnser Innsiegel ane dießen brieue thun hencken.

Der geben ist zu Ehrenbreitstein uff mitwochen nach sannt Egidions-tag Im Jar vnßers herrn funnfzehnhundert vnd drei.

Kinderlied

Dort hinne, dort owe, do steht e Kapell,
do danze drei Buwe mit leere Budell.
Do komme drei Weiwer mit siwwe Bakscheiter,
die wolle de Buwe s' Danze vertreiwe.

Die Schulbarwel und die Herzogin Luise

Nach Jakob Diehl „Niederlinxweiler“ ein Heimatbuch — Berlin 1938 S. 168.

Als St. Wendel die Residenzstadt des sachsen-koburgischen Fürstentums Lichtenberg geworden war, unternahm die Herzogin Luise oft mit ihrem vierspännigen Wagen Ausflüge in die Umgegend. Von Zeit zu Zeit kam sie auch nach Niederlinxweiler, wo sie mit der Wirtin Barbara Volz auf etwas vertrautem Fuße stand. Sie ließ sich dann den Kaffee schmecken und verbrachte in Gesellschaft der gesprächigen Wirtin manches angenehme Plauderstündchen. Denn die „Schulbarwel“, wie die Wirtin bei den Dorfbewohnern allgemein genannt wurde, war nicht nur als tüchtige und sparsame Hausfrau bekannt, sondern sie verstand es auch, ihre Gäste in anregender Weise zu unterhalten. Als nun eines Tages die Herzogin wieder bei ihr zu Gaste war, sagte sie im Laufe des Gesprächs: „Frau Herzogin, wie han Sie et doch so schön geje us geblode (geplagte) Bauerschleut, Sie könne in der Schees fahre, wann Sie wolle, un immer sammetne un seidne Kleider anduhn.“ Hierauf erwiderte die Herzogin in ernstem Tone: „Sind Sie nur zufriedien, gute Frau, unter Samt und Seide wohnt oft großes Leid.“



In der Wiener Kongreßakte vom 9. 6. 1815 wurde ein Gebiet von 25.000 Seelen auf dem linken Rheinufer dem Herzog von Sachsen-Koburg-Saalfeld reserviert. Nach vorübergehender österreichisch-bayerischer Verwaltung mit dem Regierungssitze in Kreuznach nahm der Herzog von Koburg am 11. 9. 1816 dieses Gebiet in Besitz und durch Dekret vom 24. 2. 1819 wurde dem Lande der Name Fürstentum Lichtenberg gegeben.

Herzog Ernst I. v. Sachsen-Koburg vermählte sich am 31. 7. 1817 mit der Prinzessin Louise Pauline Charlotte Friederice Auguste, einer Tochter des regierenden Herzogs von Sachsen-Gotha-Altenburg; sie war am 21. 12. 1800 geboren, bei ihrer Vermählung also noch nicht 17 Jahre alt. Nach längerem ehelichen Unfrieden trennte sich das fürstliche Paar, und die Herzogin verließ Koburg am 2. September 1824, um sich in ihre neue Residenz St. Wendel zu begeben. Ihre beiden Kinder, Prinz Ernst (geb. 21. 7. 1818) auf Schloß Ehrenburg bei Koburg, der spätere Herzog Ernst II. und Prinz Albert (geb. 26. 8. 1819 auf Schloß Rosenau, späterer Gemahl der Königin Viktoria von England) verlebten ihre Jugend in der Umgebung des Vaters.

Die eigentliche Scheidung erfolgte erst im Jahre 1826. Die Herzogin bewohnte das Amtshaus am heutigen Schloßplatz und als Sommeraufenthalt benutzte sie das von Baron Emil von Koburg erbaute Gartenhaus, welches das „Schlößchen“ genannt wurde. Die noch sehr junge und lebenslustige Herzogin heiratete hier ihren Stallmeister, einen früheren sachsen-koburgischen Offizier namens Max von Hanstein, dem in der Folge der Name eines Grafen von Poelzig und Beyersdorf beigelegt wurde. Diese Ehe blieb kinderlos. Im Herbst 1830 erkrankte die Herzogin. Im folgenden Frühjahr reiste sie mit ihrem Gemahl nach Italien, um im sonnigen Süden Heilung zu finden. Kundige Aerzte wiesen sie an einen Pariser Chirurgen. In Paris starb sie infolge eines Krebsleidens am 30. 8. 1831. Ihr Gemahl ließ die Leiche nach St. Wendel bringen. Das St. Wendeler Schlößchen barg monatelang ihren Sarg, bis er auf abenteuerliche Weise heimlich weggebracht wurde. Die Schicksale dieser fürstlichen Leiche sind ausführlich geschildert in Obertreis, „Stadt und Land des hl. Wendelin.“ Nach dem Tode der Herzogin heiratete Herzog Ernst seine Nichte, die württembergische Prinzessin Marie († 1860).

Was jeder über Bodenfunde wissen soll

Klaus Jung, St. Wendel

Unserer Pflicht zur Erhaltung der Naturdenkmale im Tier- und Pflanzenreich reiht sich eine weitere Pflicht an, die von nicht geringerer Bedeutung ist.

Wir besitzen nur spärliche schriftliche Aufzeichnungen über das Leben unserer Vorväter. Dürftiger noch sind die Ueberlieferungen, die uns Aufschluß geben könnten über die Frühgeschichte unseres Heimat- und Lebensraumes sowie ihre einstige Besiedlung. Bei der Vor- und Frühgeschichtsforschung sind wir fast ausschließlich angewiesen auf die Bodenaltertümer. Es sind dies bei planmäßigen oder gelegentlichen Ausgrabungen zutage getretene Gebrauchs- oder Schmuckgegenstände, Gefäße, Waffen, Gräberinhalt und dergl., auch in Bruchstücken, die für die Kulturbestimmung längst vergangener Zeiten und Völker von Wichtigkeit sind. Solche Bodenfunde gehören nicht etwa dem Finder oder Grundstückseigentümer, unterliegen vielmehr einem besonderen gesetzlich festgelegten Schutz.

Durch das Ausgrabungsgesetz vom 24. 3. 1914 und die dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen vom 30. 6. 1920 müssen alle Bodenfunde, insbesondere solche, die kulturgeschichtlichen Wert haben, sofort oder spätestens am nächstfolgenden Tage der Ortspolizeibehörde angezeigt werden. Zur Anzeige verpflichtet ist zunächst der Finder, sodann der Eigentümer des Grundstückes oder der Leiter der Arbeiten, bei denen der Gegenstand gefunden wird. Die Ortspolizeibehörde, bei der ein solcher Fund angezeigt wird, hat unverzüglich den zuständigen Pfleger für kulturelle Bodenfunde (Direktor des Saarlandmuseums in Saarbrücken) telefonisch oder telegraphisch zu benachrichtigen. Personen, die in dieser Hinsicht ihrer Anzeigepflicht nicht nachkommen, machen sich strafbar.

Möge jeder Finder bei gegebener Gelegenheit sich dieser Pflicht bewußt sein und mithelfen bei der schwierigen Aufgabe, Licht in das Dunkel der grauen Vorzeit zu bringen. Beim Pflügen, beim Pflanzen eines Baumes, beim Ausschachten zu einem Neubau, bei Straßenbauten, bei Arbeiten in Sand- und Schottergruben kommen mitunter Scherben, Metallgegenstände, Urnen, Münzen und sonstige Gegenstände zum Vorschein. Wirf sie nicht achtlos fort, wenn es auch nur Reste sind. Besitze auch nicht den falschen Stolz, sie in deiner Behausung als Raritäten oder Schaustücke zu bewahren. Melde den Fund sofort vorschriftsmäßig an. Er wird dazu berufen sein, als weiterer Beweis für unser altes Volkstum zu dienen oder gar eine Lücke in der Beweisführung zu schließen. Die Ergebnisse der Frühgeschichtsforschung werden reicher, wenn der Schutz der Bodenaltertümer und die Achtung vor ihnen gewährleistet sind. Sie sind das von der Erde bewahrte Erbe unserer Vorfahren, die den Lebensraum inne hatten, den wir heute mit Stolz und Liebe unsere Heimat nennen.

DAS STEINKREUZ BEIM MARIENBORN ZU MARPINGEN

(Abbildung siehe Umschlag dieses Heimatbuches)

Nach Angaben des Herrn Pfarrers Jakob Biegel Marpingen († 1946).

An der Wegebiegung beim Marienborn zu Marpingen steht ein altes Steinkreuz, das von einem Marpinger Einwohner namens Thome im 18. Jahrhundert erbaut worden sein soll.

Es war in der Zeit, als viele Menschen unserer Gegend nach den östlichen Ländern, nach Ungarn und Rumänien auswanderten, um sich dort anzusiedeln. So kam auch Thome bis nach Ungarn. Nachdem er auf der Donau einen Schiffbruch erlebt hatte, wurde er so sehr vom Heimweh ergriffen, daß er sich entschloß, in die Heimat zurückzukehren. Und er gelobte, in seinem Heimatdorf ein Steinkreuz zu erbauen, wenn Gott ihm eine glückliche Heimkehr schenke. Als er nach mühevoller Wanderung in seinem Heimatdorf angelangt war, errichtete er das Kreuz am Marienborn. Hier am Wegrand ist es Zeuge der starken Lebensverbindung von Glaube und Heimat, die unsere Vorfahren beseelte.

Die Römerstraße

MARTIN GREIF

Die alte Römerstraße
Zieht so geheim und still,
Daß ich auf ihr im Grase
Nur immer träumen will.

Wohl scheint sie noch befahren,
Doch nur von ungefähr;
Seit langen, fernen Jahren
Sind ihre Furchen leer.

Anstatt der Menschenstapfen
Streift sie das Wild allein,
Und braune Tannenzapfen
Bedecken Sie waldein.

Zu ihr herangedrungen,
Umwebt sie Schattennacht,
Das Herz fühlt sich umrungen
Wie von gespenst'ger Macht.

Im Bild heraufbeschworen,
Siehst du sie ahnend nur,
Und bald ist auch verloren
Im Dickicht ihre Spur.

Gescheuchte Häher rauschen
Empor vor deinem Tritt,
Du stehst erschreckt zu lauschen,
Als dröhnte ferner Schritt —

Als kämen angezogen
Kohorten kampfbereit
Mit Schleuder, Speer und Bogen
Wie in versunkner Zeit.

Den Störer zu erblicken,
Spähst du zum wilden Horst,
Da schießt mit bors'tgem Rücken
Vorüber in den Forst.

Doch gleich schon wird es stille,
Du wagst zu atmen kaum,
Des Laubes Überfülle
Verschlingt der Straße Saum.

DER WEINHANNES

Nördlich von Marpingen liegt eine Berghöhe mit Namen Weinhannessen Köpfechen, über welche die uralte Rainstraße hinzieht. Der Berg heißt so nach einem Wirte, der Weinhannes genannt wurde. Dieser war ein gottloser Mann, der den Wein zu stark mit Wasser vermischte. Er brachte seine Zeit mit unglücklichen Versuchen im Panschen zu und ließ sich das zugesetzte Wasser für guten Wein bezahlen. Himmel und Erde wurden daher über diesen Weinfälscher so aufgebracht, daß er nach seinem Tode auf jene Melaphyr-Höhe verbannt wurde, die nun seinen Namen trägt. Dort hatte er nachts auf der alten Rainstraße auf und ab zu gehen und in die angrenzenden Ländchen von drei Herren, nämlich Tholey (Herzogtum Lothringen), St. Wendel (Amt Kurtrier) und Ottweiler (Nassau-Saarbrücken) zu rufen: „Drei Schoppen Wein und ein Schoppen Wasser gibt auch ein Maß“. Das war hart, aber gerecht; denn wenn der Wein des Menschen Herz erfreut, so verkümmerte das Verfahren des Weinhannes diese Freude doch um ein Viertel. Jahrhundertlang mußte der Panscher büßen. Nun aber ist es schon seit langer Zeit still geworden. Doch soll man eines Morgens an dem Melaphyrfelsen folgende mit doppelter Kreide geschriebene Aufschrift gefunden haben:

Wirte! Wollt ihr nicht des Teufels sein und werden,
So verfälschet keinen guten Rebenwein,
Und verzapfet ehrlich Gottes Gab' auf Erden,
Sonst schenkt euch der Teufel einen Bittern ein.

Nach Joh. Ant. Jos. Hansen, Ottweiler († 1875) ähnlich erzählt bei Oberreis, S. 101. Oberreis fügt noch hinzu: „Solche Weinhannesse soll es auch heute noch geben.“ Max Müller schreibt in „Eine alte Römerstraße“ (St. Wendeler Volksblatt, Jubiläumsausgabe-Sondernummer v. 19. 10. 1929) zu dieser Sage u. a.: „— Ferner ist die Bezeichnung Weinhannessen Köpfechen, die, wie Lohmeyer angibt, ein dicht bei der Rainstraße Wirtschaft liegender Hügel tragen soll, ganz jung und sehr wahrscheinlich auf eine fehlerhafte Schreibweise zurückzuführen. Die Generalstabkarte nennt die Anhöhe Weinhausköpfechen. Der koburgische Major Plänkner aber heißt sie in seiner Beschreibung des Fürstentums Lichtenberg Weigantsköpfechen und wieder andere sprechen von Weinandsköpfechen. Weinand aber war der Name einer früher in Winterbach und den Nachbardörfern ansässigen Familie. Ich meine, damit ist des Rätsels Ursprung gelöst. Aus Weinands ist Weinhans geworden, ein Name, den die Generalstabkarte in Weinhans verballhornte. Ein fabulierender Kopf hat dann an die beiden unverständlichen Namen die Geistergeschichte von dem panschenden Wirte geknüpft. Sie schadet nichts, wenn das Schicksal ihres Helden nur andere vom Panschen abhält. Hoffentlich aber wird der arme Weinhannes jetzt seine Ruhe finden!“ Müller hat nicht recht, wenn er annimmt, die Schreibweise Weinhannessen Köpfechen sei noch ganz jung. Bereits im „Meß- und Bannprotokoll des Dorfes Exweiler“, das der Feldmesser Johann Philipp Schwarz im Jahre 1774 angelegt hat, wird der althergebrachte Name Weinhansen Köpfechen genannt. Demgegenüber ist die Schrift „Topographische-statistische Beschreibung des Fürstentums Lichtenberg“ von Plänkner erst während der Koburger Herrschaft 1816 bis 1834 und die erwähnte Generalstabkarte noch später entstanden. Daß Weinhans aus Weinands entstanden ist, erscheint durchaus möglich und die Sache mit dem panschenden Wirt bleibt eben eine Sage. Wie Kinder an die Wirklichkeit der Märcchen glauben, so hat das Volk noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin. Lassen wir den Weinhannes doch lieber weiter geistern und überhaupt das Sagengut als ein sprechendes Symbol unseres Wesens und unserer Art vor uns hintretzen, das innigstes Verbundensein mit der Heimatde bezeugt. — Wären wir nicht arm, wenn wir uns nicht am Klang der urgewaltigen Sage von den Nibelungen erfreuen könnten? — Der Name Rainstraße ist aus dem ahd. *hrinan* = berühren zu erklären, weil sich an der über die Gebirgshöhe hinziehenden Straße, gleichwie an den Feldrainen die Grundstücke, so die Bänne von Alweiler und Winterbach, Urexweiler und Remmesweiler, Mainzweiler, Hirzweiler, Welschbach trafen. HKS.

„GEMAINÉ POLICEY-ORDNUNGH“ ANNO 1608

Urkunde im Stadtarchiv St. Wendel
(Siehe Bildtafel VII)

Im Zeitalter des Fragebogens wird sich manch braver Bürger zurücksehen in die „schöne, alte Zeit“, in welcher der Mensch noch Mensch sein konnte, in der die Obrigkeit ihn nicht bis in das Innerste seiner Seele auszuforschen suchte und auch noch keine Zwangsbewirtschaftung ihm seinen Küchenezettel vorschrieb. Aber auch diese sagenhafte gute, alte Zeit hatte ihre Gebrechen, die gar oft die um das Wohl und Wehe der Bürger besorgten Stadtväter vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte veranlaßten, das Privatleben des einzelnen unter die Lupe zu nehmen und nach ihrem Gutdünken zu regeln. Vor nunmehr 340 Jahren, anno 1608, standen die Mißbräuche bei Kindtaufen, Hochzeiten und anderen Gesellschaften sowie die Frage, wie man diesen wirksam zu Leibe rücken könne, auf der Tagesordnung des Magistrats. Das Ergebnis war die „Gemeine Policey-Ordnung der Statt und Amt Sanet Wendalin, der Kindttäuff, Hochzeiten, und anderer Gesellschaften halb ufericht“, die also lautet:

„Wenn eine schwangere Weibsperson vor der Geburtszeit zum Nachtmahl geht, so soll, nicht wie bisher die Hebamme, sondern die Mutter der betreffenden, wenn eine solche aber nicht vorhanden, die älteste Base, und wenn auch eine solche nicht vorhanden, die älteste Nachbarin den Vorgang beim Opfer haben, darnach die Schwangere folgen und dann deren Verwandte und Nachbarinnen, welche man zur Ge-



burt zu berufen gedenkt. Auch soll fernerhin an diesem Tage kein Trinkgelage, noch eine weitere Zusammenkunft gehalten werden.

Sollen die Pathen und Pathinnen nicht mehr wie bisher durch die Hebammen hierzu angesprochen und gebeten werden, sondern durch den Vater des Kindes, oder in dessen Auftrag durch einen Freund oder Nachbarn.

Sobald das Kind geboren, sollen die Eltern desselben, wie es bisher Brauch war, eine Suppe, Käse, Brod und eine Maß Wein zum besten geben. Wollen die Weiber aber noch mehr Wein trinken, so sollen sie denselben untereinander selbst bezahlen.

Da es vielen Hausleuten, besonders aber der Kindbetterin, selbst sehr beschwerlich fällt, an dem Taufstage Gesellschaft zu halten, so sollen in der Folge, sobald das Kind von der Taufe nach Hause gebracht wird, die Eltern den Weibern nicht mehr als eine Maß Wein und für zwei alb Brod geben. Sollte man aber noch mehr trinken, so soll dies außerhalb des Hauses der Wöchnerin, an einem anderen Orte geschehen.

Pathe und Gothe sollen dann vorab jedes Mal ein Maß Wein geben, was aber mehr getrunken wird, soll gemeinschaftlich bezahlt werden. Vor übermäßigem, säuischem Trinken und gotteslästerlicher Schwelgerei bei diesen Gelegenheiten wird gewarnt.

Wenn nun die Zeit gekommen, wo die Kindbetterin wieder ausgehen kann, und das Kind bis dahin am Leben geblieben ist, so mag man, jeder nach seinem Stand und Vermögen, Kindtauf und Gesellschaft halten, mit gewöhnlicher Hausmannskost, ohne Gepräng und Ueberfluß, mit zwei oder drei Gerichten. Es sollen nicht mehr Leute eingeladen werden, als an einen doppelten Tisch gehen, und soll man nicht länger zusammenbleiben als bis man zur Vesper läutet. Der sehr kostspielige Mißbrauch, die zweit- und drittorige Gevattern einzuladen, wodurch der arme Hausmann beschwert und die Gesellschaft gemehrt wird, soll abgeschafft sein und bleiben. Die Eltern des Kindes haben die Kosten des Schmauses zu tragen, der Wein aber muß von den Gästen gemeinschaftlich bezahlt und die Eltern dürfen weiter nicht beschwert werden.

Wenn etwa ein armer Mann nicht im Stande wäre, einen ordentlichen Kindtaufschmaus anzurichten, so soll es am Tage des Ausgangs oder der Kindtaufe bei Käse, Brod und 1 oder höchstens 2 Maß Wein sein Bewenden haben.

Wenn das Kind vor Ausgang des Kindbettes sterben sollte, so soll Keiner mit weiteren Kosten der Kindtaufe beschwert werden oder etwas zu geben schuldig sein.

Sollen die unnöthigen Beköstigungen mit Gevatter-Kirben und Gegen Gaben hiermit aufgehoben sein und bleiben. Was die Pathen schenken wollen, sollen sie in der Kirche, sobald das Kind getauft ist, verrichten. Der gemeine arme Mann soll vier alb, der vermögende zehn

höchstens zwölf alb geben. Wenn aber ein Vermögender aus Freundschaft oder in Rücksicht der Armuth ein weiteres an Haussteuer dem Kinde oder der Kindbetterin verehren wollte, so soll ihm dieses freistehen.

Weil auch der gemeinen Kindbetterin, dem Gebrauche nach, allerhand verdrießliche und unnöthige Kosten und Beschwerden durch die Besuche der Gevatterinnen und Nachbarinnen während der Zeit des Kindbettes zu erwachsen pflegen, so sollen diese Besuche gänzlich abgeschafft sein und bleiben. Jedoch soll den Gothen und Verwandten der beliebige einzelne Besuch ohne Beköstigung und Getränk vorbehalten sein.

Die Hochzeit betreffend:

So soll es also zu halten sein, daß hinfüro das Abholen der Morgensuppe sowohl am ersten als zweiten Tage ganz abgeschafft sein und an beiden Tagen kein Nacht-Imbiß, ausgenommen an Aufwärter und Fremde, gegeben werden soll. Auch soll der Morgen-Imbiß zum längsten um 11 Uhr beginnen und nur bis zur Zeit des Vesperläutens währen. Wer aber von den Eingeladenen Morgen-Suppe zu genießen wünscht, soll im Schlage 8 Uhr in der Hochzeitsküche erscheinen und die gemeinschaftliche, für alle angerichtete Suppe genießen, wobei auf jeden Tisch eine Maß Wein gegeben werden soll.

Bei allen Hochzeiten soll übermäßiges Gepränge vermieden, und dieselben nicht zu kostspielig, sondern nach eines Jeden Stand gehalten werden, damit Keiner später den Schaden zu verschmerzen habe.

Besonders soll aber auch der große Mißbrauch des Hinlaufens der unberufenen Kinder, es sei bei Hochzeiten, Kindtaufen oder anderen Gesellschaften, wodurch die armen Leute sehr beschwert werden, indem ihnen durch diese Kinder, welche unaufhörlich ein und auslaufen, oft mehr entzogen und weggetragen wird, als die eigentliche, geladene Gesellschaft verzehrt, bei Strafe eines halben Guldens für jedes Kind zum Vortheile der Armen im Hospital abgeschafft sein und bleiben.

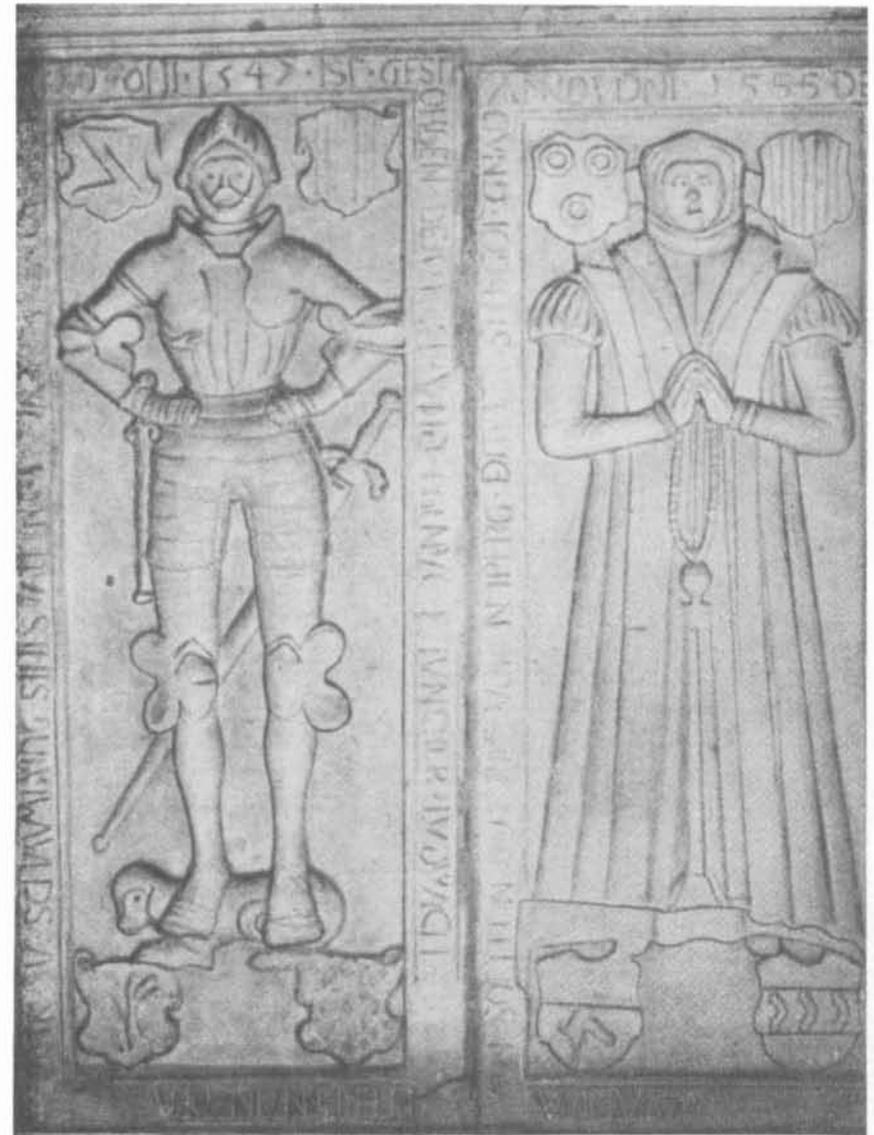
Der Büttel hat streng darüber zu wachen, die Strafen von den Uebertretern dieser Vorschrift einzutreiben und den Hospitalmeistern abzuliefern.“

DER WENDELSKUCHENTAG

Nikolaus Obertreis, St. Wendel

Am 5. Juli ist der Wendelskuchentag. Für diesen Tag backen die St. Wendeler Hausfrauen kleine Brote, die sie mit zur Kirche nehmen, wo sie neben dem Hochaltare hingestellt werden. Nach dem Hochamt segnet der Priester die Brote, und die Leute nehmen sie wieder mit nach Hause.

Dieser fromme Brauch erinnert an die Uebertragung der Gebeine des hl. Wendelinus im Jahre 1360 aus der Magdalenenkapelle in das da-



EPITAPHIEN IN DER TURMHALLE DES WENDELSDOMES
Junker Ludwig von Soetern, Amtmann zu Schaumburg (+1547)
und seine Ehefrau Anna von Neipperg (+1555)

vgl. den Aufsatz „Kunstwerke im Wendelsdom“, Seite 100



EVANGELISCHE KIRCHE IN LEITERSWEILER

X

mals fertiggestellte Chor der Pfarrkirche. Von dieser Zeit an ließ der Kirchenvorstand alljährlich viele hundert Brötchen backen und segnen und dann unter die Meßdiener und das Volk als „St. Wendels-Kuchen“ verteilen.

Als später der Kirche viele Einkünfte verloren gingen, konnten keine Brötchen mehr ausgeteilt werden. Aber die Leute brachten nun selbst Brote und Kuchen und ließen sie segnen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

In alten Kirchenrechnungen erscheinen regelmäßig folgende Ausgabe-Posten:

„Item vor 4 mltr. Wendelsbrod zu backen 2 fl. 16 alb“ oder „Translat. St. Wendalini zu Brot verbacken lassen 4 Mltr.“ (Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, 1865 S. 393).

„— Auch erhielten an Wendelskuchentag die städtischen Hirten ein Geldgeschenk aus der Kirchenkasse und die Schulkinder feines Gebäck.“ (Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, S. 591/592).

„Diese Beziehung der Kuchen zur Translation scheint mir hineingetragen zu sein. Zunächst wird es zurückzuführen sein auf Abgaben der Kirche an Tholey und Verdun, die später an den Küster und an das Volk übergingen. Die Brotweihe ist ein vielverbreiteter Pilgerbrauch; geweihtes Wendelinusbrot ist heilkräftig für Menschen und Tiere. Daher kamen wohl auch die Pilger an diesen Tagen, um sich Brot weihen zu lassen.“ (P. Dr. Alois Selzer SVD, St. Wendelin, S. 157).

SPRICHWÖRTER UND REDENSARTEN

Heimatliche Eigenart offenbart sich am lebendigsten und ungeschminktesten in Sprichwörtern und Redensarten, die bei Stadtleuten und Bauern unbedingte Geltung haben. Es sind aus Erfahrung und Denken gewonnene Wahrheiten. Die Freude am kecken Bild, die Lust am Gleichnis, das Bedürfnis zu Knappheit werden hier deutlich. Also

De Faulenzer wird allert, wenn käh Arwet meh do is.

Wenn's Säckelje noch net voll is, ka'mers aach zubinne.

E Frau kann meh mit d'r Schürz aus'm Haus drahn.

Wie d'r Bauer mit vier Päär beischafft.

Trau keen'm, bis de e Zentner Salz mit'm geß haschd.

M'r kann e Hund net mit'm Ringel Worscht anbinne.

Die Hinkle, wo viel gäckse, leje die wenigschde Eier.

Vom Ochs ka'mer nit meh verlange, wie e gut Stück Rindfleisch.

M'r darf net zwei Hase off ehmol nohlaafe.

E gescheit Hinkel läht a'mohl newes Nischt.

Wann's Kind gedääft is, will jerer Pat sinn.

Ens um's annere, wie die Bauere die Wärscht esse.

Gure Leit sinn besser wie bar Geld.

Eener Narr macht'r hunnert.

Alte Scheure genn's beschde Feuer.

S' geht off wie off Matze Hochzeit, der letscht hat käh Leffel krit.

DER REITSCHIDER MITTAG

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

In früherer Zeit, als die Dörfer Furschweiler, Gehweiler, Roschberg und Reitscheid noch zur Pfarrei St. Wendel gehörten, gingen die Gläubigen aus diesen Orten jeden Sonntagmorgen zu Fuß in geschlossenen Reihen durch Roschberg über Urweiler nach St. Wendel zur Kirche. Das blieb so bis zum Jahre 1791, als auf Anordnung des Trierer Erzbischofs Clemens Wenzeslaus die genannten Dörfer aus dem St. Wendeler Pfarrverbände ausgeschieden und in die neugebildete Pfarrei Furschweiler übernommen wurden.

Wenn bei Regen oder Sonnenschein, im Winter oder im Sommer, die Gläubigen nach St. Wendel zogen, marschierte an der Spitze die Dorfjugend, dahinter gingen die Frauen und am Schlusse folgten die jungen und alten Männer. Ebenso geordnet sollte der Zug auf dem Heimwege sein. Aber die Frauen und Bräute hatten ihre liebe Not, die Mannsleute bei der Herde zu halten. Vor allem die Bräute waren sich einig in der Meinung, daß hier der Teufel seine Hand im Spiele habe, der ja überall dort, wo der Herrgott eine Kirche hingestellt hatte, zwei Wirtshäuser daneben baute, denn viele Männer entwichen, nachdem sie die Messe besucht hatten, zum größten Verdruß der Bräute und Frauen in die Gasthäuser des Städtchens. Gab es denn eine freundlichere Mahnung zur Einkehr als die so liebevoll verschnörkelten und sehr verlockenden Wirtshauschilder, deren Schmuck und Namen früher wohl jedes ehrliche Wirtshausgesicht getragen hat. Es waren gewiß Zeiten, die auch ihre Sorgen hatten, deren Menschen es aber noch verstanden, die Dinge ihrer Umwelt in ein festliches Gewand zu kleiden und sie mit jener Formschönheit zu adeln, die uns die Schmiedekunst aus früherer Zeit so bewundernswert erscheinen läßt, aber uns auch, was die Wirtshausnamen anbetrifft, verständlich macht, daß die Zeitgenossen der Verlockung zur Einkehr nicht immer widerstehen konnten. Da waren also in St. Wendel, wie der Chronist berichtet, die Gasthäuser zum Weißen Roß, zu den Heiligen Drei Königen, zum Goldenen Engel, zum Ochsen, zur Sonne, zum Stern, zum Lamm, zum Schwanen, zur Krone und sogar „Zum Rindsfuß“, also genug Gelegenheiten, die Gottesgaben des Weines und Bieres bis zum Uebermaß kennenzulernen. Hier hielten die Mannsleute Einkehr, pokulierten oft tüchtig und manchmal kamen sie erst am Abend in ihr Dorf zurück und verlangten von ihren Frauen das Mittagessen, welches verbrotzelt seitwärts auf dem Herde stand. Besonders die jungen Männer von Reitscheid sollen sich in dieser Beziehung ausgezeichnet haben.

Von dieser Vätergewohnheit geht noch heute ein schwacher Nachhall im Volke um, das denjenigen, der seinen sonntäglichen Frühschoppen über die Mittagstunde hinaus ausdehnt, scherzend foppt:

„Machscht du Rätscheder Medaag“ (Reitscheider Mittag)?

DIE REGENWIESE IM TIEFENBACHTAL

Im Tiefenbachtal hinter dem Bosenberg liegt in der Nähe des Jagdhauses eine merkwürdige Wiese. Jedesmal, wenn die Wiese gemäht wird, stellt sich plötzlich Regenwetter ein. Der Bauersmann aus Leitersweiler, dem diese Wiese gehört, kann sich nicht entsinnen, einmal das Heu trocken eingebracht zu haben. Vorsichtigerweise mäht daher der Bauer diese Wiese erst dann, wenn die Heuernte zu Ende geht. Wenn er sich mit der Sense auf den Weg macht, rufen ihm die säumigen Bauern zu:

„Wart noch e bißje mit deiner Wies, mir han us Haij (Heu) noch net dehääm!“

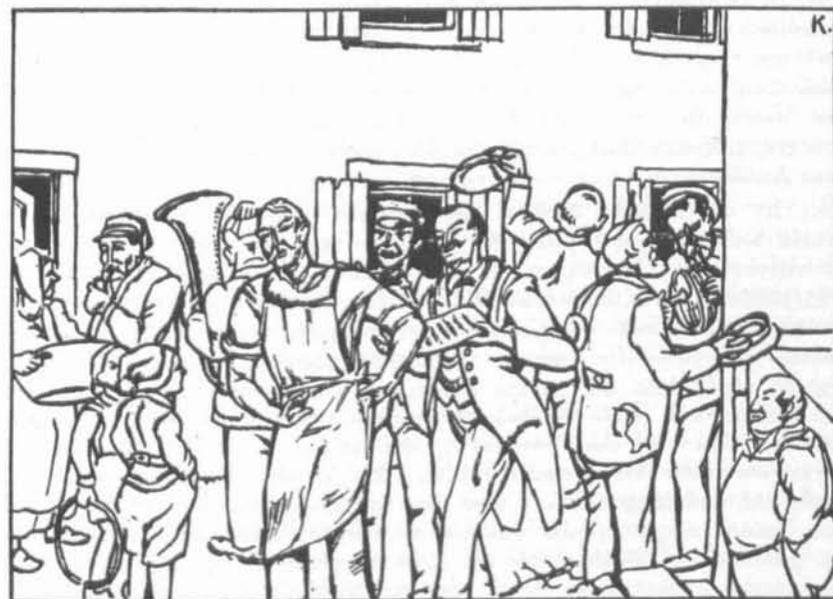
DER ZAUNGAST

Heinrich Scherer St. Wendel († 1940).

Um die Zeit des Sankt Sebastianstages kamen in früheren Jahren die sog. Schnorranten-Musiker aus der benachbarten Pfalz in unsere Gegend, um ihre Künstlertourné zu beginnen, auf dem sie nicht allein der Westrich und Umgebung besuchten, sondern auch Frankreich, Holland und England.

So um Martini herum war ihre Kunstreise beendet.

Auch in St. Wendel hatte man das Glück des Kunstgenusses. Der „Hohenfriedberger“, „Kaiser-Karl-Marsch“, „Fischerin, du kleine“,



„Mutter, der Mann mit dem Koks ist da“, „Du kannst mir mal für'n Sechser“ und sonstige gangbare Nummern bildeten das ständige Repertoire der Künstler, wenn nicht gerade mal ein neuer Schlager darin Abwechslung heischte.

In der Untergasse bei „Enkrichs“ war gewöhnlich Aufstellung des Bläsercorps. Kunstsachverständige, Musikliebhaber — alte und junge — umsäumten den Musikantenkreis.

Auch der alte, ehrsame Meister D. mit der umgeschlagenen Handwerkerschürze kam aus der Hintergasse und vervollständigte die Schar der Kunstanhänger.

Zum Meister kam denn auch der Bläser mit dem Notenblatt, um das Entgelt für den gehörten Kunstgenuß einzuheimsen.

Unser Meister, auf diesem Gebiete etwas vorsichtig, machte eine Viertelwendung und sagte zu dem Sammler:

„Eich hann net gelauschedert“.

Gravitätisch zog er von dannen!

KUNSTWERKE IM WENDELDOM

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Wer besinnlich und mit aufgeschlossenem Herzen in den Wendelsdom eintritt, bewundert in den kühn aufstrebenden Pfeilersäulen und hohen Gewölben die Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts, die wahrhaft Gemeingut ihrer Zeit war und einen Geist willensstarker christlicher Gesinnung und tiefer Frömmigkeit hervorgerufen hat, deren Herzblut der Mystik in alle Adern des Volkes geflossen war. Die religiöse Begeisterung dieser Zeit kommt in dem großartigen Bauwerk sprechend zum Ausdruck.

Hier ist die irdische Heimat des heiligen Wendelin. In königlicher Pracht steht der Sarkophag des Kirchen- und Stadtpatrons unter dem hochstrebenden Chorbogen; in ihm besitzt die Kirche ein hoch zu schätzendes altes Kunstwerk. Die Zeit der Entstehung ist um 1400 anzusetzen. An seinen Längsseiten bilden Säulehen mit Fialen je sieben Felder, in welche die Figuren der zwölf Apostel und des hl. Wendelin gestellt sind, dem im letzten Felde ein knieender Pilger, vermutlich der Stifter, mit einer Weihekerze huldigt. Auf der vorderen Schmalseite befindet sich eine Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit in der Form des beliebten Gnadenstuhles. Die andere Kopfseite zeigt St. Katharina und Magdalena. Unter den Apostelfiguren sind in den Sockel ihre Namen eingemeißelt, während sich über ihnen an der Deckplatte ein gebauschtes Weingerank als Fries ringsum zieht. Die nach oben abgeschrägte Deckplatte trägt eine umlaufende lateinische Inschrift,

die verschiedene deutsche Uebersetzungen gefunden hat, jedoch über den Stifter keinerlei Aufschluß gibt. Die aufgelegte Bronzeplatte mit der Darstellung des verschiedenen Pilgers und Gottsuchers St. Wendelin und der Gruppe trauernder Schäflein entstammt der Neuzeit. Sie ist ein Werk von Professor Georg Busch-München.

Von weiteren Kunstwerken fesselt den Blick des Beschauers die an einer Säule angebrachte Steinkanzel. Sie ist ein Werk spätgotischer Steinmetzkunst des Meisters Nicolaus Gerhaert van Leyden und eine Stiftung des gelehrten Kardinals Nicolaus von Cues, der Kommendatarpfarrer an der St. Wendeler Kirche war. Die Kanzel hat Kelchform und wird getragen von einer schlanken Säule mit gewundenen Kehlen. Die Seitenfelder enthalten Wappen. Links im obersten Felde läßt sich die Frakturinschrift „Anno Domini MCCCCLII“ (1462) entziffern. Im benachbarten Felde befindet sich das Wappen des Kardinals, ein Schild mit einem Krebse und dazu der Kardinalshut. „Criffts“-Krebs war sein Geburtsname. Im folgenden Felde hält ein Engel einen Wappenschild mit einem Kreuze darin, das kurtrierische Wappen. Das letzte Feld enthält das Wappen des zur Zeit der Errichtung der Kanzel regierenden Kurfürsten und Erzbischofs Johann II. von Baden.

Im 15. Jahrhundert schuf die Gotik in Kirchen und Kapellen „Grablegungsgruppen“. Der Forscher darf vermuten, daß die an der Evangelienseite des Chores stehende kreisförmige in gotischen Formen gehaltene Grotte und die darin befindliche Grablegungsgruppe das Weihegeschenk einer vornehmen Familie ist. Die ausdrucksvollen Figuren sind aus Ton geschnitten.

Das als Wandepithaphie ausgeführte Kriegergedächtnismal, ebenfalls ein Werk des Münchener Professors Georg Busch, stellt in deutschem Marmor eine Kreuzigungsgruppe dar mit St. Wendelin, St. Sebastian und St. Barbara.

Die älteren Epithaphien in der Turmhalle entstammen der Zeit der Renaissance. Die Gestalten und Wappen sind noch gut erhalten, von den Umschriften sind jedoch nur noch Bruchstücke lesbar. Die Inschrift auf der größten Platte ließ sich vor Jahrzehnten noch ergänzen und lautete: „Anno Domini 1551 7. Tag September ist der edel und ernenveste Caspar von Hagen verschieden. Amtmann zu St. Wendel und Bliscastel. Der Seele Gott gnade“. Aus der Inschrift der kleineren Platte läßt sich heute nur noch entziffern: „Ao D. 1635 de 10. Oktobris ist in Gott verschieden“.

Im Jahre 1835 war noch weiter lesbar: „der woledel gesell und manhaft Jolapert Voos . . . (?). Besser erhalten sind die beiden Epithaphien an der gegenüber befindlichen Wand. Es sind die Grabplatten des Junkers Ludwig von Soetern († 1547), Amtmann zu Schaumberg, und seiner Frau Anna von Neipperg († 1555).

Edlere Formen der Renaissance zeigt die Gedächtnistafel der St. Wendeler Bürgersfrau Maria Schrotig geb. Dhamian aus dem Jahre 1615.

Älter als die vorerwähnten Bildwerke ist eine Steinskulptur über der Türe, die zur Orgel hinaufführt. Der hl. Martin als Reiter zerteilt mit dem Schwerte seinen Mantel, um eine Hälfte dem Bettler zu reichen. Neben ihm steht sein Fahrtgenosse und weiter ab kniet der hl. Wendelinus, dem heiligen Martin seine Huldigung darbringend. Dies ist die älteste Wendelinusdarstellung. Ein weiteres altes Stück, eine Kreuzigungsgruppe, befindet sich in der ehemaligen Grabkapelle der Familie v. Sötern, der heutigen Taufkapelle, in der Spitze des Portals. Die Entstehung der beiden letzten Bildwerke versetzen Sachkenner in das 12. Jahrhundert.

Die neueren Kunstwerke: Altäre, Kreuzweg, Gestühl u. a. lehnen sich teils an die Gotik, teils an das Barock an.

HEINRICH BACHMANNS „SPIEL VOM HEILIGEN HIRTEN WENDELIN“

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Wachs' ein in die Gemeinschaft der Wanderer in Gott!

„Dem Heiligen als Bitte um Fürspruch im Jenseits, seiner Stadt St. Wendel zu frohem Spiel und ernstem Nachleben in der harten Zeit des Heilsjahres 1923, dem gesamten Christenvolke als Weiser aus unser aller Not“. Diese Widmung ist dem vor 25 Jahren von dem inzwischen verstorbenen jungen Dichter Heinrich Bachmann geschriebenen „Spiel vom heiligen Hirten Wendelin“ (Bühnenvolksbundverlag) vorangestellt. Die Dramatisierung der Legende vom heiligen Wendelinus ist der wertvollste Versuch eines wirklichen Dichters unserer Zeit, ein Heimatspiel zu schaffen, das über den Kreis von Menschen hinaus, für die es in erster Linie geschaffen ist, auch als Kunstwerk gewürdigt werden kann. Die Aufnahme des Spieles war nach dem Erscheinen außerordentlich gut. Literarkritiker wie Theodor Seidenfaden und Robert Grosche widmeten ihm anerkennende Worte und tief verinnerlichend sind die Eindrücke, die man beim Lesen des Buches gewinnt. Als handelnde Personen treten darin auf:

Wendelin
Der König
Die Königin
Der Halbbruder Wendelins
Papst Benedikt I.
Der trierische Edelmann
Der Bischof von Trier
Der Prior des Klosters Tholey
Der Versucher
Die Stimme Gottvaters
Die Stimme Christi
Mönche, Landleute und Kinder.

Das Vorspiel zeigt den Königssohn Wendelin im Zwiespalt mit seinem Halbbruder, der ihm die Thronfolge streitig macht. Er besiegt ihn im Kampfe, verzichtet aber auf die Krone und zieht in die Fremde. Die drei Teile des Hauptspieles lassen seine Wanderung, die ein Suchen in Gott ist, schauen: Wir sehen ihn zu Füßen des Papstes:

Du, Vater! Sieh', ich war voll Einfalt, als
Ich, Knabe noch, den Vater hatte, der
Mich, Mensch im Fleische, wollte. —

Vater du!

Ich war so glaubevoll dann, als
Ich jenes Vaters Namen stammelte,
Der mich seit je gewollt. —

Und du, mein Vater,
Der Zweifel, zwei-geboren aus dem Fleisch
Und Geist, der schluchzt jetzt „Vater“ Dir, dem Einen,
Den Gott uns mitteneingestellt, die Achse,
Steil aus dem Himmel auf die Erde, sie,
Die Mitte uns, die stete, stille Mitte! —
Nun schluchz' ich meine Seele von dir aus!
Du richte deinen Sohn zu Recht! — Ich sah,
Mein Vater, mir tiefen den Weg gegraben,
Den Weg vom Vater und den Weg von ihr,
Der Mutter. Und mich riß es immer wieder
Auf diesen Weg und ließ mich gehen, nicht
Wußt' ich wohin. — Am Rande standen da
Die besten Menschen, die mein Leben trug.
Ich mußst' vorbei, sie lassen — in mir war
Der Weg, der helle Weg! — ich sah ihn wachsen
Aus Gottes Hand und sah ihn enden dort
In seiner anderen! — — —
Vater, du im Himmel!

Reiß' mich aus allem Dunkel ins Herz
Dir — Sieh', ich trage noch so schwer am Menschsein!
Sehe noch Sünde, wo dein Wille zwingt!
Blute und weine, wo du blutend lächelst! —
Gib mir ein groß' Hinströmen und Zergehen
So gänzlich dir nur ein, nur dir!

Vom Papste kommt er ins Trierer Land, wird Schweine- und dann Schafhirt eines räuberischen Edelmannes, erlöst ihn wie so viele andere

vom Wege der Wirrnis, kommt in den Ruf der Heiligkeit und wird deshalb Abt des Klosters Tholey und als solcher ganz Hirte im Sinne Jesu. Des Ausspiel läßt seinen Abschied von der Welt erleben. Sein Weg ist Erfüllung dessen, was er von dem Edelmann forderte:

„Wachs' ein in die Gemeinschaft
Von allen Wesen, — ein in die Gemeinschaft
Der Wanderer in Gott.“

Theodor Seidenfaden schrieb damals in der „Volkskunst“ (M.-Gladbach):

„ So hat Bachmann den Symbolgehalt der alten Legende, die Severin Rüttgers wundervoll im „Passional“ erzählt, neu in das Drängen gegenwärtigen Lebens gestellt. Sein Spiel, das gewiß hier und da gestrafft sein könnte, ist starker Ausdruck des neuen Lebensgefühles unserer Jugend. Hier ringt ein Junger um Wort und Bild dessen, was in seiner und seiner Gesinnungsgenossen Herzen glüht: in einer Sprache, die letzthin nur der Jugendliche nacherleben kann, der aus dem Innern und äußeren Umsturz Geborene, der nach einer neuen Haltung allen Erscheinungsformen des Lebens gegenüber tastet“. Am tiefsten wirkt das Spiel in der Stadt St. Wendel selbst, da, wo seine Legende verwurzelten Mythos bedeutet. Darüber hinaus hat es aber, mit den Worten der Widmung zu sprechen, „dem gesamten Christenvolke“ etwas zu sagen, wenn sich nur echte Jugend zu dem Ziele eint, das bei wirklicher Hingabe auch in einfachen Verhältnissen gelingen wird.

Im „Jahresbericht 1924 über die wichtigsten Erscheinungen der schönen Literatur“ erschien folgende Rezension:

„Die Sprache Bachmanns ist klar und schön. Die Szenen steigen knapp und wichtig an, das Gegenständliche ist deutlich hervorgehoben und die glückliche Gabe, Symbolisches menschlich und unmittelbar auszudrücken, macht das geringe Geschehen zum bedeutungsvollen Wiederklang ewiger Botschaft. Bei einer Aufführung des Spieles dürfte die starke Spannung des Dialogs noch vorteilhafter an den Tag treten, als bei der Lesung des Buches, das jedenfalls einen Dichter und seine Schau des höheren Lebens eindrucksvoll und überzeugend bekannt macht.“

Der Kölner Universitätsprediger Robert Grosche besprach das Spiel im Sammelband „Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung“ von 1924 (Bühnenvolksbundverlag): Das Spiel vom heiligen Hirten Wendelin ist eine aus tiefer, einfältiger Gläubigkeit geborene schlichte Bearbeitung der Legende. Der Dichter verrät schon in den ersten Worten, die freilich fast den stärksten, rein dichterischen Eindruck vorwegnehmen:

(Wendelin schleudert seinen Speer in den Stamm einer von einem Kinderreigen umringten Esche)

He, Alte Esche du! Nun sprang der Sohn,
Der kecke Speer — Holz deines Holzes ist's —
Dir grad ans Herz! — Reiß' ich ihn ab, so blutest
Du guter Alter, weh aus tiefer Wunde,
Doch muß es sein! Der Sohn muß los vom Vater,
Muß Speer sein, frei sein und in Lüften schwirren,
Und wenn du blutest! — Schlanker Aeste manchen
Mußt du lassen, damit sie Lanzen werden,
Fliegende Lanzen! — Jagt dir da eines
Ganz herznah, mußt's wieder lassen, schmerzend
Es lassen, liebstes Kindlein wieder lassen
Unter Blüten, sei's auch Herzverbluten.
Speer ist Speer, du Alter, und nicht Ast!

Mir scheint, als werde die dichterische Kraft dieser Eingangsszene kaum mehr erreicht. Aber im letzten Grunde kommt es hier darauf gar nicht an. Kaum bei einer anderen Dichtung der Zeit hat man so wie hier das Gefühl, daß der Dichter noch nicht das letzte Wort sagt, ja, daß sein Wort — eben weil es nicht sein Wort ist, sondern das Wort vieler, in denen er lebt und die durch ihn sprechen — der Auferstehung durch diese vielen bedarf. Als reine Dichtung mag solch ein Werk tote Stellen haben, Szenen, die blaß bleiben und fast möchte ich sagen: wie beim Musikdrama — der Erweckung zum Leben warten.

Es wäre darum falsch, das Spiel nur als dichterische Leistung zu würdigen. Es empfängt sein Leben erst durch die Darstellung: Da wird es lebendig als Ausdruck der Jugend und ihres Lebensgefühles. Wie es nicht aus eines Menschen Seele entsprungen ist, sondern einer das Wort fand und formte, das in den Seelen vieler aufsprang, so bedarf das Spiel der Gemeinschaft, auf daß es wieder Leben empfangt und dann neues Leben zeugt.

Wer hier „Literatur“ sucht, der geht am Entscheidenden vorbei; wer nur „Dichtung“ will, wird vielleicht sehr enttäuscht sein; wer Leben will, das im „Spiel“ seiner Kräfte froh sich bewußt ist, der wird das Wort aufgreifen und den Leib diesem Worte formen wollen — aus den lebendigen Kräften der Jugendgemeinschaft“.

Möchte sich eine freudige Jugend St. Wendels diesen letzten Worten anschließen, um unserem Heimatspiel, dessen Innigkeit jedem Verehrer unseres Stadtpatrons ans Herz greift, die heimische Bühne oder die Freilichtbühne, für die es in erster Linie geschrieben ist, erobern zu helfen.

DIE VERSUNKENE GLOCKE VON LEITERSWEILER

„Bei der Nuß“, so nennt man einen Ortsteil von Leitersweiler, befindet sich in einem Hofe ein zugeworfener Ziehbrunnen. Auf seinem Grunde soll eine Silberglocke liegen, die von den Dorfbewohnern in einem Kriege vor langer Zeit vor den räubernden Kriegsknechten versteckt wurde. Wer an dieser Stelle sein Ohr an den Erdboden hält, vernimmt aus der Tiefe einen zauberhaften Glockenklang.

Es wird auch erzählt, daß eine Glocke in der Hinterwiese versunken sei.

Gehannsnacht

Heute ist Gehannsnacht,
Grün ist die Linde,
Wir singen schon die ganze Nacht:
Schöne Jungfrau wir sind da,
Eier für's Gesinde

Dort oben auf der Leier,
Grün ist die Linde,
Dort steht ein Korb voll Eier:
Schöne Jungfrau

Bei Bingen müssen wir über den Rhein,
Grün ist die Linde,
Dort kehren wir im Wirtshaus ein:
Schöne Jungfrau

Ach Mädchen tummle dich balde,
Grün ist die Linde,
Der Tag steht vor dem Walde:
Schöne Jungfrau

Und laßt uns nicht so lange stehn,
Grün ist die Linde,
Wir müssen ja noch weiter gehn:
Schöne Jungfrau

Das Mädchen hat sich bald bedacht
Grün ist die Linde,
Es hat uns Speck und Eier bracht:
Schöne Jungfrau

Wir danken für die Gaben,
Grün ist die Linde,
Die wir empfangen haben:
Schöne Jungfrau

(Der Text dieses im Kreise verbreiteten Volksliedes wurde in Urweiler aufgezeichnet)



Urweiler

EPIDEMIEN ENTVÖLKERTEN EINST DAS ST. WENDELER LAND

Klaus Jung St. Wendel

Wie allenthalben der Schwarze Tod in früheren Jahrhunderten wütete und die Bevölkerung dezimierte, so blieb auch unsere engere Heimat von jener Geißel nicht verschont. Oft genug hielt der Würgengel Pest unter den Ueberlebenden rauher Kriegszeiten grausige Nachlese. Daher erklärt sich auch die geschichtliche Tatsache, daß manche Orte und Siedlungen in unserer Gegend, namentlich im Laufe des Dreißigjährigen Krieges, untergegangen sind. Selbst ihre Namen sind verschollen bis auf wenige, die als Flurnamen erhalten blieben und dadurch der Nachwelt wenigstens einen Anhalt bieten für die Lagebestimmung der verschwundenen Siedlungen. Ahnungslos zieht heute der Landmann mit seinem Pflug mancherorts über die Trümmer einstiger Wohnstätten, deren Bewohner in wilden Kriegsläufen geflüchtet, von ihren niedergebrannten Hütten vertrieben und von Seuchen dahingerafft wurden. Folgende Wüstungen in unserer Gegend werden als vormalige Ortschaften urkundlich erwähnt:

Beutersweiler (Budersweiler) bei Werschweiler (1264—1554);
Einöd bei Steinbach (1223);
Elchenbach, Ernstweiler und Gersweiler bei Niederlinxweiler;
Heidesweiler bei St. Wendel (1419);
Hedersberg bei Namborn (1491);
Herisweiler bei Baltersweiler (1383);
Hirschweiler bei Urweiler;
Keimbach bei Oberlinxweiler (1429);
Kessenhofen bei Hofeld (1269);
Leichweiler bei St. Wendel (1274);
Mockenbach bei Bliesen (1791);
Mörsbach bei Alsweiler (13. Jahrhundert);
Repdeling bei Niederlinxweiler (1381);
Spickshelden bei Eisweiler (15. und 16. Jahrhundert);
Ruthweiler bei Werschweiler;
Rothweiler bei Hirstein;
Litzenhausen bei Hirstein;
Weisweiler bei Oberkirchen;
Ixweiler bei Tholey;
Schweighausen bei Tholey;
Eimersweiler bei Oberkirchen;
Leichweiler bei Oberkirchen;
Gerweiler bei Oberkirchen und Reichweiler.

Wieviel Not und menschliches Leid mag hinter diesen verschollenen Ortsnamen verborgen sein? In tiefe Ergriffenheit versetzen uns die Berichte über jene Katastrophen, die das ganze Mittelalter hindurch in

gewissen Zeitabständen sich wie verheerende Wasserfluten über Stadt und Land ausbreiteten und weite Gegenden entvölkerten und veröden ließen. Geschichtlich bezeugt sind Pestepidemien in den Jahren 1320, 1350, 1381, 1441—1444, 1593, 1602, 1611, 1635, 1676 und 1690. Sie warfen auf unsere Heimat düstere Schatten. Noch erzählt ein Stein am Wendelsdom von diesen Notzeiten.

Nicht minder gefürchtet wie die Pest war eine andere, leicht übertragbare Infektionskrankheit, die ebenfalls durch ihr zeitweiliges Massenaufreten fast alle Länder Europas in Mitleidenschaft zog: die schwarzen Pocken. Wer diese Krankheit überstanden hatte, trug für den Rest seines Lebens ihren sichtbaren Stempel in häßlichen, verunstaltenden Narben.

Wir wundern uns heute nicht über die häufige Entstehung und Ausbreitung dieser Seuchen. Sie wurden begünstigt durch die damaligen Zeitumstände und die kaum an hygienische Forderungen gebundenen Lebens- und Wohnungsverhältnisse. Auf dem Gebiete des öffentlichen Gesundheitswesens und der Sauberkeit überhaupt galt in früheren Zeiten, selbst in den Städten, kein allzu strenger Maßstab.

Die Seuchenbekämpfung in der Stadt St. Wendel erstreckte sich in der Hauptsache auf Absperrmaßnahmen, indem man fremden Ankömmlingen aus als verseucht bekannten Ortschaften die Tore verschloß. Namentlich wurden Landstreicher und polnische Juden als verdächtige Pestträger scharf überwacht. Wer trotz Anweisung sich Eingang in die Stadt erschlichen hatte, dem wurde nach Ortpolizeirecht mit Stockschlägen der Rückweg gezeigt. Hatte einmal die Seuche Eingang in die Stadt gefunden, dann wurden die betroffenen Häuser auf behördliche Anweisung gesperrt und ihren Bewohnern der Ausgang verboten, während die Nachbarn sie mit Nahrung versorgen mußten. Ueber die eigentliche Behandlung der Erkrankten berichtet uns die Geschichte nichts. Fast scheint es, als habe man sie ihrem unabwendbaren Schicksal überlassen.

Nicht zuletzt trugen die Mißstände im Beerdigungswesen zur Verbreitung der Seuchen bei. Jahrhundertlang befand sich unser Friedhof unmittelbar bei der Kirche, inmitten des an sich schon beengten Häuserkomplexes der Altstadt. Um die Leichen dort unterzubringen, legte man sie in Zeiten großer Sterblichkeit zu zweien oder gar zu dreien im Grabe übereinander, überdeckt von einer nur dünnen Erdschicht.

Wohl wurde im Jahre 1506 ein zweiter Friedhof weit draußen vor der Stadt bei der St. Annenkapelle angelegt, der hauptsächlich zur Bestattung der Seuchenopfer diente. Es wird berichtet, daß dieser Friedhof wahrscheinlich letztmalig 1796 zur Beerdigung sächsischer Soldaten benutzt wurde, die hier an ansteckenden Krankheiten gestorben waren.

Erst die fortschreitende ärztliche Wissenschaft, insbesondere die Er-

kennntnis der hygienischen Grundbedingungen, brachte einen Rückgang der bis in das 19. Jahrhundert hinein immer wieder ausbrechenden Seuchen.

Dann kamen sie allmählich zum Stillstand. Einmal noch zeigte sich ein Aufflackern der schwarzen Pocken in St. Wendel. Aus dem deutsch-französischen Krieg 1871 heimkehrende Truppen hatten diesen unheimlichen Gast mitgebracht, der damals viele Menschen ergriff und manches Opfer forderte. Seit der in Deutschland 1874 gesetzlich eingeführten Schutzpockenimpfung ist auch diese unheilvolle Krankheit fast völlig erloschen.

DER GRAWATT

Sage um einen Flurnamen des Güdesweiler Bannes.

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.

An der uralten Trierer Straße, die sich in unserer Heimat über den Treubelsberg und über den Grauen Dorn hinzieht, liegt in der Nähe des Schwarzen Kreuzes auf der Gemarkung Güdesweiler die Gewanne Grawatt. An diesen zunächst merkwürdig klingenden Flurnamen ist eine Volkssage geknüpft, die auf ihre besondere Weise sich einer geschichtlichen Begebenheit bemächtigt hat und diese eindringlicher und lebendiger durch die Jahrhunderte führte, als es ein Chronist vermocht hätte.

Als im Dreißigjährigen Kriege einmal kaiserliche Truppen im Lande standen, befanden sich unter den Haufen verwilderter Söldner auch kroatische Abteilungen. Ihnen überließ man die vorher von den Schweden im Jahre 1635 ausgeplünderte und verwüstete Liebenburg bei Hofeld, die später — 1677 — im holländischen Kriege völlig zerstört wurde. Von hier aus wurden die umliegenden Dörfer mit unbeschreiblichen Drangsalen heimgesucht, daß viel Jammer und Elend in jenen Tagen das Land erfüllte. Die Kroaten waren in der Tat so frech und schamlos, den Bauern die Pferde vom Pfluge wegzunehmen und die Rinder im Stalle loszubinden, um sie am Spieße zu braten. Wehe dem Bauer, der sich zur Wehr setzen wollte; ihm hätte man wohl die Hofstatt angezündet. In Theley, Selbach und im ganzen Oberthal waren keine Pferde mehr, um die Felder zu bestellen. Die ergrimten Bauern rotteten sich zusammen und waren einig und entschlossen, eine wehrhafte Mannschaft zu bilden, um gegen die Plünderer vorzugehen. Als sie eines Tages Kunde davon erhielten, daß die Kroaten wieder auf Raub in ihre Dörfer ausziehen wollten, zogen sie eiligst in den Hüttengraben, in die Herzberger Dell und in die Frohndell (Flurnamen auf dem Güdesweiler Banne). Dort lauerten sie den Plünderern auf, bewaffnet mit Sensen, Dreschflegeln, Morgensternen und anderen Waffen. Zu Hause vergingen bange Stunden, die Frauen

und Mädchen, Greise und Kinder beteten in den Stuben. Nach einigen Stunden kamen die Mordbrenner von der Liebenburg hergezogen, schreiend und lärmend, ein ganzer Haufen höllisches Gesindel. Da brachen die Bauern aus ihren Verstecken hervor wie ein Strom, der einen Damm zerreißt. Auf dem freien Felde zuckten die Waffen, welche die Not geheiligt, ohne Wahl und Ueberlegung auf die Kroaten nieder. Da gab es keine Gnade und kein Erbarmen. Die Uebermacht der Kroaten wurde erschlagen und erstochen und die Aecker tranken viel Kroatenblut. Aber auch mancher Bauernbursche blieb tot auf dem Felde.

Das Feld heißt seit alter Zeit „Grawatt“ (= Kroat). Der Flurname hält die Erinnerung wach an den Feindesbermut der Kroaten und an jene mutvolle Bauerntat, welche die heilige Liebe zur Heimat entfacht hatte.

An verschiedenen Orten unserer Gegend sind die Kroaten, die seit dem Dreißigjährigen Krieg infolge ihres unmenschlichen Auftretens in Verruf standen, mit **Crabaden**, **Crabeten** oder **Crabetzen** bezeichnet. Noch heute pflegt man in den Saarmundarten einem unzufriedenen und streitschtigen Menschen das Eigenschaftswort **krabatzig** beizulegen.

WIE „MEISTER LAMPE“ SEIN LEBEN RETTETE

Erlauscht und nacherzählt von Klaus Jung

Ehemals in guten Zeiten war es immer amüsant, eine Jagdgesellschaft am Biertisch zu belauschen. Der Austausch der Erlebnisse der einzelnen Jgersleute zog alle Zuhörer unwiderstehlich in seinen Bann. Dabei war jeder Weidmann bestrebt, seine Freunde durch irgendein absonderliches Jagderlebnis zu übertrumpfen. Das geschah meist so überzeugend, daß die Freunde schon mal in Versuchung kamen, die erzählten Wunderdinge für wahr zu halten. Leider verflüchtigte sich nur allzusehnell der Eindruck der Abenteuer durch das Gefühl, dem berüchtigten Jgerlatein zum Opfer gefallen zu sein. Dessen ungeachtet wurde herzerfrischend dabei gelacht. Das war schließlich auch was wert, umsomehr, als niemand geschädigt und eine harmlose Heiterkeit ausgelöst wurde.

Ein ergtzliches Geschichtchen möchte ich hier wiedergeben, das einst der Buchbindermeister J. J. seinem Busenfreund, dem Bäckermeister N. F., am feuchtfrhllichen Stammtisch bei Hohl aufsuchte. Schon die Einleitung der Erzählung war interessant. Auf geschickte Weise wußte J. die Neugier und Spannung seines Freundes so zu erregen, daß F. nach eigener Erklärung vor Neugier „dem Platzen nahe“ war. Dann erst begann J. seine Geschichte also:

Gestern machte ich einen Pirschgang durch das Roschberger Jagdrevier. Dabei kam ich bis zum Westhang des Kesselberges. Dort stbernte mein Hund unter Dorngestrpp einen Hasen auf, der spornstreichs den Hang hinabsprang. Ein Schuß verfehlte das Ziel, weil der Hase sprungweise jede Deckung in dem unübersichtlichen Gelände auszu-

nutzen verstand. Mein Hund setzte ihm erfolglos nach. Mit dem Glase konnte ich erkennen, daß Meister Lampe schnurstracks dem Eisenbahndamm zustrebte. Fast gleichzeitig rollte ein Personenzug aus der Richtung von St. Wendel heran. Der Hase stutzte einen Augenblick, sprang dann aber in einem mächtigen Satz über den Graben hinweg den Zug an. Schon kam mir der Gedanke, daß der Hase in seiner Verzweiflung etwa Selbstmord durch Ueberfahrenlassen begehen wollte. Doch schon in der nächsten Sekunde wurde ich eines andern belehrt. Auf einem Trittbrett war er wohlbehalten gelandet und entkam, dort in aller Ruhe sitzen bleibend, der Gefahrenzone. Ein Beobachter im Zug hat ebenfalls mit Staunen die Klugheit und das 'artistische Meisterstück des als Feigling verschrieenen Tieres wahrgenommen. Der mir bekannte Augenzeuge teilte mir heute weiter mit, daß der Hase kurz vor der Haltestelle Hofeld abgesprungen und seitwärts im Gebüsch verschwunden sei.

Freund F. hatte der Erzählung mit offenem Munde zugehört und schien erst ganz verblüfft ob dieser an ein Wunder grenzenden Begebenheit. Dann aber brach er in schallendes Gelächter aus und quittierte den aufgebundenen Bren mit dem Ausruf: „Du Schlemihl!“

Beide Freunde und Nimrode sind lange schon in die ewigen Jagdgründe eingegangen.

Jeder rechte Jägersmann
Das Latein nicht lassen kann.

DIE BIENZUCHT IM KREISE ST. WENDEL

Lehrer Johann Maurer Eisweiler

Bis zum Jahre 1920 waren im Kreis St. Wendel nur wenige Bienenvölker, die von einer geringen Zahl von Imkern betreut wurden. Der Grund hierfür mag in der Unkenntnis des großen Nutzens der Bienenzucht für Nutz- und Kulturpflanzen gelegen haben, er ist aber auch bei den Bienenzchtern zu suchen, die aus Eigenbrdelei oder Unkenntnis der Zucht nicht für die Verbreitung sorgten.

Im Mai 1920 schlossen sich erstmalig die Imker des Kreises St. Wendel und Umgegend zusammen. Der Verein zählte 57 Mitglieder, die 244 Bienenvölker betreuten. Ziel dieser Vereinigung war Pflege und Förderung der heimischen Bienenzucht. Durch theoretische und praktische Belehrungen wurde die Zucht gefördert. Auch die Zahl der Imker wuchs. 1925 zählte der Verein 153 Mitglieder mit 340 Bienenvölkern. 1925 wurde der Verein dem Rheinischen Hauptverein für Bienenzucht angeschlossen und der Vorsitzende desselben als Vorstandsmitglied berufen. Auf Drängen des Hauptvereins wurde der Verein in Ortsvereine aufgespalten. Der Kreis zählte 1929 7 Ortsvereine mit 194 Mitgliedern und 1285 Bienenvölkern. 1934 zählten 9 Ortsvereine

211 Mitglieder mit 1523 Bienenvölkern, 1944 11 Ortsvereine 267 Mitglieder mit 1973 Bienenvölkern.

Der Kreisverband trat 1922 dem Landesverband für Bienenzucht bei, dessen Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Kreisverbandsvorsitzende war.

Die Bienenzüchter sind aber vor schweren Rückschlägen nicht verschont geblieben. Ungekannt wütete die Bienenpest-Faulbrut unter den Bienenvölkern des Kreises St. Wendel und in allen Kreisen des Saargebietes und drohte mit vollständiger Vernichtung des gesamten Bienenbestandes. Nach Besuch eines Lehrganges in Erlangen — Professor Dr. Zander — begann die Aufklärungsarbeit des Kreisverbandsvorsitzenden. Unterstützt durch die Kreispolizeibehörde, die eine Polizeiverordnung erließ, derzufolge die bereits ausgebildeten Seuchenwarte jedes Grundstück betreten durften zur Untersuchung der Bienenvölker und der leeren Kästen. 1926 war der ganze Kreis frei von der Seuche. Leider sind 227 Völker der Seuche zum Opfer gefallen. Urexweiler, das am stärksten heimgesucht wurde, hatte nur noch 7 Bienenvölker. Aber der Verband hatte sein Ziel erreicht.

Die Polizeiverordnung wurde von der Reg.-Kom. d. Saargeb. als Oberpolizeiliche Verordnung übernommen. Und nun setzte die Untersuchung und Aufklärung durch zwei Herren aus St. Wendel im ganzen Saargebiet mit glänzendem Erfolge ein. Die Verordnung war Muster für das ganze Rheinland und andere Reichsgebiete.

Im Kreis St. Wendel setzte der Neuaufbau ein. Dank der großzügigen gesetzlichen Unterstützung durch die Kreisbehörde konnten in einem Jahre 360 Bienenschwärme besonders an die stark geschädigten Orte Urexweiler, Marpingen, Oberthal, Bliesen, zu billigstem Preise verteilt werden.

Mit dieser Aktion wurden gleichzeitig drei Zuchtstationen, Missionshaus, Mühle bei Winterbach und Johann-Adams-Mühle bei Theley geschaffen und Königinnenzucht — die erste an der Saar — betrieben. Zwei dieser Stationen sind heute noch in Betrieb. In Theley starb der Inhaber, sie wird aber jetzt wieder aufgebaut. Der Kreisverband ist der Begründer der Saar-Nahe-Zuchtgemeinschaft, der besonders Birkenfeld angeschlossen war. Durch diese wurde wertvolles Zuchtmaterial der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt.

1945 ging die Bienenzucht merklich zurück, da der erforderliche Einwinterungszucker nicht zu beschaffen war. 1946 auf 1947 gingen durch die lang anhaltende Kälte und Futtermangel fast alle Völker ein.

Der Kreis zählt noch etwa 300 Bienenvölker. Auch das Vereinsleben war vollständig eingeschlafen. Bis jetzt sind 4 Ortsvereine gegründet. Die Gründung von 6—8 weiteren Ortsvereinen steht bevor. Das Ziel aller aber wird die Pflege und der Ausbau der heimischen Bienenzucht unter Verwertung des besten Zuchtmaterials sein.



STEINERNES MEER AUF DEM WEISELBERG BEI OBERKIRCHEN

oben XI



DER PFINGSTQUAK IN WERSCHWEILER

vgl. gleichlautenden Aufsatz, Seite 115

unten XI



DIE ST. WENDELER MADONNA
Matthäus Schiestl Siehe Seite 124

DER FREISENER SCHÄFERKARREN

Josef Becker, Freisen

Zum alten Inventar unserer Gemeinde gehörte auch ein Schäferkarren. Seinem ursprünglichen Zweck diente er nicht mehr, weil die Gemeinde Schäfer und Schafe abgeschafft hatte. Fast immer stand der Karren am Maschinenschuppen in der Nähe der „Burg“. Aber trotz seiner Außerdienstsetzung hatte er keine Ruhe; denn den ganzen Tag, wenn es das Wetter erlaubte, spielte die Jugend beim und im Schäferkarren allerlei Spiele. So konnte man dort schaukeln, Versteck oder Zigeuner spielen, zu allen Spielen eignete er sich vorzüglich.

Aber nicht allein für die Kinder, sondern auch für die reifere Jugend mußte er Dienste tun. Wenn im Dorfe eine „Freierei fertig gemacht wurde“, d. h., wenn eine Verlobung zustande kam, dann wurde der Schäferkarren bekränzt und geschmückt und nachts vor das Haus der Braut gestellt. Deshalb hieß er auch Freiersonnenkarren. Stand der Freiersonnenkarren vor einem Hause, dann wußte jeder im Dorfe, daß es hier bald eine Hochzeit gäbe. Bei dem Hause blieb der Freiersonnenkarren so lange stehen, bis das Brautpaar etwas spendiert hatte, ob es nun Schnaps, Bier oder ein gutes Essen war.

An Fastnacht war der Schäferkarren als Zigeunerwagen im Fastnachtszug hergerichtet. Am 1. Mai, in der Hexennacht, da hatte er gar keine Ruhe. Da stand er morgens manchmal an Stellen, wo man es gar nicht für möglich halten sollte. So stand er einmal auf dem Schornstein eines Hauses. Als die Frau des Hauses morgens Feuer anmachte, da gab es einen fürchterlichen Rauch. Sie wußte nicht, was los war und rief deshalb ihren Mann. Der meinte, das könnte von der Witterung herrühren. Als er nun vor die Türe ging, um nach dem Wetter zu sehen, da fiel sein Blick zufällig auf den Schornstein, auf dem er den Schäferkarren entdeckte. Trotz allem Fluchen war nichts anderes zu machen, als ihn wieder herunter zu schaffen, was sehr viel Mühe kostete. Daß er damals noch erhalten blieb, mußte einen wundernehmen.

Am Kirmesmontag war es früher bei uns Sitte, daß die Dorfjugend ein Manöver abhielt. Auch dabei durfte der Schäferkarren nicht fehlen. Er diente dann als Bagagewagen, und beim Zug durch das Dorf, der jedesmal nach dem Manöver stattfand, war er als Krankenwagen eingerichtet und wurde hinter der Musikkapelle hergezogen.

So spielte der Schäferkarren im Leben des Dorfes eine große Rolle. Eines Tages war ein Rad daran gebrochen. War es nun, daß man ihm zuviel zugemutet hatte oder war es Altersschwäche, auch das andere Rad ging bald danach entzwei und eines Morgens war der Karren ganz verschwunden. Wahrscheinlich fuhr er als Rauch durch einen Schornstein gen Himmel. Mit ihm war ein Stück Dorfidyll aus der „guten alten Zeit“ verschwunden.

DER KÜHPETER UND DER WOLF

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Aus der Zeit, da in den heimischen Wäldern noch Wölfe hausten, wußte mir ein Bauersmann aus Alsweiler eine Geschichte vom Kühpeter so gut zu erzählen, als wäre die Begebenheit erst gestern geschehen, obschon er sie bereits in Kindestagen vom Großvater gehört hatte.

In Alsweiler war der Kühpeter ein dorfbekanntester Mann, der den Bauern das Vieh hütete und sich sonst noch mit einfachen Diensten nützlich machte. Er wurde einmal in der Zwetschenzeit nach Tholey geschickt, wo er einen Laxemkessel mit dem dazugehörigen Gerät abholen sollte. Ein solcher Laxemkessel, deren es im Dorfe nur wenige gab, wanderte



zur Zeit der Zwetschen- und Birnen-ernte von Haus zu Haus und kam Tag und Nacht nicht zur Ruhe.

Den tief ausgerundeten Kessel aus Kupfer stellte man im Freien auf einen eisernen Dreifuß über ein offenes Feuer. Mit einem mächtigen Rührlöffel wurden die dampfenden, entkernten Zwetschen und Einschnittbirnen gerührt, wie das

auch heute noch geschieht. Der Kühpeter ging also nach Tholey. Es war draußen schon düster, als er sich von Tholey aus auf den Heimweg begab. Den Laxemkessel hatte er über den Kopf gestülpt, in der einen Hand trug er den Rührer mit dem langen Stiel und in der anderen den eisernen Dreifuß. Unterwegs wurde er von einem Wolf angefallen, der ihn arg bedrängte. Mit dem Rührer schlug er auf das Tier ein und hielt es sich vom Leibe, wobei ihm allerdings der Kessel sehr hinderlich war. Der Wolf bedrängte ihn wohl zwei Stunden lang so sehr, daß er nicht mehr von der Stelle kam. In dieser Not betete er ein Vaterunser und dann noch eins, und als die schnell erhoffte Hilfe ausblieb, auch noch ein drittes. Als er dann sein Beten für vergeblich hielt und ganz verzagen wollte, warf er wie in einer plötzlichen Eingebung den Kessel zu Boden und schlug mit dem Rührer tüchtig auf den hohlen Boden des umgestülpten Kessels los, daß es einen fürchterlichen Lärm gab. Der Wolf ließ von ihm ab und verschwand jämmerlich heulend im nahen Walde. Als der Kühpeter erschöpft ob der ausgestandenen Angst und in Schweiß gebadet

mit seinem zerbeulten Kessel im Dorfe angekommen war, erzählte er, was sich ereignet hatte.

Ein schwacher Nachhall dieser Begebenheit ging noch lange im Volke um, denn ab und zu konnte man den folgenden Ausspruch hören, den ein Lästermaul geprägt hatte:

Aehnmol ordentlich met'm Kessel gerappelt,
helft meh wie drei Vaterunser!

DER PFINGSTQUAK IN WERSCHWEILER

Georg Joekel, Werschweiler
(Siehe Bildtafel XI)

Der Pfingstquak, den man in verschiedenen deutschen Landschaften am Pfingstmontag hinausführt, ist in unserer engeren Heimat nur noch in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler bekannt. Ueberreste haben sich in anderen Teilen des Saarlandes noch erhalten, wo man ihn auch Maibo'ts nennt.

Die Sitte des Pfingstquaks, in der auf originelle Weise die Wiedergeburt des Frühlings versinnbildlicht ist, und die auf uralten Dämonenkult zurückgeht, hat sich in Steinbach, Dörrenbach, Werschweiler und Niederkirchen-Marth noch erhalten. Im übrigen Gebiete des Kreises St. Wendel sind es, soweit erforscht, die Orte Grügelborn, Reitscheid und Freisen. Es ist anzunehmen, daß noch andere Orte den Brauch haben oder hatten.

Was bedeutet und woher stammt dieser Brauch? Sehr wahrscheinlich war der Quak ursprünglich ein Vegetationsdämon, der von den germanischen Volksstämmen der Alemannen und Franken bei Besiedlung unseres Gebietes eingeführt wurde. Sie glaubten wohl, in diesem mit grünem Laubwerk und den ersten Blumen des jungen Frühlings eingehüllten jungen Menschen sei der Dämon selber, der das Wachsen und Gedeihen in der Natur günstig beeinflusse; sie vermeinten wohl, daß er durch das Herumtragen von Haus zu Haus Segen spende. Und so war den damaligen Menschen das Umhertragen des Quaks eine sehr ernste und, wenn man so sagen will, feierliche Angelegenheit. Gleichzeitig mit diesem Mummenschanz aus grünen Zweigen und Blumen wurde das Frühlingsfest gefeiert, das in unserem heutigen Pfingstfest weiterlebt. So leuchtet dieser alte Brauch des Quakes wie ein kleines Lichtlein aus jenen fernen Tagen zu uns herüber. Er soll sorgsam behütet und gepflegt werden, damit er nicht erlischt, auch wenn er nur mehr einen Kinderbrauch ohne tieferen Sinn darstellt.

Alljährlich um Pfingsten, wenn die Natur sich zu entfalten beginnt und im Walde die ersten zarten Blätter sich zeigen, der Ginster am Waldesrand und auf den Höhen seine goldenen Farben erstrahlen läßt, dann schenkt der Frühling unserer dörflichen Schuljugend den herr-

lichsten Laub- und Blumenschmuck zum Pfingstquak. Schon 10 oder 14 Tage vor Pfingsten, wenn die Rotbuchen ihr erstes zartes Grün zeigen, ziehen die vier oder fünf ältesten Jahrgänge der Schulbuben, unter Führung des ältesten Jahrganges, das sind die „Quakherren“ mit zwei Handwagen hinaus in den Wald. Die Quakherren dürfen in den Handwagen Platz nehmen und werden in den Wald und wieder nach Hause gefahren. Im Walde angekommen, werden junge Buchen ausgesucht und die Aeste, die sich gut zum Flechten eignen, abgeschnitten. Damit werden die beiden Handwagen vollgeladen; ein Dach wird darüber geflochten, unter dem die Quakherren wieder Platz nehmen. Zu Hause bei dem zweitältesten Quakherrn wird der Quak hergerichtet. Mit den Buchenreisern, die nochmals zurecht geschnitten werden, wird das Gestell des Quaks umflochten. Das Gestell ist etwa 80 cm hoch, oben ist ein rundes Brett von 40 cm Durchmesser. Am Rande des runden Brettes befinden sich 12 Löcher in gleichen Abständen, in welche die Haselnußstöcke gesteckt werden. Am unteren Ende sind die Stücke an einem Blechreif befestigt, der einen Durchmesser von 50—55 cm hat. Ist das Gestell bis auf ein kleines Guckloch vollständig umflochten, so wird der Quak bis zu seiner Vollendung in den Keller gestellt, damit er sich frisch hält.

An Pfingstsonntag schon in aller Frühe sieht man ein emsiges Treiben der Schulbuben. Sie gehen von Haus zu Haus, allein, zu zweien oder dreien und sammeln von den Blumen, die in den Bauerngärten wachsen. Die Blumen werden zum Quak gebracht, den die Quakherren mittlerweile auf einem provisorischen Tisch aufgebaut haben. Mit kleinen Holzspießen werden Löcher in das Quakgeflecht gemacht, in welche die Blumen gesteckt werden. Ist der Quak nun vollends mit all den bunten Blumen behangen, sodaß man von dem Laubgeflecht nichts mehr sieht, wird er oben zum Abschluß mit einem kleinen Fichtenkrönchen verziert, das in dem runden Brett befestigt wird. Dieses Krönchen wird ebenfalls mit Blumen und auch mit bunten Bändern geschmückt. Der so fertiggestellte Quak strahlt die ganze Pracht der bäuerlichen Blumengärten aus. Besonders wirkt er, wenn Pfingstrosen, Schneeball und Flieder verwandt werden. Am Pfingstsonntag-nachmittag ziehen die vier ältesten Jahrgänge noch einmal in den Wald, aber dieses Mal ohne Handwagen. Dort werden die letzten Vorbereitungen für den nächsten Tag getroffen. Die Taratschen (Schalmeien) werden angefertigt. Dazu müssen die Erlen erhalten, die sich besonders gut dazu eignen und an den bruchigen Waldbächen gedeihen. Für jeden Schulbuben wird ein solches Instrument hergestellt. Sobald die Instrumentenmacher mit den Taratschen im Dorfe angekommen, stehen schon die jüngeren Buben, die nicht mitgehen durften, bereit, um ihre Taratschen zu empfangen. Und nun ist alles fertig.

Die beiden ältesten Jahrgänge bewachen in der Nacht den Quak, damit er nicht gestohlen wird.

An Pfingstmontag schon bei Tagesgrauen werden sämtliche Schulbuben geweckt von denen, die beim Quak Wache hielten. Sind alle Buben zusammen, dann kann es losgehen. Einer der Buben geht unter den Quak, und so wird er von Haus zu Haus getragen. Alles folgt in einem Zuge hinterher. Vor dem Zuge, aber hinter dem Quak, marschieren die Quakherren mit einem Eierkorb, einem Eimerchen für Speck und Butter und ein weiterer verwahrt den Geldbeutel. In diesen Geräten werden die Gaben gesammelt. Vor jedem Hause wird so lange geblasen, bis die Hausfrau oder sonstwer auf die Haustüre kommt und die Gaben den Buben übergibt. Manches Mal steckt auch der Bauer seinen Kopf aus der Stalltür, da um diese Frühzeit schon das Vieh gefüttert wird, und sagt mit finsterner Miene: „Ehr Buwe, es langt met dem Krach“. Dabei kann er aber kaum ein Lächeln verbergen und denkt wohl an seine Schulbubenzeit; und der Bauer nebenan, dem man den Schalk schon von weitem anmerkt, sagt: „Ehr Buwe, awer jetzt werd emol e ordentliches geblost!“

Sind die Buben mit ihrem Umzug durch das Dorf fertig, so geht es zum Hause des ältesten Quakherrn, wo die Eier mit dem gesammelten Speck und der Butter gebacken werden. Was dabei übrig bleibt, verteilen die Quakherren unter sich. Sobald die gesammelten Gaben im Hause sind, werden der Quak und die Taratschen zerstört, nur das Gestell bleibt erhalten, das bei dem ältesten Quakherrn bis zum nächsten Jahr aufbewahrt wird. So endet alljährlich der Brauch des Pfingstquaks mit einem fröhlichen Eieressen der Schulbuben.

Als Quellen wurden benutzt: Der Pfingstquak mit Beiträgen von Karl Schwingel, Karl Franz, Albert Zink und Ludwig Blatter — S. 10—116 aus der Zeitschrift „Unsere Saar, Heimatblätter für die Saarlandschaft“, 1930/31 Nr. 6 vom 15. 4. —; ferner Dr. Nik. Fox, Saarländische Volkskunde S. 415, dort auch unter „Quellen und Anmerkungen“ Nr. 474 und 475. Außerdem Karl Schwingel, Maibräuche im Kreise St. Wendel, Unsere Saar Jhgg. Nr. 2/3.

Das Wort Quak sei noch einer Erwähnung wert. Es kommt außer in unserer Gegend noch auf dem Hunsrück, in der Pfalz und im Elsaß vor. Man bringt damit etwas junges, unentwickeltes zum Ausdruck. Das jüngstgeborene Kind ist der Nestquak, unreife Kirschen werden ebenfalls mit Quaken bezeichnet. Vielleicht kann man auch das Wort quack = frisch, lebendig, munter, hier heranziehen. Der Ausdruck quäcken von Schreien junger Menschen und Tiere dürfte ebenfalls mit dem Quak in Zusammenhang gebracht werden. So versinnbildet der Pfingstquak, wenn man alle Deutungen zusammennimmt, die ersten frischen Gaben der überreichen Natur.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.

Simrod

URKUND-WERFEN

ein alter saarländischer Rechtsbrauch

Klaus Jung, St. Wendel

Der starke Sinn unserer Vorfahren für das Althergebrachte, von den Vätern Ererbte, prägt sich besonders aus in Sitte und Brauchtum. Aus der Fülle jahrhundertalter Gewohnheiten haben sich manche Bräuche den Wandlungen der Zeit zum Trotz bis auf unsere Tage erhalten. Andere sind längst aufgegeben worden und der Vergessenheit anheimgefallen, soweit sie nicht der Geschichtsschreiber aufgezeichnet hat. Nicht selten geben auch vergilbte Urkunden noch Kenntnis von früheren Gepflogenheiten und Rechtsverhältnissen.

Ein merkwürdiges, auch in unserer Heimatstadt St. Wendel ehemals geübtes Rechtsverfahren erwähnt der Stadthistoriker Max Müller in der „Geschichte der Stadt St. Wendel“. Wer durch eine Beleidigung oder Beschimpfung sich in seiner Ehre verletzt fühlte, brachte dies zunächst dadurch zum Ausdruck, daß er seine Kopfbedeckung dem Beleidiger kurzerhand vor die Füße warf. Der alsdann hinzugerufene Schultheiß mußte Hut oder Mütze vom Boden aufheben und dem Beleidigten wieder aufsetzen. Demnächst hatte der Schultheiß den Fall dem Hochgericht zur weiteren Verfolgung und Bestrafung zu melden. Noch im Jahre 1759 (bei Müller wohl irrtümlich 1789) warf ein händelsüchtiges Weib seine Haube dem Bürgermeister Coenen-St. Wendel vor die Füße. Dieses sonderbare Verfahren, das man als Urkundwerfen bezeichnete, scheint bis zu der allgemeinen staatlichen Umwälzung am Ausgang des 18. Jahrhunderts üblich gewesen zu sein. Das Urkundwerfen ist jedoch nicht allein in St. Wendel, vielmehr noch in einer Reihe anderer Orte urkundlich nachgewiesen. So findet sich in einem Protokoll des ehemaligen Hochgerichts in Tholey aus dem Jahre 1721 eine genaue Erklärung des Urkund-Werfens. Wer hiernach von jemand eine Beschimpfung oder Beleidigung erfahren hat, wirft seinen Hut zu Boden und meldet dies dem Meier (Ortsvorsteher). Dieser begibt sich an den Tatort, hebt den Hut auf und setzt ihn dem Beleidigten wieder auf. Am nächsten Gerichtstag erstattet der Meier dem Gericht Anzeige, das alsdann den Fall untersucht und gegebenenfalls ahndet. Stellt sich hierbei das Urkund-Werfen als Mißbrauch heraus, so verfällt der Täter einer Geldbuße von einem Goldgulden. Das Protokoll lautet wörtlich:

„den urcken werffen ist noch viel Orths gebrauch und heißt so viel: wan einer den andern gescholten, so wurfft, der gescholten ist, seinen Hut auff die erde und zeigt's dem Meyer ahn, welcher und kein anderer dem gescholtenen den Hut wieder aufsetzen muß: demnächst bleibt die untersuchung biß zur Zeit des Jahrgedings ausgestellt. Also ist derorths herkömlich und 1 Gulden straf, wer den Urcker unrecht geworfen.“

Uebrigens scheint es nicht üblich gewesen zu sein, von dem Verfahren Gebrauch zu machen, wenn Zeugen der Beleidigung vorhanden waren, wenigstens beruft sich in dem genannten Protokoll ein Beschuldigter darauf, das Urkund-Werfen sei „nicht vonnöthen gewesen, weiln leuth genug zugegen gestanden und bey solchen umbständen kein urcken pfllege geworfen zu werden.“

Ein älterer Nachweis des Urkund-Werfens findet sich in einem Weistum (= urkundlich aufgezeichnete und mündlich erklärte — gewiesene — Rechtsgewohnheiten) von 1564 für die Orte Eidenborn und Falschied bei Lebach. Hier erklären die Gerichtsschöffen, daß die Urkund vom Meier, bei dessen Abwesenheit vom Gerichtsböten und bei dessen Abwesenheit vom ältesten Schöffen aufzuheben sei. Alsdann ist Anzeige bei den Hochgerichtsherrn zu erstatten. Wer die Urkund aufhebt, hat Anspruch auf ein Maß Wein.

Noch älter sind zum Teil die Weistümer der Abtei Tholey, in denen das Urkund-Werfen behandelt ist. Es kommen die Jahre 1450, 1580 und 1602 in Betracht. Die Schöffen des Oberhofs Tholey weisen auf Befragen das geltende Recht dahin, daß derjenige, der Urkund wirft, dem Zender (Meier oder Ortsvorsteher) Nachricht geben muß. Dieser, und in seiner Abwesenheit jeder Bürger, muß die Urkund aufheben und binnen drei Tagen dem Hochgericht überliefern. Im Unterlassungsfall macht er sich selbst strafbar.

Um Ursprung und Bedeutung des geschilderten eigentümlichen Rechtsbrauchs zu ergründen, wird man auf frühmittelalterliche Zustände zurückgehen müssen. In dem Urkundwerfen ist wahrscheinlich eine symbolische Fortsetzung des alten Faust- und Fehderechts enthalten. Das Faustrecht bestand im Recht der Selbsthilfe mit bewaffneter Hand, das sich seit dem 8. Jahrhundert namentlich der Adelstand anmaßte. Derselben Zeit gehört die Fehde an. Sie war eine offene Feindschaft — Privatkrieg — zwischen Einzelpersonen. Die Fehde wurde durch einen Brief oder durch symbolisches Hinwerfen des Fehdehandschuhes eröffnet. Nachdem dieses Unwesen unter Kaiser Maximilian abgeschafft und die Austragung von Streitigkeiten einzig der rechtmäßigen Gerichtsbarkeit zugewiesen wurde, suchte man in dem neuen Verfahren wenigstens noch ein Ueberbleibsel früherer Jahrhunderte beizubehalten: das Werfen der Urkund.

Spruch

Drum wahret die Güter,
Die Ahnen euch spenden;
Seid Schirmer, seid Hüter,
Mit sorglichen Händen
Das Werk zu vollenden!

DIE DONATUSKAPELLE IN GRONIG

Heinrich Meyer, Gronig

Donatus! schau auf uns, reich deine starke Hand,
Die mächtig Gott gemacht für Leute, Vieh und Land.
Aus trüber Lüfte Reich
Wend' ab all Donnerstreich;
Schütz, wenn das Feuer droht,
Zu stürzen uns in Not.
Den Sturmwind treibe ab, nimm uns in deinen Schutz,
Die Wolkenbrüch' halt ein, der ganzen Höll' zum Trutz,
Die liebe Erdenfrucht
An dir den Retter sucht;
Die Aecker benedei,
Vom Hagel sie befrei.

Inmitten von Gronig, ganz der Umgebung sich anpassend, erhebt sich ein schmuckes und innen sowie außen sehr gepflegtes Kapellchen als Wahrzeichen der Gemeinde. Ueber seine Geschichte berichtet Pastor Brill aus Oberthal im Jahre 1835 in einem in Trier noch vorliegenden Visitationsbericht an seine bischöfliche Behörde. Er schreibt darin wörtlich:

„Die Gemeinde Gronig ließ diese Kapelle im Jahre 1800 aus ihren Mitteln erbauen, um einen anständigen Ort zu haben, wo man sich Sonntagsnachmittags wie auch zur Advents- und Fastenzeit zum gemeinschaftlichen Gebete versammelte; weil man nicht immer, wegen der Entfernung von der Pfarrkirche zu Bliesen und wegen der damaligen schlechten Wege, in solcher erscheinen konnte. Gronig gehörte vor Errichtung der Pfarrei Oberthal 1802 in die Pfarrei Bliesen. Damit diese Kapelle fortbestehen könne, hat die Gemeinde eine Wiese von zwenn Morgen aus ihren Gütern — unter dem Namen Kapellenwiese bekannt — zu ihrem Unterhalt ausgesetzt, wovon auch die Gemeinde bis hiehin den Steuer bezahlte. Von dieser Wiese ist auch schon ein Kapital von 174 Gulden 47 Kreuzer erübrigt, erspart, welches auf Hypothek angelegt ist, so, daß nun ihr Fortbestand gehörig gesichert ist. Es ist ein Altar portatile in selbiger, welcher dem hl. Martyrer Donato dediziert ist. Die Gemeinde hat nun auch 1800 zu Trier — damals gehörte der Ort der Diözese Trier an — um die Erlaubnis nachgesucht, daß das hl. Meßopfer in dieser Kapelle gehalten, verrichtet werden dürfe, welches sie auch erhalten hat. Sie wurde im Herbst 1800 von dem Hochw. Herr Pfarrer Zollwer von Bliesen als Bischöflicher Commissarius zu diesem Zwecke feierlich eingeseget. Die Gemeinde hat auch alles zum Gottesdienst Erforderliche angeschafft und in die Kapelle geschenkt. Jedes Jahr am zweiten Sonntag im Monat Juli wird eine feierliche Prozession — doch sine delatione Sanctissimi — gehalten aus der Pfarrkirche in diese Kapelle. Die Erlaubnis, diese

Prozession halten zu dürfen, wurde bei dem Bischthum Metz nachgesucht, und die ist auch von dort unterm 28. Juni 1806 genehmigt worden. Jedes Jahr wird der Montag nach dem zweiten Sonntag im Monate Juli ein hohes Amt — ohne Predigt — für die Gemeinde Gronig gehalten, dafür bekömmt der zeitliche Herr Pfarrer einen Gulden und der Küster zwölf Kreuzer aus dem Kapellenfond.“

Im Jahre 1926 wurde die letzte hl. Messe vor der Renovierung zelebriert. Wegen Baufähigkeit mußte die Kapelle dann geräumt werden. Die Reliquien wurden in die Pfarrkirche gebracht, bis sie wieder hergestellt war. Einige Jahre war man sich bei der Bevölkerung nicht einig, was man unternehmen sollte. Manche wünschten eine neue, größere Kapelle zu bauen an einem andern stillen Platze. Dieser Plan fand die Mehrheit im Gemeinderat. Man holte Rat beim Konservator für geschichtliche Denkmäler des Saargebietes, Oberregierungsrat Klein, Saarbrücken. Er besichtigte die Kapelle und stellte fest, daß die Kapelle als geschichtlich nicht so wertvoll bezeichnet werden kann, um unter Denkmalschutz gestellt zu werden. Jedoch versprach der Konservator eine Beihilfe zum Umbau durch die Regierungskommission des Saargebietes.

Im Jahre 1931 begann die Renovierung. Schlechte Steine des Mauerwerks wurden ersetzt, ein neues Dach aufgelegt, innen und außen verputzt. Die alten Sandsteinplatten des Fußbodens wurden durch Solnhofener Platten ausgetauscht und neue Bänke aufgestellt. Den alten Altar, der aus dem St. Annen-Kloster in Trier stammt, hat die Bildhauerei Mettler, Morbach, renoviert. Auf der Heimatausstellung in St. Wendel anlässlich der 600-Jahrfeier der Stadt St. Wendel war das schöne Barockaltärchen ausgestellt und fand allgemeinen Beifall in der Art der Renovierung. Auf dem Altar stehen die Statuen der Heiligen: Donatus, Wendalinus und Willibrordus. Sämtliche Gelder zum Umbau der alten Kapelle wurden aus freiwilligen Spenden zusammengetragen, ein Beweis, daß die Einwohner von Gronig sich mit ihrem alten Kapellchen verbunden fühlen. Am 4. September 1932 fand die feierliche Einweihung der neu ausgebesserten Kapelle, die als Symbol von Glaubenstreue und Heimatliebe bezeichnet wurde, unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung statt. Es war ein richtiges Heimatfest. Seitdem dient die Kapelle wieder ihrer Bestimmung; die furchtbaren Bombenangriffe auf das Dörfchen hat sie glücklich überstanden.

Anmerkung: St. Donatus wird hauptsächlich im Rheinland und in Luxemburg als Patron gegen Blitz und Ungewitter verehrt. Der hl. Donatus starb in Rom den Martertod. Er war Soldat im römischen Heere unter Marcus Aurelius und wird der „blitzenden Legion“, der legio fulminatrix, zugezählt. Während der Kämpfe dieser Legion gegen die Markomannen mußten die Soldaten bei großer Hitze einen unerträglichen Durst erleiden. Auf das Gebet des Heiligen sandte der Himmel einen heftigen Regen, begleitet von Blitz und Donner, so daß die Feinde, aufs äußerste erschreckt, die Flucht ergriffen.

Man erzählte im Dorfe Gronig, daß besonders schwere Unwetter, die von den Gipfeln des Schaumberges und des Momrich festgehalten wurden und im oberen Bliestale gewütet hatten, die Veranlassung zum Bau der Kapelle gewesen seien.

DIE BEIDEN KIRCHENDIEBE

Legende

„Es wasen einsmals zwen dyeb die kamen in sant Wendel kirchen vnd stalen im grosz gut vn kamen dar mit aus der stat / vnd sy gyengen zwen tag vnd zwuo naecht vm die stat in dem wald hin vnd her vnd kundent nit dar von kômen vnd man ergriff sy mitt dem gutt vnd man fyeng sy da mit vnd hyeng sy an einen galgen / also rach gott seinen lieben diener sant Wendel / wann er ist seyn groszer Notthelfer.“

Diese Legende von den gebannten Kirchendieben ist enthalten in der Wendelinuslegende „Christus der seyn genad“ des Wenzelpassionale: Legendenbuch von der Hailigen Leben vnd vngleublicheun wundertaten — entstanden zwischen 1391—1419 —. Wegen der künstlerisch gotischen Legendensprache ist sie im ursprünglichen Wortlaut wiedergegeben.

SÄNGERKRIEG UM DAS OBERE NAHETAL

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Wer mit aufgeschlossenem Herzen in das obere Nahetal wandert, dem wird es sein, als umfinge ihn ein anmutiges Wesen, das sagen will: „Mein Lieber, lege dein Sorgenbündel nieder, und laß es dir eine Weile bei uns gefallen.“ Man merkt es gleich, daß man in einer Gegend mit guter Lebensart eingekehrt ist.

Aber wer erwartete es hier auch anders? Die Landschaft bei der jungen Nahe, grün von Gras und Laub und gelb von Korn, hell von Sonnenschein und Vogellied, darin eingebettet liegen die heimeligen Dörfer **Selbach**, **Neunkirchen** und **Gonnesweiler**. Fruchtbarkeit der Erde — denn hier ist wahrhaft eine „Kartoffelkammer“ — und Helle des Himmels, stille arbeitsame Menschen und auch eine reiche Dorfgeschichte finden sich hier zusammen. Der Vormarsch der Industrie vererbte hinter den Grenzhügeln dieser Landschaft, und so ist wenig von dem reinen Bild der Natur zerstört. An Landstraße und Feldweg stehen Kapellen, Bildstöcke und Kruzifixe; reich an Zeichen religiöser Innigkeit ist die Landschaft. All das gibt ihr eine gewisse Fülle, ein schönes Maß und eine ruhige Heiterkeit.

Aber ein etwas betriebsameres Leben verschafft sich Geltung, wenn man nach **Türkismühle** und **Nohfelden** kommt. Die Bahn schlängelt sich durch das enger gewordene Tal, und die Höhen sind durchsetzt mit Buchen- und Eichenwald. Freilich scheint es, als ob die Menschen hier gegenwartsfroher und wirklichkeitsnäher seien. Nicht ohne Einfluß blieb das Tempo der Bahn und der gewerblichen Betriebe in diesen beiden Orten auf die Lebensart der Menschen.

Durch beide Täler zieht in malerischen Linien die immer größer werdende Nahe, um mit ihrem silberhellen Wasser zum Rheine zu wandern.

Noch mehr könnte ich aus eigener Anschauung zum Lobe dieses Landstriches sagen. Es schien mir aber genug, diese kurze Schilderung einem „Sängerkrieg“ voranzustellen.

Die Bewohner der oberen Nahe wurden vielfach von der „unteren Nahe“ als „Heckenländer“ und „Hinterländer“ bezeichnet, und in einer Ausgabe des „Kreuznacher Generalanzeigers“ aus dem Jahre 1889 waren die folgenden Verse zu lesen:

„Mein Nahetal, so singen sie, mein Kreuznach auch nicht minder,
Ich glaube sehr, wir alle sind ein wenig große Kinder!
Mein Sobernheim, so ruf ich jetzt, dich will ich froh besingen,
In deiner Berge grünem Kranz, die lieblich dich umsäumen,
Darfst du von Ehre und von Glanz wohl gleichberechtigt träumen.
In deinen Fluren blühen auch die herrlichsten der Frauen,
Man kann im ganzen deutschen Land sie nimmer schöner schauen.
Und auch dein Wein, dein edler Wein, wie ist er fein zu trinken.
Kein edler Naß im Nahetal kann irgendwo noch winken.
Vielleicht blüht noch in meinem Kirn ein ähnliches Gewächse,
Doch weiter oben sagen sich Gut Nacht nur Füchs' und Dächse.
Und kommt dahin von ungefähr ein Komponist gegangen,
So mag zum Spiel „am Schlehendorn“ die Noten er aufhängen.“

Einige Tage später kam in der gleichen Zeitung auf diese Verse folgende treffende Antwort eines Einsenders aus **Nohfelden**:

„So hör mein lieber Sänger du, du singst so hell und klar,
Ist denn auch, was du singst, so ohne weiteres wahr?
Gib acht, mein lieber Dichterling, zieh eine grade Furch,
Lern zügeln deinen Pegasus, sonst geht er mit dir durch!
Uns ist gewiß das Nahetal, das ganze, lieb und wert,
Denn in demselben stehet ja auch unser Heimatherd.
Und ob man wohnt an dem Quell wohl oder weiter unten,
So hat gewiß doch jeder lieb die Heimat stets gefunden.
Da ist gerühmt der Nahewein, ganz recht; nimmt man's genauer,
Ist er wie unsere Schlehlen oft, doch etwas merklich sauer.
Und stopften wir die Quelle zu, daß sie aufhört zu laufen,
Dann könntet ihr ja euern Wein nicht einmal Nahewein taufen.
Ganz sonderbar, so dünkt es mir, ins Land der Füchs' und Dächse
Da kommen sie so gerne hin verkaufen ihr Gewächse!
Doch darum keine Feindschaft, nein, wir wollen uns vertragen,
Mir lagen nur ein wenig schwer die Füchs' und Dächs' im Magen.“

Dem, der diese köstliche Antwort gab, saß gewiß der Schalk im Nacken; aber es war auch einer, dem die Heimatliebe ins Herz gewachsen war.

DIE ST. WENDELER MADONNA

(Siehe Bildtafel XII)

Den Maler Matthäus Schiestl hat die Wendelsstadt oft angelockt. Auf unserem Bilde hat er die himmlische Mutter mit ihrem göttlichen Kinde in aller Lieblichkeit mitten in die St. Wendeler Landschaft hineingestellt. Was tut sie hier im Freien? Ist sie gerade aus dem Wendelsdom hierher gekommen, weil draußen ein schöner Sommertag ist? Einem Tag, an dem die Kinder Sträuße binden auf den Feldern? Einem Maientag, an dem die Himmelskönigin lieber im Freien verehrt sein möchte als zwischen den Mauern? Schiestl, der immer zuerst die Seele der Dinge erahnte, um ihr Wehen und Weben in seinen Bildern aufleuchten zu lassen, hat den Wendelsdom und die Wendelskapelle mit jener göttlichen Heiterkeit in das Bild hineingemalt, die dem Grundzug seines christlichen Wesens entsprach. Ist es nicht eine der glänzend gelösten Aufgaben des großen Meisters? — Und in liebevoller Kleinarbeit hat er seine Blümlin dazugetan und die botanische Beschaffenheit jedes Blättchens und jeder Blüte herausgebildet. Seine Malerei ist so sehr vom Heimatgefühl durchdrungen, daß er auch die Heimat anderer liebevoll zu erfassen versteht. HKS.

DIE GLOCKE KARLS DES GROSSEN ZU WOLFERSWEILER

Nach Heinz: „Heimatkundliches Lesebuch für die Volksschulen des Landesteils Birkenfeld I. Teil“ — 1928 —.

Eine alte Urkunde berichtet, daß zur Zeit Karls des Großen in der Nähe von Wolfersweiler ein Königshof gelegen habe. Die heutigen Flurnamen „Allhop“ (alter Hof) und „Hofland“ deuten wohl darauf hin; doch läßt sich seine Lage nicht mit Bestimmtheit angeben. Zu jener Zeit stand auf dem Hügel, der heute die „Fels“ genannt wird und die evangelische Kirche mit ihrem alten, ehrwürdigen Turme trägt, eine Klosterkapelle. Damit die Mönche die Christen zum Gottesdienst und Gebet zusammenrufen konnten, hatte Karl der Große der Kapelle eine Glocke geschenkt. Das schließen wir aus der lateinischen Inschrift an der großen Glocke oben im Turme, die bis in den letzten Krieg hinein dort hing. Ins Deutsche übersetzt lautet sie ungefähr:

„Ich, der ich einst durch die fromme Freigebigkeit Karls des Großen gegossen, wurde auf Anordnung des Wolfersweiler Kirchspiels im Mai des Jahres 1826 umgegossen.“

Diese Inschrift hat der Glocke im ersten Weltkrieg das Leben gerettet. Während damals ihre beiden kleineren Schwestern von ihrer Seite weggeholt wurden und in den Krieg ziehen mußten, durfte sie im Kirchturm hängen bleiben als ein lebendiger Zeuge längst vergangener Zeit. Aber im zweiten Weltkrieg mußte sie doch verstummen und in den Krieg ziehen.



Du bist die Heimat

Klingacker

Klein und bescheiden sind deine Berge,
Auf denen die Wolken schwer und gedankenvoll stehen —
Und gemäßigt der Lauf deines ärmlichen Baches,
Dessen niedere Ufer den Prunk und die Pracht nicht
Reicher Länder und fürstlichen Lebens spiegeln,
Sondern Aecker und Wiesen nur, bescheiden gelagert
Schmucklose Kleidung, einfach, dir leihen — — —
Auch das Auge der Sonne strahlt nicht den Glanz
Feurig, brennend, südlicher Länder,
Der gewaltig und flammend die Adern der Erde durchpulst,
Daß sie in seliger Fruchtbarkeit treibend erglüht — — —
Deine Scholle ist hart, und zäh entringt dem Boden,
Mühevoller Arbeit Entgelt, Nahrung und Brot der Mensch.
Deine Nächte sind weiß und leuchtend,
Aber kalt. Es fehlt die Weiche und Wärme — — —
Dennoch: Blüten um dich auch Herzen, tausend
Um Hügel und Höhen, um Wald und Feld,
Sehnen sich Träume nach dir und wunschvolle Tage,
Ist um dich schimmernd und machtvoll und riesengroß
Ragend ins Blaue, gewoben der Liebe Gewand,
Liebe und Treue, heiß und tief und ackerverwurzelt,
Wie sie erwachsen, denn: Du bist die Heimat!

DIE BAROCKALTÄRE DER PFARRKIRCHE ZU FREISEN

H. K. Schmitt St. Wendel
(Siehe Bildtafel XIII)

Kirche und Kunst sind wesenhaft und unzertrennlich miteinander verbunden. Kunstentfaltung liegt im Begriffe der Kirche, und darum sehen wir auch, wie alle Entfaltung der übernatürlichen Wirksamkeit der Kirche sich unter den Formen der Kunst vollzieht. Das Haus Gottes, in dem sich die Liturgie, die immer ein lebendiges Kunstwerk ist, vollzieht und die Offenbarung der Gnade kundtut, muß daher ein Haus der Kunst, ein Haus der Schönheit, sein.

Selbst äußerlich bescheidene Kirchbauten verkünden oft im Innern auf großartige Weise die Kunstfreudigkeit. Von ganz besonderem Reiz sind die Barockaltäre der katholischen Kirche zu Freisen. In ihnen hat die Kunst des Barock mit ihren jubelnden Formen und mit ihrer festlichen Pracht eine wunderbare Fülle ausströmen lassen. Als der Neubau der Freisener Kirche im Jahre 1758/1759 vollendet war, wurden laut vorhandener Kirchenrechnung von 1759/1760 für Fuhrlohn, „drey Altäre und Kanzel von Scheuern hierher zehn gulden“ bezahlt. Aus diesem Vermerk ist zu entnehmen, daß die Altäre wahrscheinlich in Scheuern angefertigt worden sind. Nach der Volkstradition sollen Benediktinerbrüder der Abtei Tholey die Erbauer sein. Groß und erhaben ist das Gesamtwerk, ein kostbares Juwel echter Barockkunst im Kreise St. Wendel. In ihren wesentlichen Teilen stammen die Altäre in ihrer heutigen Beschaffenheit aus dem Jahre 1760. Einige Aenderungen wurden allerdings im Lauf der Zeit vorgenommen; so ließ im Jahre 1906 Pfarrer Schmitz den schadhafte gewordenen Hochaltaraufsatz restaurieren, das Drehtabernakel entfernen und ein vollständig neues Tabernaculum fixum anbringen. Um in der eng gewordenen Kirche Raum zu gewinnen, stellte der kunstsinige Pfarrherr, Pastor Stinner, dem Bildhauer H. Helwegen-Koblenz die Aufgabe, die beiden Seitenaltäre durch Zwischenstücke mit dem Hochaltar zu verbinden. Meister Helwegen hat seine Aufgabe in wunderbarer Weise gelöst. Der Hauptaltar überragt um ein beträchtliches Maß die beiden Seitenaltäre. Zwischen dem Tabernakel und dem hohen Kruzifix steht St. Remigius. Den Mittelpunkt des linken Altares bildet die Jungfrau Maria mit dem göttlichen Kinde. Man ist ergriffen von diesem Sinnbilde der Liebe und Güte. Mittelpunkt des rechten Altares ist St. Sebastian, der in alter Zeit in Freisen eine hohe Verehrung genoß. Ueber den beiden Verbindungsstücken der drei Altäre ragen die bewegten Figuren der Heiligen Franziskus und Antonius. Der monumentale Dekorationsstil feiert an dem Gesamtwerk die schönsten Triumphe. Elegant geschwungene Gesimse durchbrechen die architektonischen Linien mit kühnen Kurven und malerischer

Massenbewegung. Kartuschen, Muscheln und Akanthusblätter in üppig voller Modellierung bilden das ornamentale Schmuckwerk.

Der Altar als ein einheitliches Ganzes muß den Freisenern immer wieder ein neues Wunder bedeuten. Die Freude und der Stolz solchen Besitzes aber tragen nicht wenig zu der Verantwortung bei, die der kunstsinnige Pfarrer für die Bewahrung der Schönheit des Kunstwerkes im Herzen hat. Dem andächtigen Bewunderer werden die Worte, welche die Kirche bei der Weihe des Altares spricht, in den Sinn kommen: „Herr, ich liebe die Zierde deines Hauses und den Wohnsitz deiner Herrlichkeit. Hier ist nichts anderes als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels.“

DAS HEXENLAUTEN IN ALTER ZEIT

Manches Unglück, das über Haus und Hof hereinbrach, war nach der Meinung unserer Vorfahren das Werk böser Geister und Dämonen, das Werk von Hexen und Unholdinnen. Um den gegen alle gut gesinnten Menschen gerichteten Anschlägen dieser Wesen zu begegnen, griff man in vergangenen Zeiten allerorts zu den mannigfachsten Mitteln. So auch in St. Wendel.

Als einmal eine Schweineseuche die städtischen Herden befiel, da ließ die Obrigkeit nachts Kreuze auf drei zur Stadt führende Wege legen, auf daß durch diese heiligen Zeichen den Hexen der Weg zu den Ställen versperrt werde.

Im siebzehnten Jahrhundert wurden in den Mainächten die Glocken geläutet, um die Unholdinnen zu bannen, die nach dem Volksglauben während des Monats Mai auf Besenstielen und schwarzen Ziegenböcken mit ihrem Buhlen, dem Teufel, zum Hexentanz ritten und ihre übernatürlichen Kräfte anwendeten.

Das Hexenläuten wurde am 18. Juni 1659 auf Befehl des Kurfürsten Carl Caspar von der Leyen (1653—1676) verboten. In einer kirchlichen Verordnung des St. Wendeler Pfarrers Bartholomäus Weiler aus demselben Jahre heißt es: „Ao et die codem prohibiert daß die iunggesellen oder manßpersohnen mit den mägten oder weibßpersohnen den May durch deß Nachts sollen promiscue vnd mit einander lauthen, sonder weibßpersohnen allein vnd Manßpersohnen auch allein, bey straff — 3 fl.“

In St. Wendel wie auch in anderen Orten scheint aber das Hexenläuten weiter geübt worden zu sein; denn am 27. April 1736 wies der Erzbischof Franz Georg von Schönborn die Pfarrer erneut an, zu befehlen, daß während des Monats Mai „kein ärgerliches Nachtgeläute getrieben werde.“

„DE PEFFER IS GEWACHS“

Alte St. Wendeler Bubenspiele

Köstliche Romantik der Kinderjahre! Wieviele Bilder entstehen nun wieder in der Erinnerung. Wenn wir hier und da schon einmal in alten Erinnerungen kramen, dann dürfen unsere schönen alten Bubenspiele nicht vergessen werden, die zum Teil durch die Verkehrsordnung von der Straße verschwinden mußten. Manchem alten St. Wendeler wird das Herz vor Freude lachen, wenn ihm die Spiele seiner Jugendzeit ins Gedächtnis gerufen werden, denen er oblag, als St. Wendel noch so etwas von „Koburg“ war. Es wird sich schon lohnen, in den Spielen unserer Kindheit ein echtes Stück St. Wendel wieder zu Ehren zu bringen.

Also fangen wir einmal mit dem alten „Klickerspiel“ an. Den Ruf „Klicker erschüt!“ die übliche Einleitung zum Klickerspiel, hört man ja heute noch. Und wenn wir nun einmal beim Klickerspiel sind, fallen uns auch die verschiedenen Arten dieses Spieles ein: „Grad oder ungrad“, „Kaulches“, „Dreieck“, „Scheiwelches“. Und die verschiedenen Größen der Klicker! Die „Husse“, das waren die dicken, die „Pinze“, das waren die kleinen.

Wem war es nicht schon „kalt“ und „heiß“ von dem Spiel „De Peffer is gewachs“ und wer hat sich dabei nicht schon die Finger verbrannt? Stundenlang konnte man in Mauerritzen, hinter Steinen und Balken herumschnüffeln, von dem ständigen „heiß, kalt, brennt“ desjenigen begleitet, der den zu suchenden Gegenstand „versteckelt“ hatte.

„Aawer, Baawer, Kesselflicker . . .“ war das Ballspiel zur Freude der Hauseigentümer, die stets gegen die verschmierten Hauswände zu protestieren hatten, ohne das geringste Verständnis für den ungeheuren Spaß der Buben.

„Schluppe durch die Brück, schluppe durch die Brück, der letzte muß be—zah—len.“ Zwei Kinder bilden eine Brücke, indem sie sich mit dem Gesicht zueinanderstellen und die sich gegebenen Hände hochhalten. Alle anderen schlüpften, das Liedchen singend, durch die Brücke. Wer nun bei dem Wort „bezahlen“ unter der Brücke war, wurde festgehalten und gefragt, ob er ein Engelchen oder ein Teufelchen sein wollte. Meistens wünschten sich die durchtriebenen Buben „ein Deuwelje“ zu sein. Die Engel wurden auf den Händen geschaukelt und die Teufel hin- und hergeschüttelt. Dabei wurde gesungen: „Die Engelcher were geschaukelt, die Deuwelcher were geschiddelt.“

„Nohlääfches“ und „Räuwer und Schandarm“ hatten wir immer mit Begeisterung gespielt. Mit viel Sachkenntnis spielten wir „Soldatches“. Aus ganzen Straßenvierteln sammelten wir uns, exerzierten, bewaffneten uns mit Holzgewehren.

Beim „Schinkeglobbe“ zogen es viele vor, schon gar nicht mitzuspielen und sich rechtzeitig zu „verdrücken“. Dafür beteiligten sich aber alle

gern beim „Wiesebengelches“, „Bocksprunge“ und „Zuhallches“. Mit besonderer Freude wurde auch „Peterche, steh off“ gespielt.

Eine Perle unter den Bubenspielen, die recht drastisch zeigt, daß die St. Wendeler Buben kein Blatt vor den Mund nahmen: „De Judd mit'm versch Hudd“. Ueber die Einzelheiten dieses Spieles werden diejenigen, die daran beteiligt waren, ja noch Bescheid wissen. Jedoch kam stets auch wieder bei uns die zarte Seite des Spielens zur Geltung, wenn wir beim Ringelreihen mit den Mädchen im Kreise gingen und mit hellen Stimmen zwitscherten:

Ringle, ringle, Rose,
die Buwe trache Hose,
die Mädcher trache Röckelcher
unn purzele in die Eckelcher.

Es ließen sich noch viele andere Spiele aufzählen, denen wir uns in der sorglosen Kinderzeit hingaben, reine, ungetrübte Freude, die die Natur uns als Vorrat für's Leben schenkte.

NACHTGESPRÄCH IN ST. WENDEL

Richard Wenz, Köln

Schon auf der winterlichen Fahrt in meine Geburtsstadt hatten mich seltsame Empfindungen begleitet. Es war ja etwas nicht gerade Uebliches, fern dem eigenen Heim in das siebente Lebensjahrzehnt einzutreten, das zwiespältige Gefühl nicht bezwingend, seinen Geburtstag, wenn auch als geladener Gast, so doch unter Fremden feiern zu müssen, die ich mir erst durch eine Lesung aus meinen Büchern gewinnen sollte. Irgendeinen Weggefährten meiner sechzig Jahre konnte ich in der Stadt schon deshalb nicht zu finden hoffen, weil ich dort nie länger als nur ein paar Stunden gewilt hatte, um der unbewußt gebliebenen frühesten Kindheit Anknüpfungspunkte zu geben und so die drei gerahmten Wandbilder in der oft gewechselten elterlichen Wohnung lebendig werden zu lassen, sowohl das des Hauses, in dem ich zum ersten Mal in's Licht der Sonne geblickt hatte, als auch die Wendelskapelle mit dem Bruder Hahn und die Herzogin Luise, die trotz ihrem nicht hoffähigen Schritt in die persönliche Freiheit alle Herzen St. Wendels erobert hatte.

Es war aber nicht nur die erwartete menschliche Fremdheit, die mich auf der Reise dem Grübeln überliefert hatte, sondern es kam hinzu, daß ich außer von der Stadt auch von einer parteilichen Kulturbehörde eingeladen worden war, der ich als ministeriell Amtsenthebener nicht gern meine Visitenkarte zeigte, umsoweniger, als ich

von den mißtrauischen Gewalten gerade jetzt noch einmal unter die politische Lupe genommen werden sollte.

Aber ich war wohlthuend überrascht, von allen mir begegnenden Menschen durchaus gastfreundlich, mitunter sogar herzlich wie bei einem Wiedersehen nach langer Zeit empfangen zu werden, was mich besonders erfreute, da zwei Zeitgenossen meines Vaters unter den mich Begrüßenden waren, die ihn als Techniker der Saar-Nahe-Bahn gekannt hatten. Auch den Herren des St. Wendeler Volksblattes, die meine Einladung bewirkt hatten, war ich bald verbunden, und diese anheimelnden Empfindungen verließen mich auch während der beiden folgenden Tage nicht, so daß ich eine mir längst vertraute Luft zu atmen meinte.

Sicher festigte sich meine Stimmung zuletzt noch in der seelischen Atmosphäre, von der ich mich in einem Gespräch mit dem Altbürgermeister Max Müller angeweht spürte, dessen Briefe mich bereits äußerst sympathisch berührt hatten. Den aus der Ferne angesponnenen Gedankenaustausch setzten wir nun fort, als die Hörer meiner Lesung und die Teilnehmer an der Nachsitzung heimgegangen waren. Nur mein um zwei Jahre älterer Bruder, gleich mir ein St. Wendeler Kind, saß mit in dem Dreieck am Tisch, das bald in harmonischem Akkord erklang.

Ahnungen mögen gleich manchen Träumen aus dem Unterbewußtsein aufsteigen; jedenfalls folgen wir oft auch bewußt unbestimmten Antrieben, etwas zu tun, ohne uns klar zu werden, welches die treibenden Kräfte sind. In der langen Unterredung mit dem Verfasser der wohl beispiellos hochrangigen Stadtgeschichte St. Wendels habe ich bisweilen wie vor einer Offenbarung stillgestanden, die mir dunkle Lebenstiefen aufhellte oder doch eigenartige, bisher unbekannte Beziehungen knüpfte. Einiges davon soll hier vermerkt werden, wenn auch der Psychologe um die Erklärung keinen Metaphysiker zu behelligen braucht.

Nach den zuverlässigen Angaben Herrn Müllers war mein Geburtshaus (Neumarkt Nr. 3) um die Mitte der siebziger Jahre, also wohl auch z. Zt. meiner Geburt, nach mehrmaligem Besitzwechsel von dem jüdischen Wollwarenhändler Mendel Schömann aus Bengel angekauft worden, der lange in Amerika gelebt und sich bald das Wohlwollen der St. Wendeler erworben hatte. Gelegentlich eines Papstfestes hängte er abends an die Freitreppe des heute umgebauten Hauses eine Lichtschrift des Inhalts:

Obgleich ich nur ein Jude bin,
so schau ich doch zum Himmel hin
und lasse mir nicht wehren,
das Haupt der Christenheit zu ehren.

Auf meine Frage, ob der Mann auch jüdischer Kulturbeamter gewesen

sei, beschied mich Herr Müller, daß diese Amtshandlungen dem gleichfalls im Hause wohnenden Viehhändler Jakob obgelegen hätten, in dessen größtem Zimmer sich die Juden zum Gottesdienst versammelten, und während er noch sprach, fiel mir ganz spontan ein Reimvers ein, den mein Vater vor fünfzig Jahren als Begleittext der Jakob'schen Ritualschächungen zitiert hatte:

Unser Vater Abraham,
der dem Vieh das Leben nahm,
er hach nit, er stach nit,
er schnitt, er schnitt, er schnitt.

Oder war es nur ein Ulk gewesen, mit dem man das Handwerk des Juden bespöttelt hatte? Genug, der Vers war mir wieder wortwörtlich ins Gedächtnis gekommen.

Ein Rest Kindheitserinnerung, vielleicht auch schon vorgeburtliche Einwirkung dürfte es gewesen sein, daß ich mich jahrelang mit okkulten Dingen beschäftigte und ganz früh eine phantastische Erzählung der Reinkarnation (der Wiederverkörperung) schrieb, die als Vorabdruck sogar in einer spiritistischen Zeitschrift erschien, später jedoch von mir verleugnet wurde. Wie ich durch die Müller'sche Darstellung erfuhr, sollte im Sommer 1876, als meine Mutter mich trug, einigen Kindern im Härtelwald beim Wallfahrtsort Marpingen die Jungfrau Maria erschienen sein, eine aufsehenerregende Kunde, die Zehntausende von Wallfahrern mit einer militärischen Ordnungstruppe herbeizog und auch von meiner Mutter noch oft ehrfurchtschauernd berichtet wurde. Es ist mir zwar nicht bewußt, ob ich beim Niederschreiben meiner mystischen Seelenwanderungsgeschichte an die Marpinger Erscheinung gedacht habe, vermutlich aber war ich innerlich von ihr angeregt, die ausgefallene Idee episch zu gestalten.

Die abenteuerliche Lebensgeschichte der St. Wendeler Luise war mir noch unbekannt, als ich 1920 im Koburger Landestheater saß, um incognito der Uraufführung meines Dramas „Die Mutter“ beizuwohnen, das einen ähnlichen Ehe- und Liebeskonflikt behandelte, wie ihn mir später Bürgermeister Müller von der Herzogin Luise und ihrem mit der Grafenkrone beliehenen Leutnant erzählte, und sonderbar, daß mir das Wandbild der elterlichen Wohnung vorschwebte, als ich in den beiden Parkettlogen die Herzogsfamilie und die des ehemaligen Bulgarenkönigs Ferdinand Platz nehmen sah, denen an meiner Statt der gastierende Geiger Busch vorgestellt wurde. Hatten sich da Fäden von dem Wandbild zum Schützengraben an der Somme gesponnen, in dem das Manuskript entstanden war, oder hatte die Koburger Theater-Intendanz das Stück zur Uraufführung angenommen, weil sie sich des Hofromans vor hundert Jahren erinnerte? Der ehemalige Herzog und spätere SA-Obergruppenführer soll übrigens das Drama mißbilligt haben, wie mir der Intendant mitteilte, wogegen der auch als Naturkundler bekannte Exzar Ferdinand sein Gefallen daran bekundet hatte.

Vielleicht war beiden, jedem auf seine besondere Weise, die noch im Tode schicksalverfolgte Ahnfrau eingefallen, jene St. Wendeler Luise, die gleich der Dramaheldin das geschriebene Gesetz brach, um das ungeschriebene Naturgesetz aufrichten zu können.

In solchen Betrachtungen schien sich mein Gesprächspartner mit mir um so lieber zu ergehen, als er seine Beobachtungen nie an der Oberfläche haften ließ, so daß alle Darstellungen seines Buches Zeugnisse eines tiefeschürfenden Forschers wurden. Er grub jedoch nicht bloß Akten, Urkunden und Chroniken aus; von einem selbstgefundenen Steinbeil wußte er so fesselnd zu berichten, daß ich ihn in einem dörflichen Romangeologen konterfeite, der solch ein Steinbeil im Tuff der Vulkaneifel gefunden zu haben glaubte und sich infolgedessen in die Geheimnisse des heimischen Kraterschlundes versenkte. Die Hauptgestalt eines andern Romans ließ ich den Müller'schen Anregungen zufolge auf ihrer Wanderfahrt an der Wendelskapelle rasten, und nicht weniger verdanke ich dem unvergleichlichen Heimatkundler die schriftstellerischen Intentionen. aufgrund deren ein Saarbergmann seinen Sohn nach dem heiligen Wendalinus tauft und ein nach Marpingen wallfahrender Bildschnitzer aus Lothringen zum geistigen Brückenbauer der west- und ostfränkischen Völker wird, indem er Wegeweiser anstelle der Grenzpfähle errichtet. Dieser gegenwärtig im Entstehen begriffene Roman zeigt einen St. Wendeler im freundschaftlichen Briefwechsel und persönlichen Verkehr mit einem ehemaligen Gegner aus Verdun, die beide in Geschichte, Märchen, Sage und mittelalterlicher Dichtung das Gemeinsame nachbarlichen Verstehens finden.

Auch davon ist in jener St. Wendeler Nacht des Jahres 1936 gesprochen worden. Als wir zwei Brüder dann Herrn Müller zu seinem Schlafzimmer im Hotel begleiteten, rannen ihm Tränen aus den gütigen Augen. Ob er ahnte, daß ihn 8 Monate später der Tod abrufen werde, ohne daß sein unermüdliches Streben ganz zum erwünschten Ziel gekommen war?

DAS SCHATZFEUER AUF DEM GEISSBERG BEI SÖTERN

Nach Lohmeyer: „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes“ II. Aufl. 1924, S. 108, mitgeteilt von M. Knezevic, Lehrerin in Birkenfeld.

Einst ging ein Jude heim nach Sötern, und als er über den Geißberg ging, brannte am Wege ein Feuerchen. Da dachte der Jude, meine Pfeife ist mir ausgegangen, die kann ich mir hier gut wieder anzünden. Er scharfte sich nun Kohlen heraus und legte sie auf die Pfeife, aber sie wollte nicht brennen. Nach mehreren Versuchen steckte er sie ärgerlich in die Tasche. Als er sie daheim anzünden wollte, fand er ein Fünfmarkstück darauf liegen. Am Morgen ging er wieder an die Stelle, wo das Feuer gewesen war und fand so viele Fünfmarkstücke, als er am Abend vorher Kohlen herausgescharrt hatte.

SEIGEHANNESSE TISCH

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Auf dem Dreieberg, einer Anhöhe des Friedeberges bei Hirstein, liegt, von einer dichten Schlehdornhecke umgeben, ein großer mit Moos bewachsener Steinwürfel. Der Flurteil, wo der gewaltige Stein liegt, heißt Pennel. Der Volksmund nennt den Stein „Seigehannesse Tisch“, weil nach einer Sage hier vor langer Zeit ein Schweinehirt aus Hirstein, Johannes mit dem Namen, die Säue des Dorfes hütete und den Stein als Tisch benutzte, wenn er sein Essen verzehrte.

Wenn der Stein in Hirstein oder Wolfersweiler Mittag läuten hört, — so sagen die Hirsteiner — dreht er sich dreimal um.

Diese Sage ist ohne genauere Lagebezeichnung des Steines ähnlich aufgezeichnet bei Carl Lohmeyer „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes“ — Saarbrücken, 1923 —.

„Gelernte Leute aber glauben, der Stein sei in alten Zeiten wohl als Opferstein gebraucht worden“, heißt es in dem Aufsatz „Eine Reise nach dem Friedeberg“ (Lesebuch für Volksschulen des Fürstentums Birkenfeld; E. Keßler, Idar, 1913). Die Form und die Größe des Steines und dazu die Sage, daß der Stein sich beim Geläute dreimal umdrehe, lassen die Deutung zu, daß es sich um einen heidnischen Opferstein handelt. Solche „Läutesteine“ sind allenthalben im Lande anzutreffen, z. B. eine Felsgruppe beim Dorfe **Börfink** (Hunsrück), ein großer Steinblock am Judenkirchhof in **Kaiserswerth**, ein Felsblock in der Aue bei **Barmen**, der Lüggestein unweit **Uckerath** auf der Mooser Heide, ein Findlingsblock in der Nähe des ehemaligen Koblenzer Turmes in **Duisburg**, der Fraustein bei **Windhausen** (Oberhessen) und andere.

Die Bemerkung von dem heidnischen Opferstein enthält wohl einen Hinweis auf den Grund des Umdrehens, den die Sagen von den genannten Steinen deutlich erkennen lassen. Es ist der Haß und Abscheu jeglichen heidnischen und teuflischen Wesens vor dem Geläute. Das Volk konnte sich die Herkunft der im Lande hier und da liegenden gewaltigen Blöcke oder Findlinge nicht erklären und so entstanden sagenhafte Deutungen von Riesen und vom Teufel, die diese Steine gegen die neuerstehenden Kirchen mit deren Glocken schleuderten. Weithin verknüpft sich mit diesem Sagenzuge dann der Volksglaube, daß der Böse selbst im Grabe noch keine Ruhe findet, und so mag denn die Sage von Seigehannesse Tisch und den anderen Läutesteinen im Laufe der Zeit entstanden sein. Und wenn man den Seigehannes an seinem „Tische“ sitzen sieht, kann man an das alte Volksmärchen „Tischlein deck dich“ denken, das Wilhelm Wagner („Unsere Vorzeit“, 1887 —) in Beziehung bringt mit Donar, dem Gott des Ackerbaues, der das Saatkorn aufkeimen ließ und den segnen-

spendenden, befruchtenden, warmen Gewitterregen spendete. In dem Tischlein des genannten Märchens will man die nährende Mutter Erde erkennen.

Zu der Namengebung des Friedeberges ist folgendes zu bemerken: Als die fränkische Einwanderung bei uns geschah, gaben die Ansiedler ihren Niederlassungen die Namen ihrer verlassenen Heimat, und unsere Flurnamen weisen in zahlreichen Fällen das gleiche Gepräge mit hessischen auf. Für den Fall Friedeberg bei Hirstein dürfte Friedberg in Hessen gelten. Auf der Höhe des Friedeberges hat man Ansätze einer Fliehburg entdeckt. Am Abhange des langgestreckten Berges verläuft auf der Hirsteiner Seite ein alter, jetzt unbenutzter Weg, der im Volksmund „die alt Eisebahn“ genannt wird. (Anklänge an die uralte Eisenstraße).

TÜRKISMÜHLE

Türkismühle liegt in einer Talschlucht am Fuße eines Hunsrückausläufers, unweit der Stelle, an der die Nahe entspringt. Drei Täler stoßen hier zusammen: Das Walhauser Tal mit dem Furtbach, das Sötertal mit dem Söterbach und das Nahetal. Sie vermischen an dieser Stelle ihr silberhelles Wasser, um gemeinsam zum Rheine zu wandern. Auf drei Eckpfeilern ruht hier ein selten schönes Himmelsblau. Der 488 m hohe **Türkenkopf**, der seinen Namen von dem Besitzer der im vorigen Jahrhundert noch stehenden Mühle im Talgrunde herleitet, wo jetzt das auch nach seinem Namen und seiner Mühle benannte Türkismühle sich befindet. Der Meckenheimer Hang und der dahinterliegende Wald mit dem Dorfe Meckenbach, das vermutlich auch Meckenheim hieß, waren im Besitze der Grafenfamilie von Meckenheim, die in dem Städtchen Meckenheim bei Bonn ihren ständigen Sitz hatten. In der unruhigen Zeit der Bauernkriege wurde das Schloß mehrmals geplündert und schließlich eingäschert, worauf die Familie nach Frankreich auswanderte. Nachkommen davon, die Chevaliers von Mequenem, wohnen heute noch in Bourges (Frankreich). Die schon genannten Bergkuppen treten hier so nahe an die Ufer heran, als wollten sie das muntere Flößchen auf seinem Wege nach dem Rhein aufhalten. Da wo der Eber zur Tränke kam und der Wolf das Haus umheulte, und wo der Uhu seinen Ruf erschallen ließ, stand etwa 100 m unterhalb der Söterbachmündung die Türkis-Mühle. Außerdem stand in früheren Jahrhunderten ein in den 80er Jahren verbranntes Forsthaus am Meckenheimer Hang. Eine durch das Tal führende Straße diente dem Durchgangsverkehr zwischen dem Rhein und der Saar. Hier in der Türkis-Mühle, in der auch eine kleine Schankwirtschaft betrieben wurde, kehrten die

Bewohner der oberen Nahegegend ein, wenn ihr Weg sie vorbeiführte. Es war gegen Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts, da begann der Bau einer Eisenbahn von Bingen die Nahe aufwärts. Das Dornröschen Türkismühle wachte auf. Es hub ein Graben, Schaffen, Bohren und Sprengen an, wie man es hier noch nie erlebte. Hunderte von Arbeitern aus nah und fern waren daran, mit geschäftigen Händen dem Dampfproß einen Weg durch unsere Gegend zu bahnen. Auf der rechten Naheseite, in der Nähe des Mühlchens, wurde der Bahnhof erbaut. Als 1860 der Betrieb eröffnet wurde, und das Dampfproß keuchend seinen Weg fuhr, begann ein neues Zeitalter für Türkismühle, das seinen Namen nach dem einsamen Mühlchen erhielt. Mit der Zeit entstanden Gast- und Geschäftshäuser, ein Postamt wurde errichtet, Handel und Verkehr blühten auf.

Die seit 1897 eröffnete Hochwaldbahn Türkismühle—Trier gab dann der Siedlung eine erhöhte Bedeutung. Die Strecke stellte eine Verbindung des Nahetals und des Saargebietes mit der südlichen Eifel dar. Nach dem Weltkrieg 1914—1918 wurde Türkismühle Grenz- und Zollstation gegen das Saargebiet. Es entstanden die Zoll- und Eisenbahnsiedlungen für die Beamten des Zolls und der Bahn.

Anfangs des Jahres 1933 begann abermals ein reges Leben und Treiben im Ort. Es wurde der Grundstein zu einer neuen Eisenbahnlinie Türkismühle—Kusel gelegt, einer Verbindung des oberen Nahetales und des Saargebietes mit der Pfalz. Türkismühle wurde Eisenbahnknotenpunkt.

Politisch gehörte Türkismühle zu der Gemeinde Nohfelden im ehemaligen Fürstentum Birkenfeld. Dieses kam 1815 durch einen Beschluß der versammelten europäischen Fürsten in Wien zum Großherzogtum Oldenburg. 1937 wurde das Birkenfelder Land der Rheinprovinz einverleibt.

Der zweite Weltkrieg brachte die fast völlige Zerstörung des Ortes Türkismühle. Am 22. Februar 1945 wurde der Ort durch Fliegerangriff schwer heimgesucht. Der Bahnhof, das Postamt, die Gasthäuser, in denen so mancher Reisende gastliche Aufnahme fand, wurden dem Erdboden gleichgemacht, so daß Türkismühle bei Kriegsende einen trostlosen Eindruck machte. Im ganzen hatte Türkismühle 45 Fliegerangriffe erlebt, wobei elf einheimische Personen den Tod fanden.

Der Wiederaufbau des zerstörten Ortes konnte nur sehr langsam vor sich gehen, da es in den Nachkriegsjahren an den nötigen Baumaterialien fehlte, und zuletzt die Währungsreform manchem Geschädigten einen Wiederaufbau unmöglich machte. Das Bahnhofsgebäude mit Gaststätte ist in kleinem Maße wieder errichtet worden, jedoch wird demnächst mit dem Neubau eines größeren Bahnhofs-

gebäudes begonnen werden, da Türkismühle erneut Zollstation geworden ist.

Seit dem 20. Juli 1946 ist Türkismühle dem Saarland angegliedert. Es ist bestrebt, die Wunden zu heilen, die ihm durch den letzten großen Krieg zugefügt wurden. Die Eingliederung in das Saarland bedingte dann auch die Errichtung einer Schule; denn der Ort war mit über 500 Einwohnern und über 70 schulpflichtigen Kindern ohne Kirche und Schule. Bis zum Bau eines eigenen Schulgebäudes ist in einem Hause der Firma Villeroy & Boch ein Schulsaal eingerichtet worden. Unter großem Jubel der Schulkinder, die den Schulsaal festlich geschmückt hatten, fand am 5. Mai 1947 der erste Unterricht statt.

Seit einigen Monaten macht auch der Bau einer katholischen Kirche in der Gemeinde gute Fortschritte; ihre Einweihung wird am 1. August 1948 stattfinden. Mit der Einweihung feiert Türkismühle in diesem Jahr zum ersten Mal seine Kirmes, die von da ab alljährlich am ersten Sonntag im August stattfindet.

DER WENDELSBRUNNEN

Richard Wenz, Köln, geb. 12. 12. 1876 in St. Wendel.

Altes Kirchlein, morsche Klause,
gluckernd Brunnchen unterm Stein;
talher glöckelt es: Nach Hause,
lädt zu Rast und Frieden ein.

Ehrfurcht grüßt das Bild des Hirten,
dem der Mutter Gruß schon galt,
wenn mit Pilgern, weltverirrten,
sie im Glauben hergewallt.

Gottes Odem schauert Kühle
durch den einsam stillen Raum,
und geschlossnen Auges fühle
ich mich selig wie im Traum.

Sel'ger Traum! Vom lauten Hasten
draußen lisch hier jede Spur;
schläfernd lausche ich im Rasten
dem Getick der Totenuhr.



DIE BAUERN VON UREXWEILER UND DER HOFNARR

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Das Frühjahr schickte sich an, seinen leuchtenden Bogen über das Land zu spannen und allenthalben dachten die Bauersleute, daß es Zeit sei, den Hafer zu säen. Da kam mir eine heitere Geschichte in den Sinn, die man in Urexweiler viele Jahrzehnte lang forterzählte. Heimerde und Herkunft hatte sie den Bauernsöhnen mitgegeben. Aber da sie fast vergessen war und mir vor Jahren aus dem Munde der Dorfbalten halb geschichtlich und halb sagenhaft erzählt worden ist, habe ich sie niedergeschrieben, daß sie weiterlebe in den Herzen der Dorfgenosser.

Zu der Zeit, als das Dorf Urexweiler zum Fürstentum Nassau-Saarbrücken gehörte, ließ Fürst Ludwig seine Untertanen aus diesem Dorfe eines Tages mit ihren Gespannen nach Saarbrücken beordern, da er eine Straße nach Dudweiler bauen ließ, wo die Bauern Fuhrdienste verrichten sollten. Es waren ihrer wohl dreißig Mann, die bei Dudweiler wochenlang Fronarbeit leisten mußten. Aber da es Frühjahr war und der Hafer gesät werden sollte, murrten die Bauern, wenn sie unter sich waren und ballten die Fäuste in den Hosentaschen, schwenkten aber die breiten, dreieckigen Hüte, wenn Serenissimus kam, und sie riefen:

„Use gnädige Herr FÜRCHT soll lewe!“ In ihrem Unmut tranken sie Branntwein, wetterten gründlich gegen ihren Landesherrn und mußten dafür manchen Strafbatzen in die fürstliche Kasse zahlen. Aber ein Schlaukopf unter ihnen kam auf den nicht üblen Gedanken, daß es gut wäre, sich mit dem Hofnarren zu halten, den der Fürst zur Belustigung des Hoflebens hielt, der könnte mehr wagen als die Bauern selber oder irgendein Höfling und auf seine Weise dem Landesherrn das Anliegen der Bauern vortragen. Niemand wie der Narr könnte seine Meinung frei heraus sagen und ihnen zur Befreiung von der Fronarbeit verhelfen. Einmütig waren die Bauern mit dem Vorschlag einverstanden. Als der Fürst am nächsten Tage den Straßenbau besichtigte, war auch der Hofnarr da. Die Bauern nahmen den Narren beiseite und weihten ihn in ihr Anliegen ein. Gegen einen Batzen Geld und eine Anzahl Hausmacherwürste versprach der Narr seine Hilfe. Und so setzten die Bauern alle Hoffnung auf ihn.

Am folgenden Tage machte sich der Hofnarr auf dem Saarbrücker Schloßhofe mit einer langen Gerte zu schaffen, er maß damit umständlich, schlug Pfähle ein, kritzelte Krähenfüße auf ein Blatt Papier und schüttelte sein Narrenhaupt. Er tat dies alles mit auffälligen Bewegungen, damit der Fürst es sehen sollte. Fürst Ludwig, der ihn vom Fenster des Schlosses aus beobachtete, rief ihm zu: „He, — was treibst du da für sonderbare Faxen?“ — Darauf gab ihm der Narr zur Antwort: „Ja, weißt du, Bruder Ludwig, wir müssen ja noch

eine große Zehntscheuer in Urexweiler bauen, in welche der Hafer eingerntet wird, den die Exweiler Bauern draußen bei Dudweiler säen!“ — Dem Fürsten gefiel der Einfall seines Hofnarren und er zeigte sich verständig. Die Bauern wurden aus der Fronarbeit entlassen, freudig fuhren sie nach Hause und konnten nun endlich ihren Hafer säen. Der Hofnarr erntete aber auch den Dank der Bauern, denn diese vergaßen nicht, ihm einen anständigen Batzen und die versprochenen Hausmacherwürste zu schicken.

Aber auch eine Zehntscheune wurde gebaut. Bei dem Hause des fürstlichen Jägers in Urexweiler, man nennt es heute noch Jäersch Haus, hat sie gestanden. Vor Jahren hat man die baufällig gewordene Scheune niedrigerissen.

Urexweiler (= Oberexweiler im Gegensatz zu Thalexweiler); ursprünglich Exweiler (Weiler des Eggo) gehörte von 1122—1381 den Grafen von Saarbrücken-Ottweiler, 1381—1728 von Nassau-Saarbrücken-Ottweiler, 1728—1793 den Fürsten von Nassau-Saarbrücken-Ottweiler (Oberamt Ottweiler), 1798—1813 französisch (Mairie Urexweiler, Kanton Ottweiler, Arrondissement Saarbrücken), 1816—1834 sachsen-coburgisch, ab 1834 preußisch (Kreis St. Wendel). Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken regierte von 1768—1793.

DER PETERSBERG UND DER „FREIE“ PETERSMARKT

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Im nördlichen Teil des Kreises St. Wendel erhebt sich zwischen den Dörfern Schwarzenbach und Bosen der Petersberg. In den Wetterbeobachtungen des Volkes spielt dieser Berg heute noch eine bedeutende Rolle. Oft war die Umgebung des Berges von Schadenwettern und Gewittern heimgesucht. Ihre natürliche Erklärung finden diese Unwetter in der Tatsache, daß die Gewitter entweder von Südwesten durch das Tal der Prims oder von Nordosten, dem südlichen Kamm des Hunsrücks entlang, aufziehen und auf den Petersberg treffen. Tiefhängende Wolken „stoßen sich an den Berg“, „kommen nicht über den Berg“, stellen die Leute seit alters her fest. Der Berg versperrt ihnen den Weg, sie entladen sich, oder sie weichen nach den Seiten aus und gehen vor dem Schaumberg oder dem Hochwald nieder. So kennt man den Petersberg von altersher als verhängnisvollen Wetterberg.

Der Name des Berges und alter Volksglaube lassen darauf schließen, daß sich hier in vorchristlicher Zeit eine heidnische Verehrungsstätte befand. Er galt einstmals wohl als Berg Donars, des Gewittergottes, der die flammenden Blitze schleuderte und den segenspendenden Regen sandte. In weitem Umkreis sah das Volk später den Berg als Sitz böser Geister an, besonders der Wetterhexen. Wenn die Aehrenfelder durch Hagelwetter verwüstet, Menschen und Tiere krank wurden, dann war das der Hexen Wille und Werk. Der Chronist berichtet,

daß im Jahre 1634 eine vor dem Hochgericht in Neunkirchen angeklagte Frau auf der Folter gestanden habe, daß sie an einem Hexensabbat auf dem Petersberg teilgenommen und mit ihren Genossinnen verabredet habe, die junge Saat durch Reif zu verderben.

In der Nacht zum ersten Mai sollen aus der Umgebung die Hexen zu einem teuflischen Gelage hier zusammenkommen. Das ist Nachklang des Volksglaubens an den Gewittergott Donar, aber abgewandelt unter dem Einfluß der christlichen Zeit, in der die alten Gottheiten sich in unholde Wesen umwandelten.

An den Stätten der Donarheiligtümer entstanden unter christlichem Einfluß vielfach Peterskapellen, wie auf dem Heiligenberg bei Heidelberg und an Stelle der von Bonifatius gefällten Donareiche bei Geismar. So erbaute man auch, um Donar aus der Vorstellung des Volkes zu verdrängen, auf dem Gipfel unseres „Donar“-berges bei Bosen eine Kapelle. Jahrhundertlang wallfahrten die Gläubigen zu diesem dem heiligen Petrus geweihten Kirchlein. Zu Ehren des Heiligen gab man dann auch dem Donar- oder Hexenberg den Namen Petersberg.

Vogt Johann VI. von Hunolstein, der das beim Petersberg gelegene Dorf Bosen von Kurtrier zu Lehen trug, ließ sich am 29. April 1578 von Kaiser Rudolf II. einen Markt genehmigen, der auf dem Petersberg am Montag nach dem Feste Mariä Himmelfahrt gehalten wurde. Ueber diesen sogenannten „freien“ Petermarkt, der sich aus den Wallfahrten entwickelt hatte, berichtet ein Weistum aus dem Jahre 1623.

„Der scheffen weist, sie erkennen ihren gnedigsten churfürsten zu Trier eines theils, vnd dan einen vesten vnd gestrengen junker von Sötern zum andern theil gemeine herren, jedoch den churfürsten vor einen vorgänger.

Jtem, ein jedtweder becker, welcher auff diesem freyen Petermarkt feyll hält, ist den herrn schuldig vor vier pfennig brodt, oder vier Pfennig (in Bar), welches die herrn am liebsten haben, sollen sie heben. Jtem ein jeder wirt, der wein feil hat, ist schuldig den herrn ein sester weins, oder so viel gelts, als sein wein gilt. Jtem, ein jeder koch ist den herrn schuldigh ein hammels- oder kalffs ehrenbraten oder dafür 6 albus, welches den herren gefelt. Jtem ein jeder seltzer so feil hält, ist den herren schuldig ein sester saltz oder souill gelts, als ein sester gilt. Jtem, ein jecklicher Kremer, hudtmacher, schmit, lauer, hoffner, in summa, welcher mit wahr eine platz belegt oder besticht, ist schuldig den herrn vier pfennig, die seyler jedoch ausgenommen, die geben nichts.

Jtem, wen es sach wehre, das sich etliche vbel hielten, mit schlägen, diebstall oder anderen vnbillegkeiten, als den sollen die marckhueter

oder der bodt zum negsten seyler gehen, vnd bey dem syl gnug hohlen, die vbertretter der gerechtigkeit darmit zu binden, aber die andern seyler sollen ihme zu stewr kommen.

Item, wan einer dieses markts freiheit mit henden oder mit dem mundt brechen vnd er begriffen wurde, so soll man ihnen in vnsers g. H. von Trier lötschen führen, vnd daselbsten burgen von ihme fordern, kan er burgen geben, so soll man ihnen sein kaufmannschafft treiben lassen, kan er aber nit burgen geben, so soll man ihnen nacher Sötern inss schloss gefenglich führen, biss auff den mitwoch, dan soll man ihnen aus dem gefencknuss nemmen vndt auff die bruck stellen, vndt da sollen die gemeine herrn ihme gefangenen recht sprechen.

Item, wan einer wehren, der die marckfreiheit mit mundt oder mit handt breche, vndt wurde nicht auff dem markt gegrieffen, man weiss oder kan erfahren, wohe derselb daheimb seye, alsdann sollen die gemeine Herrn dessen obrigkeit zu schreiben, ihnen zu zwingen zu Soetern auff die brück zu kommen, vnd sich daselbsten wegen der vbertretung mit den herrn zu vertragen.

Item weist der scheffen, dieses Petermarkts freyheit gehe ein bahu-meyllen wegs.

Item, wan ein wirt besseren wein vor andern hette, vnd so das fass nicht vnder einem halben fuder hielte, so solle dem wirt, dem wein zu ehren, vor seine lötschen ein krantz gesteckt werden, vnd ist der wirt dafür schuldig einem jedern herrn ein mass wein.

Item, die gemeine Herren sind dem scheffen des montags, wan sie dass geseye geben, vnd des dienstags, wan der marckt ein endt nimbt, ein ehrliche mallzeit zu geben schuldig.

Item, ein jeglicher wirt, so auff diesem markt wein feil habe, ist den scheffen schuldig von einem jeden fass ein halbe mass wein“. (Aus: J. Grimm „Weistümer“ Band II, Seite 104—105).

Für die weite Umgebung war der Petermarkt von großer Bedeutung. Mit der Zeit wurde er auf Pfingstmontag und Pfingstdienstag verlegt. Eine Anzahl Wege, die von allen Seiten auf die Höhe des Berges führte, ist noch vorhanden. Im Jahre 1826 verlegte man den Markt nach Sötern, weil aber Spiel und Trunk überhand genommen hatten und alljährlich Schlägereien vorkamen, wurde er im Jahre 1838 auf Antrag der Ortsbehörde aufgehoben. Es wird erzählt, daß mancher Bauer, der mit einem Stück Vieh zum Markte gezogen war, am zweiten oder dritten Tage ohne Tier und Geld vom Berge herabkam. Die Peterkapelle ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts verfallen. Auch der Petersbergerhof, der teilweise mit den Steinen der Kapelle erbaut war, ist verschwunden. Aus seinen Steinen errichtete man 1863 das Hofhaus zu Eiweiler am Fuße des Berges.

DIE RESOLUTE GASTWIRTIN

Eine Episode, erzählt von Hans Klaus Schmitt nach Aufzeichnungen des Seilermeisters Heinrich Scherer (+ 5. 11. 1940) Urenkel der Lammwirtin Wassenich geborene Baltes aus Urweiler.



Im Frühjahr 1814 hatte das St. Wendeler Land über zahlreiche Truppeneinzüge zu klagen. Nachdem der große Korse mit dem Rest seines Heeres über den Rhein nach Frankreich zurückgezogen war, folgten preußische und russische Truppen. Daß das Städtchen St. Wendel noch nicht am Ende seiner Drangsale angekommen war, bewies die Ankunft dieser neuen Gäste. Wie eine Uberschwemmung fluteten sie in das heimatliche Land. Da waren in St. Wendel die Häuser mit Einquartierten vollgestopft bis unter die Ziegel und der Chronist bemerkt, daß nach dem Hauptdurchmarsch kaum noch eine Brotrinde übrig blieb, an der eine Maus hätte knabbern können. Ausschreitungen schlimmster Art leisteten sich die Preu-

ßen wie die Russen, mochten es einfache Musketenträger oder Offiziere sein. Besonders die straffe militärische Erziehung der Preußen erlitt manchen Schiffbruch. Sogar vor der Frauen Ehrbarkeit machten die Soldaten nicht halt, was aber auch die Veranlassung gab zu mancher ungewollten Abfuhr.

Damals schaltete und waltete im Gasthaus zum Lamm bei der Kirche die ebenso tüchtige wie hübsche Wirtin und Hausfrau des Bürgers Wassenich. So blitzblank wie ihre Schankstube war ihre Sitte und Ehrenhaftigkeit. Ein preußischer Leutnant, der bei ihr ein gastliches Dach gefunden hatte, machte ihr mit zudringlichen Liebenswürdigkeiten den Hof; er kam damit aber an die falsche Adresse. In der Schankstube gab es einmal Disput auf Disput, bis die Wirtin ihm eine derbe Ohrfeige gab. Der Leutnant stand da eine Weile mit verzerrtem Gesicht und suchte den Vorfall durch ein Lächeln zum Scherz umzubiegen; es gelang ihm aber nur ein häßliches Grinsen, und nach einer stummen Verbeugung wollte er das Gastzimmer verlassen, als sich ihm die Wirtin in den Weg stellte, und dabei die Fäuste in die Hüften stemmte. Da aber gingen die Wogen hoch, der Leutnant zog den Degen, den die nicht ängstliche Wirtin kurz entschlossen seiner Hand entwand, über's Knie durchbrach und dem Ent-

waffneten die Stücke vor die Füße warf, indem sie ihm auf treffende St. Wendeler Art klarmachte:

„Eich bin zwar nor e Frau onn kann met Dege net fechte, awer wenn Ehr met mer in de Hof gehn, do stehn zwei Strunkbeseme, do fechte mer met nanner, onn do werd sich's bewaise, wer packt!“

Da gab es ein Hallo in der Schankstube und der kecke Offizier konnte seinen unehrvollen Rückzug antreten.

DAS PORTAL DER ABTEIKIRCHE ZU THOLEY

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel
(Siehe Bildtafel XV)

An kirchlichen Bauten ist immer eine Stelle, welcher der Baumeister seine besondere Liebe zugewandt hat: das Portal. Hier sammelt sich wie in einem Brennpunkt sein Wissen und Können, sein Künstlertraum und seine Gottessehnsucht. Hier spricht der Erbauer seine eigene Sprache und — die seiner Zeit. Die großen Linien gibt der Stil der Zeit, der aus ihr erwuchs und sich in Stein formte. Aber die Feinheiten, die verborgenen Schönheiten, die Auswahl der Figuren, die Schlichtheit oder der Reichtum der Ornamente, das ist die geheime Sprache des Schöpfers, die er zu denen spricht, die liebend und suchend seinem Werke nahen, bereit, zu schauen und zu entdecken.

Eine versunkene Welt, eine versunkene Innigkeit und Hingabe wird vor uns lebendig, wenn wir vor dem einstmaligen Wunderwerke des Portals der Tholeyer Abteikirche stehen. Da feiert der Romanismus seine Triumphe, die bis auf unsere Tage das hohe Lied der Bauhütten von Paris und Reims singen. Zum ersten Male ließ hier bei uns die junge Gotik das figürliche Element über die Portalbogen hinaus auf die Laibung treten. Und während sie die Bogenkehlen mit den noch stark stilisierten Gestalten der klugen und törichten Jungfrauen füllte, wies sie dem siegreich aus dunkler Grabesnacht erstehenden Christus das Tympanum zu. Links und rechts von dieser geschlossenen Rundung aber traten dem Beschauer auf vorgekragten Fialen die Figuren der Verkündigung entgegen. Nur der Engel ist von dieser Szene erhalten geblieben. Aber gerade an ihm hat der Romanismus seinen großen Wurf getan. Mögen Wind und Wetter, die nicht sanftiglich den Schaumberg umbrausen, noch so viel an dem Kunstwerk zerstört oder abgeblättert haben, es ist dennoch genug des Schönen stehen geblieben, um unsere Figur zum allerbesten zu zählen, was die Frühgotik diesseits der Alpen geschaffen. Man hat mit Recht diese Figur, die heute den Glanzpunkt des kleinen aber an köstlichen Dingen reichen Abteimuseums bildet, die „Mona Lisa des Nordens“ geheißen. Unsere Vorfahren waren freilich prosaischer, als sie den Engel nach seinem Standorte am nahen Brühle die „Brühl-Lies“ nannten. Neuer-

dings hat die Schriftstellerin Marga Thome diesen „Engel von Tholey“ in einer wundervollen Erzählung besungen. Die wunderbare Schönheit des Kunstwerkes aber läßt uns erst die Größe des Verlustes ermessen, den unsere heimische Kunstgeschichte erlitten, als die Unbilden der Witterung oder vielleicht eher noch rohe Hände sein Gegenüber, das Bild der lieblichen Gottesmagd, zerstörten.

Wie überhaupt bei der mittelalterlichen Portalkunst, so steht auch hier der ganze Figurenkreis in einem inneren Zusammenhang, indem er eine monumentale Verherrlichung der Heilsgeschichte veranschaulicht. Auch die Bogenfüllungen lassen sich zwanglos diesem Gedanken eingliedern. Sie versinnbildlichen in den klugen und törichten Jungfrauen, allerdings stark verkürzt, das jüngste, durch die Erlösung bedingte Gericht.

Wir kennen nicht den Meister des Tholeyer Portals, welches das letzte Aufleuchten des Romanismus am Schaumberg darstellt. Wir können nur feststellen, daß es von Kunst und Können eines Unbekannten und von der tiefen Frömmigkeit der Menschen vergangener Jahrhunderte Zeugnis ablegt, von Menschen, die alles, was sie an Schönheit und Schmuck gestalten konnten, zusammenbrachten zum Schmuck ihres Gotteshauses, die ihr Bestes gaben und nicht danach fragten, ob ihnen auch Ruhm und Ehre zu Lebzeiten oder von der Nachwelt zukämen.

Quellennachweis: Max Müller, Der Schaumberg, das Wahrzeichen des St. Wendeler Landes (1929); Walter Zimmermann, Gotische Kirchen an der Saar i. Sonderheft 1. u. 2/1929, Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz (Bonn).

VERGESSENE EISENINDUSTRIE IM HOCHWALD

Karl Wagner, Nonnweiler

Wenn man heute die romantische Landschaft des Hochwaldes mit ihren ausgedehnten Gebirgswäldern und einsamen Tälern durchwandert, so vermutet man kaum, daß in vergangenen Zeiten, namentlich in der Umgebung von Nonnweiler, eine bedeutende Eisenindustrie beheimatet war.

Dem aufmerksamen Beobachter der Bodenformen, über die er vielleicht wandert, kann es nicht entgehen, daß kleinere Oberflächenbildungen unserer Landschaft den Charakter des natürlich Gewordenen nicht tragen. Viele Erdanhäufungen, auf denen nun längst Baum- und Buschwerk wächst, oder Vertiefungen, die im Laufe der Zeit zu Weihern geworden sind, tragen die Spuren ehemaliger menschlicher Arbeit. Hier wurde in früheren Zeiten Eisenerz geschürft. Diese Erzvorkommen im Hochwalde bildeten die Grundlagen für die Entwick-

lung einer Eisenindustrie, die im 17. und 18. Jahrhundert einem großen Teil der Hochwaldbewohner die Haupterwerbsquelle bot.

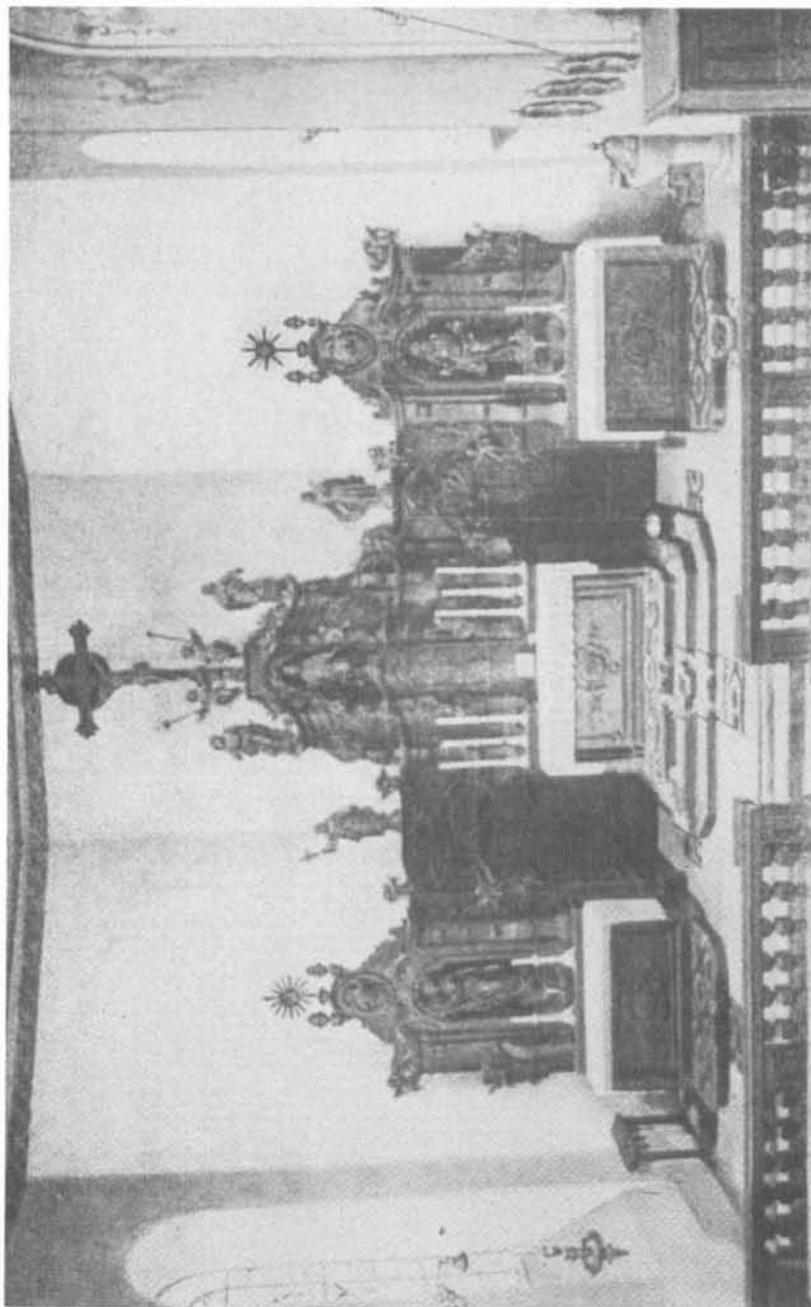
Aber die Erzvorkommen allein hätten den Aufbau dieser Industrie nicht vorangetrieben, wenn die gewonnenen Erzsteine nicht auch an Ort und Stelle hätten verhüttet werden können. Die zum Schmelzen der Erze erforderlichen Kohlen lieferte der Wald mit seinem ungeheuren Holzbestand, und die zahlreichen Bäche trieben die Poch- und Hammerwerke. Die Wälder mit ihren hoch- und dickstämmigen Buchen, Eichen und Tannen bildeten das natürliche Holzreservoir, aus dem man die Holzkohle für den Betrieb der Schmelz- und Glühöfen für lange Zeit gewinnen konnte.

Schon im Jahre 1560 wird bei Abentheuer ein Schmelz- und Hammerwerk als Eisenhütte erwähnt, und in demselben Jahre soll auch ein Eisenwerk an der Prims, eine halbe Stunde unterhalb Tiergartens, schon „in Flor (= Blüte) gewesen sein.“ Aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts rücken diese alten Hütten wieder in das Blickfeld des Geschehens, als nämlich Ernst Ludwig, Freiherr Vogt von Hunolstein, Herr zu Züsch und Sötern, den belgischen Ingenieur Remaclus Joseph d'Hauzeur *) beauftragt, in seinem Gebiet neue Eisenwerke zu errichten und alte zu restaurieren.

De Hauzeur war ein französisch sprechender Wallone und auf dem Gebiete der Eisengewinnung ein Fachmann. Er erschien im Jahre 1696 mit seiner Familie zu Züsch und brachte eine größere Anzahl wallonischer Hüttenarbeiter mit. Die immer stärker werdende Einwanderung dieser Wallonen änderte mit den Jahren völlig das Bevölkerungsbild der Gegend. Der ehemalige evangelische Pfarrer Mertens von Züsch, der Verfasser des umfangreichen Geschichtswerkes „Geschichte der Herrschaft Züsch“ (1904/5) berichtet, daß die wallonischen Familien der Hüttendörfer gegen Ende des 18. Jahrhunderts an Einwohnerzahl dreimal stärker gewesen seien als die Einheimischen. Dieses Größenverhältnis galt natürlich nur für die Züscher Hüttendörfer. Aber auch bei den Werken von Bierfeld, Nonnweiler-Mariahütte und Kastel arbeiteten viele Wallonen. An diese Hütten- und Waldarbeiter erinnern die noch heute in unserer Gegend zahlreich vertretenen Familiennamen Detemple, Sossong, Dupre, Dupong, Rosar, Puhl, Mathieu usw.

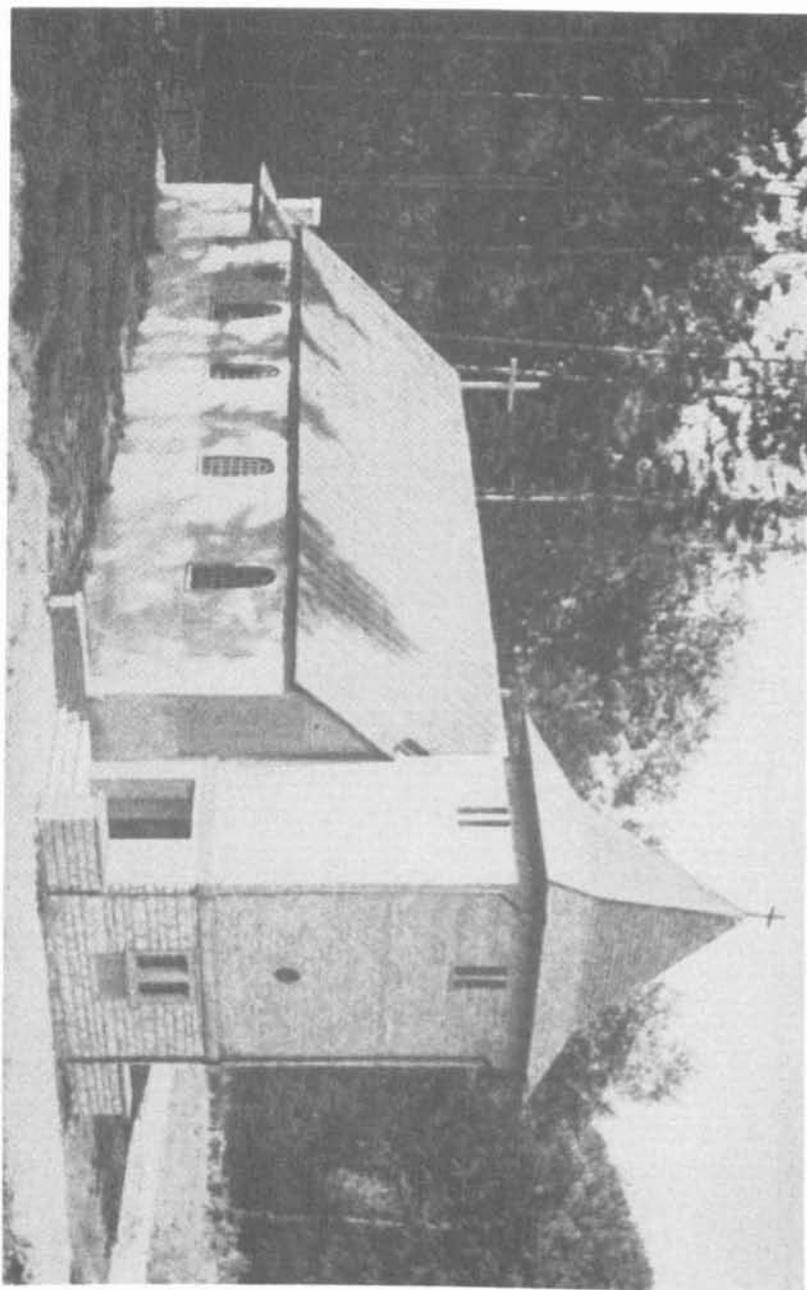
De Hauzeur, dessen Name auch bei der Gründung des Neunkirchener Eisenwerkes vorkommt, richtete zunächst ein Werk im Königsbachtal bei Züsch ein. Später nahm er das Werk Abentheuer und das bereits erwähnte Werk am Oberlauf der Prims wieder in Betrieb. Die Arbeiter De Hauzeur's waren meistens Holzfäller, Kohlenbrenner, Erzgräber, Schmelzer und Gießer. Sie wohnten teils in Baracken in der Nähe ihrer Arbeitsstätten, teils hausten sie in einsamen Waldhütten.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts rief der Belgier das unterhalb Nonnweiler gelegene Werk „Ad beatam Virginem“ (Mariahütte) zu neuem



DIE BAROCKALTÄRE IN DER PFARRKIRCHE ZU FREISEN

vgl. gleichlautenden Aufsatz, Seite 126



Leben. Die Buss, wie die Mariahütte im Volksmund genannt wird, liegt größtenteils auf Braunshausener Gemarkung. Ihre Arbeiter wurden als damalige Pfarrangehörige der lothringischen Pfarrei Kastel auch von Kastel aus seelsorgerisch betreut. Pfarrer Torsch, der Kirchenchronist der Pfarrei Nonnweiler des Jahres 1800, nachmaliger Dozent an der Trierer Universität, berichtet, daß die Buss folgende Werke besäße: 3 Hämmer, 1 Schmelz, 1 Schneidmühle, 1 Mahlmühle, 1 herrschaftliches Wohnhaus und einige Arbeiterwohnungen. Ein Hammerwerk und eine Eisenschneidmühle nebst einigen Wohnhäusern lagen jedoch auf Otzenhausener Gemarkung an der Prims und gehörten daher, wie Otzenhausen damals selbst, zur Pfarrei Nonnweiler. Von diesem Hammerwerk hat der heutige Hammerberg seinen Namen erhalten. Die Hämmer wurden mittels der Wasserkraft der Prims betrieben. Spärliche Fundamentreste am Fuße des Hammerberges sind noch heute deutlich zu erkennen. Der Nonnweiler Hammer zählte im Jahre 1800 35 Seelen.

Die Mariahütte bezog ihr Erz größtenteils von Otzenhausen und zum Teil auch von Kastel. Das Erz war sehr reichhaltig an Eisen, aber sehr hart und spröde. Es ließ sich daher nicht sehr fein verarbeiten, wie z. B. dasjenige von Bierfeld. Die hergestellten Gegenstände waren meist etwas massiv.

Unterhalb des Ortes Bierfeld, am Lösterbach, lag das Hüttenwerk zum hl. Hubertus. Wie Torsch aus dem Jahre 1800 berichtet, wurde dieses Werk etwa 1750 durch einen Franzosen namens Choisy erbaut, der auch schon das ganz zerfallene Werk von Kastel errichtet hatte. Choisy verkaufte die Hubertushütte bald nach Erbauung an einen Herrn Naacher aus Schweich, dessen drei Söhne Heinrich, Damian und Peter im Jahre 1800 die Besitzer waren. Das Werk bestand damals aus einer Schmelz, zwei Hämmern, einer Sägemühle, einem herrschaftlichen Wohnhaus, einer Kapelle und Arbeiterwohnungen. Das dort „richt über die Löster“ gegrabene Erz war etwas mager an Eisen, dafür aber besser zu verarbeiten. Das Hüttenwerk zu Bierfeld zählte im Jahre 1800 82 Seelen. Von dem ganzen Werk sind heute nur noch Fundamente größeren Ausmaßes erhalten, die mit Gras und Buschwerk bewachsen sind.

War die Lebensfähigkeit der hochwälder Eisenindustrie von Anfang an durch die etwas dürftige und oft sehr unterschiedliche Qualität der Eisenerze infrage gestellt, so wurde sie später in ihrem Lebensnerv getroffen durch das Aufkommen der gewaltigen saarländischen Industrie im 19. Jahrhundert. In der Eisengewinnung konnte die Holzkohle mit der Steinkohle nicht konkurrieren. Ein hochwälder Werk nach dem anderen wurde stillgelegt. Nur die Mariahütte konnte sich aufgrund größerer Reformen bis heute erhalten.

*) R. Joseph d'Hauzeur stammte aus Hoser (= Hauzeur) bei Lüttich. Eine seiner Töchter heiratete den kurtrierischen Amtsverwalter Franz Ernst d'Hame (1699—1769) zu St. Wendel. D'Hauzeur gehörte der St. Wendeler Sebastiansbruderschaft an.

ZAHLENSPRACHE DES DORFES OBERKIRCHEN

Ursprünglich — 882 — Ostarunaha, ein alter Name für die Oster und zugleich für Oberkirchen; ahd. aha, ahha, acha; goth. ahva; lat. aqua = Wasser. 1128 Osterna. 880 Lehen der Salvatorkirche Frankfurt a. M., 1128 zur Abtei Disibodenberg, 1261 zur Abtei Tholey, 1274 gräfllich lothringisch, 1278—1766 herzoglich lothringisch, 1766—1781 französisch (oberes Amt Schaumburg), 1781—1793 von der Leyensch (Herrschaft Oberkirchen), 1798—1813 französisch (Mairie Oberkirchen, Kanton St. Wendel, Arrondissement Saarbrücken, Departement der Saar), 1816—1834 sachsen-koburgisch (Bürgermeisterei St. Wendel-Land, Kanton St. Wendel, Fürstentum Lichtenberg), ab 1834 preußisch. — Kirche 1128 vorhanden, 1261 Probstei von Tholey, 1803 Pfarrei; Kirche 1764 umgebaut.

Der Ort Oberkirchen führte in früheren Jahrhunderten den Namen Katharina-Ostern zum Unterschiede von Margaretha-Ostern, dem heutigen Niederkirchen. Aus dem Jahre 1463 ist die Niederschrift eines Weistums von Catharein-Ostern vorhanden.

DER MARIENBORN ZU MARPINGEN

Hans Klaus Schmitt

Als vor vielen hundert Jahren ein Krieg mit unbeschreiblichen Drangsalen zu Ende gegangen war, hörten Bewohner des Dorfes Marpingen in einem bruchigen Wiesengrund nahe bei der heutigen Kirche oft ein feines Singen und Klingen. Andere Leute nahmen an dieser Stelle ein seltsames Leuchten wahr. Daraufhin untersuchte man den Boden und hob aus dem Grunde eine hölzerne Madonnenfigur. Ob ein Marpinger Einwohner sie in den Wirren des Krieges hierher gebracht hatte oder rohe Landsknechte sie als wertloses Beutestück los sein wollten, wußte niemand. Die Stelle, wo man die Madonna fand, wurde trockengelegt, die Quelle gefaßt und für das Bild ein Holzhäuschen, ein Bildstock, errichtet. Nun hob die Verehrung „Unserer Lieben Frau von Marpingen“ an. Viel wallfahrendes Volk kam mit der Zeit hierher und trug seine Not vor das Gnadenbild. Der wundertätige Born mit dem Gnadenbild wurde eine liebgewordene Stätte für fromme Beter aus nah und fern. Die Bewohner der Umgebung pilgerten nach Marpingen vor allem, um bei der Gottesmutter gutes Wetter zu erleben. So war schon im August des Jahres 1695 ein Zug frommer Wallfahrer aus St. Wendel wegen zu häufigen Regenwetters hierher gezogen. Und der Marienborn rieselt seit alter Zeit sein Heilwasser, das vom Volke mit Vertrauen geschöpft und genutzt wird.

Im Pfarrhause zu Marpingen wird ein vor Jahren aufgefundenes altes Bild aufbewahrt, das Unsere Liebe Frau von Marpingen mit ihrem

göttlichen Sohne darstellt. Das Bild ist umgeben von kleinen Darstellungen der Sieben Weltwunder und trägt die Inschrift: „Zu kundt, dass das bild ist unser lieben fraven bild das czu Marping verehret voll wunder und milden zu höchsten Ehr gemalt von Heinrich Gundhausen“. Eine auf dem Bilde noch dargestellte Kirche soll die ehemalige Marpinger Kirche sein.

Von Geschlecht zu Geschlecht hat sich die Legende vom Marienborn vererbt, und in manchem frommen Hause kennt man das folgende alte Gedicht:

Dort in der stillen Wiesenau,
Ein Born ist Unserer Lieben Frau;
Marienborn ist er genannt,
Vor alten Zeiten schon bekannt.

Sumpf und Bruch war einst der Born,
Zum heil'gen Ort war er erkor'n;
Einst fand man dort ein schönes Bild
Der Gottesmutter lieb und mild.

Und wo das Bild gefunden war,
Ein Quell entsprang, gar hell und klar;
Der Quell ein heilsam Wasser ist,
Ein' Labung dem, der's fromm genießt.

Und ob dem Borne ward erbaut
Ein Ehrenmal, von diesem schaut
Das Bild der Gottesmutter rein,
Die hier will angerufen sein.

Marienborn, du heil'ger Ort,
Du auserkor'ner Gnadenhort,
Dein Wasser ist ein Segenstau,
Gewährt von Unsrer Lieben Frau.

Marienburg, uns lieb und wert,
Was fromm das Herz von dir begehrt,
Erleht ihm stets mit mildem Sinn
Von Gott die Himmelskönigin.

Es kommt gebeugt von Kummerlast
Von nah und ferne mancher Gast;
Er trinkt — da wird sein Auge hell;
Heil trank er im Marienquell.

O Born und Bild der Jungfrau rein,
Ihr sollt uns allzeit heilig sein,
Euch hat die holde Himmelsbraut
Zur treuen Hut uns anvertraut.

Was immer drückt und preßt das Herz,
Ob Krankheitsqual, ob Seelenschmerz,
Am Born und Bild Maria dein
Vertraulich soll's geklaget sein.

Maria, Uns're Liebe Frau,
Vom Himmel auf uns niederschau!
Erflehe uns bei deinem Sohn
Hier Gnadentrost, dort Himmelslohn!

Die vorstehende Legende ist nicht in Beziehung zu bringen mit den Marpinger Ereignissen des Jahres 1876. Pfarrer Peter Josef Bicking von Marpingen stellte zu Beginn seiner Amtstätigkeit (1839—1851) fest, daß an der Stelle, wo heute die Votivsäule und die Kapelle der Schmerzhaften Muttergottes steht, öfters fromme Beter ihre Andacht verrichteten, obwohl kein Bild zu sehen war. Er ging den Spuren dieser Gebetsverrichtungen nach und ließ sich von den Ältesten Einwohnern das, was in mündlicher Ueberlieferung noch vorhanden war, erzählen. Danach machten 1699 die Marpinger ein Gelübde, am Samstag Nachmittag der Muttergottes zuliebe und zur Abwendung verheerender Krankheiten sich von jeder Arbeit zu enthalten. Daher der fromme Spruch: „Kein Samstag so trüb, die Sonn scheint e Stonn der Mutter Gottes zu lieb.“ Die betr. Urkunde ist geschrieben von Jakob Staub, Schulmeister von Merbingen. Zwölf Familienoberhäupter haben die Urkunde unterzeichnet. Als 1818 das Nervenfieber in Marpingen ausgebrochen war, erneuerte man das Gelübde (Urkunden im Pfarrarchiv). 1847 wurde die heute noch stehende Votivsäule errichtet und die Barockmadonna, die während der Zeit der Französischen Revolution in der Pfarrkirche sichergestellt war, aufgestellt. 1876 errichtete man über der Quelle eine Grotte, die seit 1931 durch die heutige Kapelle ersetzt ist. 1936 leitete man den Brunnen nach außerhalb der Kapelle und schuf eine neue Brunnen-Rundanlage.

Den Marienborn hält Dechant Joh. Schütz „Aus der Geschichte der Saar- und Bliessengegend. — Wiebelskirchen, 1908 — S. 21 für eine alte heidnische Kultstätte und bezeichnet ihn als „Drei-Marien-Born“. Ist diese Annahme richtig, so wäre in der Bezeichnung eine Spur des keltischen Dreimütterkultes und des Glaubens an die drei Nornen erhalten.

„Die Nornen, die unter verschiedenen Namen im Volke bekannt waren, hielt man gern für Wolkenfrauen, man sah in den fliegenden Wolkensetzer ihre Gestalt und aus dieser ursprünglichen Vorstellung entwickelte sich die Verbindung der drei Frauen mit dem ziehenden Heer. In christlicher Zeit wurden die Nornen durch heilige Frauen ersetzt, besonders durch Barbara, Maria und Maria Magdalena, deren Namen heute noch von dem Volke bei der Namensgebung außerordentlich bevorzugt werden. Neben diesen Frauen verehrte man die drei Marien. Die drei Frauen galten früher als Schutzgöttinnen der Geburt, der Hochzeit und des Todes.“ (Dr. Nik. Fox, Saarländische Volkskunde, S. 285 — Bonn, 1927 —).

Für die Annahme des Dechanten Schütz weiß ich am Ort der Legende keinen Anhaltspunkt zu finden, da eine Umfrage bei Älteren Leuten in Marpingen in dieser Beziehung ergebnislos war.

- Die Sieben Weltwunder:
1. Die Ägyptischen Pyramiden,
 2. Die hängenden Gärten von Semiramis,
 3. Der Tempel der Diana zu Ephesus,
 4. Zeus von Olympia,
 5. Grabmal des Königs Mausolos von Karien,
 6. Koloß von Rhodos,
 7. Leuchtturm auf Pharos.

Nach Mitteilung des Pfarrers Hermann Dörr in Lorscheid wurde das Bild von Gundhausen dem verstorbenen Herrn Pastor Biegel zugeschiedt von einem Josef Krämer aus Viersen-Unna, der es im Nachlaß eines geistlichen Onkels gefunden hat. Das betreffende Bild soll in London entdeckt worden sein.

Das der Legende angefügte Gedicht soll angeblich von Pfarrer P. J. Bicking von Marpingen verfaßt worden sein.

FRÜHERER BERGBAU IM ST. WENDELER LAND

Aus der „Statistischen Darstellung des Kreises St. Wendel“ für die Jahre 1859—1861, herausgegeben von Landrat Hermann Rumschöttel (1848—1884)

„Der Bergbau im Kreise beschränkt sich lediglich auf die Förderung von Steinkohlen und Kalk, sowie auf die Gewinnung von Sand- und Hartsteinen (Diorit und Porphy); zwar finden sich wohl hin und wieder auch kleinere Lagen von Eisen- und Spuren von Mangan-Erzen (Braunstein) vor, ihre Förderung wurde aber bisher nicht bergmännisch betrieben, weil die darauf gerichteten Schürfvorsuche ein günstiges Resultat zu einer vorteilhaften Ausbeute nicht geliefert haben; namentlich ist das Eisenerz von geringer Reichhaltigkeit und enthält viele Schwefelteile, ist daher für hüttenmännische Verarbeitung von geringem Werte. Auch Achate und Röthel werden gefunden, doch wird für die Förderung der ersteren, seitdem die Schleifereien von den Warenhändlern mit den billigeren südamerikanischen Steinen versehen werden, wenig mehr getan.

Die Steinkohlenlager im hiesigen Kreise sind nur von geringer Mächtigkeit, die Förderung dieses Produktes verlangt daher einen unverhältnismäßig hohen Kostenaufwand und kann mit den in mächtigen Flözen vorkommenden Kohlen der nahe gelegenen königlichen Gruben zu Neunkirchen, Merchweiler, Wellesweiler u. a. die Konkurrenz umso weniger halten, als diese Gruben ganz nahe an der den hiesigen Kreis in seiner ganzen Länge berührenden Rhein-Nahe-Eisenbahn gelegen sind und also den Vorteil eines leichteren und weniger kostspieligen Transportes ihrer Kohlen für sich haben. Der Absatz der auf den Gruben des Kreises geförderten Kohlen beschränkt sich daher nur auf die diesen Gruben zunächst gelegenen Gemeinden und hat, seit der Eröffnung der Eisenbahn (Mai 1860), sehr wesentlich abgenommen.

Von den im Kreise vorhandenen Kohlengruben sind belegen:

2 auf dem Banne von Dörrenbach, wovon die eine aber seit Jahren außer Betrieb ist,

1 auf dem Banne von Leitersweiler,

2 auf dem Banne von Urexweiler,

1 auf dem Banne von Offenbach, welche ebenfalls seit mehreren Jahren nicht mehr betrieben wird.

Alle diese Gruben sind im Besitze von Privaten.

Das Resultat ihrer Produktion während der Jahre 1859/1861 ist folgendes:

	1859	1860	1861
a) Produziertes Quantum in Tonnen à 20 Zentner	4777	3484	3267
b) Geldwert des Produktes in Taler	14091	8967	8403
c) Zahl der beschäftigten Arbeiter			
aa) Wirkliche Arbeiter	83	57	64
bb) Familienglieder derselben	225	152	170

Der Kalkstein kommt vorzugsweise auf den Gemarkungen von Werschweiler, Dörrenbach, Nieder- und Oberlinxweiler und Urexweiler vor und wurde im Jahre 1861 aus 12 Brüchen gefördert, bei welchen ca. 80 Arbeiter beschäftigt waren. Die Menge des geförderten Rohmaterials konnte nicht ermittelt werden.“

VARUSWALD ODER WARESWALD?

Ein Beitrag zur Klärung

Die Schreibweise **Varuswald** hat keine Berechtigung. In einem Aktenstücke aus dem alten Lagerbuche der Abtei Tholey, welche die Waldung als eigen besessen hat, heißt es: „allwo nach dem gemeinen Gespräch eine von dem Rixiovaro (Rictius Varus) her erbaute Statt zur Zeit soll gestanden haben.“ Der Name lautet hier „Wareswäldtchen“. Der Stamm des Wortes ist das ahd. (althochdeutsche) **warôn** = aufmerken, achten, behüten, das in unserm nhd. (neuhochdeutschen) „bewahren, verwahren, Rechte wahren“ erhalten ist; mhd. (mittelhochdeutsch) **warn**. In der germanisch-lateinischen Zeit ist das ahd. **warôn** auch ins Französische übergegangen mit dem charakteristischen Wechsel von „w“ zu „g“ als **se garer** = sich hüten, vorsehen. Dazu bildet sich im Französischen entsprechend der Gattungsnamen: **la garenne** und mit erhaltenem germanischen Anlaut: **la varenne**. Der Wareswald ist demnach ein Herrenwald, der vor andern zu wählende, der den andern verbotene Wald. Während das Stammwort in „**Warndt**“ (Kreis Saarbrücken) selbständig erhalten ist, hat es in „Wareswald“ eine Verbindung eingegangen. Daß die Volkssage von Rictio Varus den richtigen Namen „Wareswald“ in „Waruswald, Varuswald“ — so auch die Karten der Preußischen Landesaufnahme — umgewandelt hat, mag in verschiedenen Ursachen begründet sein. Einmal trägt dazu bei die Ähnlichkeit der beiden Wörter — tatsächlich liegt eine volksetymologische Umdeutung vor — dann aber auch die Tatsache, daß die Volkssage seit alter Zeit dorthin eine römische Siedlung verlegt. Dicht dabei liegt die Wüstung „Ixweiler“, und das Gelände des Wareswaldes zeigt noch heute massenhaft Spuren alter Mauern und Bausteine. Es kommt vor allem hinzu, daß hier die einzige ausgedehnte römische Niederlassung in unserer Gegend bestanden hat, und daß das von Mauertrümmern und Ziegeln übersäte Erdreich eine Ausdehnung von ungefähr 4 ha hat.

Die gleiche Bedeutung wie Wareswald haben auch der oben erwähnte **Warndt**, ferner die Flurbezeichnungen **Bannholz** auf der Gemarkung Urexweiler und die **Wehrbüsche** in der Eifel und in den Ardennen.

DAS MAUERGUT BEI GÜDESWEILER

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Unmittelbar bei dem Dorfe Gudesweiler liegt neben einer uralten Straße die „Alte Mauer“. Dort lagen noch vor nicht langer Zeit viele Steinhäufen und beim späteren Umgraben und Umpflügen hat man noch viele gehauene Steine und Aschenurnen gefunden. Die Funde weisen auf eine sehr alte Siedlung hin und der Volksmund weiß zu berichten, daß der heutige „hennerschte Berg“ ehemals Heddersberg hieß. Der letzte Besitzer dieses „Mauergutes“ war Mauer Klägen (Nikolaus), der zwischen 1600 und 1700 lebte, und dessen Tochter einen österreichischen Husaren namens **Mathis Marxen** heiratete.

Das Mauergut liegt an der Römerstraße Trier über Tholey, Wolfersweiler, Sien weiter nach Mainz. Am „Guten Brunnen“ kreuzt sich diese Straße mit der alten Heerstraße Trier—Hermeskeil—St. Wendel nach Straßburg.

Im Jahre 1258 hat Reinald von Bitsch und Castel als Teilhaber der Liebenburg bei Hofeld die Güter zu **Hedersbach** und **Gudenswille** einem Ritter Hennelis von Lievenberch in Afterlehen gegeben. Dies ist überliefert durch Calmet, Histoire de Lorraine II, Ausgabe Band II Dissertation Seite XXVI (abgedruckt bei Crolius Or. Bip. II 82).

Die gefundenen Aschenurnen bezeugen, daß der Ort Heddersberg auf römischem Urbare gestanden hat. Vor einigen Jahren wurden hier von dem pens. Bergmann Johann Backes aus Gudesweiler Teile einer villa rustica freigelegt. Wann Heddersberg zur Wüstung geworden ist, ist nicht bekannt, doch muß es vor 1538 gewesen sein, denn in dem genannten Jahre mußte Gudesweiler 30 fl. Steuern für die Wüstung an das Kloster Tholey und die Herren von Sötern auf Liebenberg je zur Hälfte zahlen.

In Aufzeichnungen über Schulden der Bewohner an die Kirche von Bliesen aus dem Jahre 1637 heißt die Wüstung **Hiddersberg**. Ebenda heißt der damalige Besitzer Mauer Cleschen (Clesgin). Das Bliesener Kirchenbuch von 1688 nennt einen Clesgin von der Mauer. Hedersberg ist als Wüstung in Mosers „Bericht über das Oberamt Schaumburg v. d. Jahre 1791“ — Ottweiler, 1930 — erwähnt: „Die geometrisch aufgenommene aber noch nicht im ganzen berechnete Gemarkung enthält ungefähr 1931 Morgen. Sie theilt sich in den Gudesweiler Bann und in den vom eingegangenen Weiler Heddersberg, an welch letzterem, was Güther, Eigentum und Nutzung betrifft, das angrenzende Dorf participirt“.

Dr. Ludwig Prinz, „Die Wüstungen des Saarlandes, I. Teil: „Der Flurname Hedersbach gibt die Stätte der Wüstung an. Das Bestimmungswort **Heders** ist Familienname im 2. Falle“ Katasteramtlich lautet der Flurname **Heddersbach**.

Das „Totenbuch“ der Sebastiansbruderschaft St. Wendel erwähnt bereits zwischen 1494 und 1510 einen „Maur Haß von Gudesweiler“.

Der genannte Husar **Mathis Marxen** ist als der früheste bekannte Träger der Sippe **Marx** im oberen Bliestale anzusehen. Als am 23. 11. 1707 die Ländereien in Stocks eingeteilt wurden, erhielt Johann Adam Marx, ein Enkel des Mathis M., den Mauerstock.

DIE VERGRABENE KRIEGSKASSE

Nach Mitteilung v. Karl Schwengel, Ottweiler, an Lohmeyer, Sagensammlung, 3. Aufl. 1935 Nr. 460, S. 267.

Am südlichen Rande des Winterbacher Forstes, beim sogenannten Vierbannstein, soll, wie die Sage erzählt, in einem Kriege ein flüchtender Heerhaufen seine Kriegskasse verborgen haben. Einer der Soldaten soll später nach Remmesweiler gekommen sein und sich dort ansässig gemacht haben in der Absicht, den bedeutenden Schatz zu heben. Sein Nachgraben sei aber erfolglos geblieben.

Bei Oberlinxweiler liegt in einer Talsenke die Wurzelbacher Mühle, eine ehemalige Zinsmühle der Grafen von Ottweiler. Man sagt nun

auch, die erwähnte Kriegskasse sei in der Talsenke bei dieser Mühle vergraben. Als einmal ein Fuhrwerk dort den alten Weg passierte, habe der Boden hohl geklungen. Das veranlaßte einen Einwohner von Remmesweiler, an der betreffenden Stelle nachzugraben und er fand in etwa einem Meter Tiefe eine römische Straßenanlage. Die Leute erzählen auch, daß sich dort früher ein Ort befunden habe.

„Von Homburg führte eine Straßenverbindung über Höchen, Fürth, Oberlinxweiler, Winterbach, Alsweller, Tholey. Vom nordöstlichen Fuße des Spiemonts zog sich diese Straße, meist in heutiger Wegerichtung, nordwestlich auf Oberlinxweiler zu. Auf dem Heidenhübel wurde ein großes Stück der alten Straße festgestellt. In der Nähe des Dorfes fanden sich in einem Acker zur Linken der Straße zahlreiche Gefäßscherben, Bruchstücke von römischen Dachziegeln und Ziegelsteinen, Säulenstücken und Fragmenten von Heizröhren. Wo die Straße dann auf dem Distrikt Wurzelbach auf St. Wendeler Bann trat, wurde sie von dem Besitzer des Ackers ausgehoben. Bei dieser Gelegenheit fand sich ein stark verrostetes Eisenschwert, das Hufeisen eines Maultieres und ein Radnagel.“ (Hermann Josef Becker, Durch zwei Jahrtausende saarländische Verkehrsgeschichte, — Saarbrücken 1933, S. 41/42). Man hat an der erwähnten Straße unter Gebäuderesten Münzen gefunden, unter denen Trajan, Faustina, Claudius II und Licinius vertreten waren. Durch diese Funde erscheint das Vorhandensein der Straße im ersten Jahrhundert n. Chr. gesichert.

DIE HARIS

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

An westlichen Fuße des Kesselberges, auf der Gemarkung Balterweiler, liegt „die Haris“. Ueber die Herkunft dieses Flurnamens hat sich schon mancher Bauersmann, der dort eine Wiese besitzt, Gedanken gemacht. Der Volksmund berichtet, daß dort in alter Zeit ein Dorf gestanden habe, das in einem Kriege verschwunden sei. Viele Bewohner des Dorfes sollen bei der Zerstörung umgebracht worden sein und die feindlichen Söldnertruppen hätten die Toten in einen bei dem Dorfe gelegenen Sumpf geworfen, den man seither „Totenpfuhl“ nennt. Es wird ferner erzählt, daß seit der Zerstörung des Dorfes der dort fließende Bach Todbach heiße.

Die betr. Flur lautet in der topographischen Grundkarte „Harras“ und im Volksmunde hat sich die Bezeichnung „Haris“ erhalten. Bei dem in der Volkssage erwähnten Dorfe handelt es sich um Herisweiler (1383 Heriswilre), das im Jahre 1677 während des Holländischen Krieges (1672—1679) zerstört worden ist. Das Dorf stand auf römischem Urbare, wie die im Laufe des vorigen Jahrhunderts und vor etwa 20 Jahren erfolgten Freilegungen einer villa rustica bei der in der Nähe befindlichen Bahnhaltstelle Balterweiler beweisen. Als Weilerort ist Herisweiler alemannischen Ursprungs: der Name bedeutet „Weiler des Heri“. Wir finden die Weilerorte überall in der Nähe römischer Landhäuser, und zwar liegen die Reste solcher Landhäuser stets am Abhange der Talwände, indessen die Weiler an den auf dem Grunde fließenden Wasserläufen erbaut sind.

Im 14. Jahrhundert gehörte Herisweiler dem Ritter Ensfried von Esch. Derselbe Ritter verkaufte am 11. Mai 1383 in Gemeinschaft mit seiner Hausfrau Margaretha von Wykirehen seine Wiese, der Brühl genannt, bei dem Dorfe Heriswilre, in der Pfarrei St. Wendel gelegen, an die Brudermeister der St. Wendels-Bruderschaft, zum Nutzen des St. Nikolaus-Altars der St. Wendeler Kirche für 200 Mainzer Gulden guten Geldes. Zur Bürgerschaft, daß die Wiese frei von Lehen sei, setzten sie das ihnen gehörende Dorf Heriswilre zum Unterpfande. Zeugen bei diesem Akte waren die Aehte von Tholey und Mettlach, Herr Siegfried von Steyne, Burggraf von St. Wendel, der Bruder und ein Neffe des Verkäufers, Ritter Hesso von Randeck. Die Urkunde befindet sich im Pfarrarchiv von St. Wendel. Regest Nr. 21. Auch mit einer Urkunde von 1379 (Pfarrarchiv Reg. Nr. 19) geben die Eheleute Esch Heriswilre in Pfand. — Der dort vorbeifließende Bach wird oberhalb Balterweiler und Mauschbach heute noch Großbach oder Weiherbach genannt. Im Mittelalter hieß der Todbach in St. Wendel Sellenbach und noch früher Kelse (Anklang an die alte Siedlung Kelsweiler). Totenpfuhl ist heute noch Flurbezeichnung unmittelbar bei der Gewanne Harras.

SPRICHWÖRTER AUS DEM KREISE ST. WENDEL

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Während des Dreißigjährigen Krieges wurde einmal im kürtrierischen St. Wendel ein Feldlazarett eingerichtet, das einem Feldscher und zwei Fähnrichen unterstand. Das war im Jahre 1635. Als die Fähnriche mit ihren vier Troßbuben abreisten, verlangten sie für sich und ihre Leute die Morgensuppe, nachdem ihnen der Rat schon abends zuvor einen Abschiedstrunk verehrt hatte. Da schrieb der Schultheiß mit jenem Humor, der angesichts schlimmer Notzeit noch unter Tränen lacht: „Mahn soll ihn geben. Hab der Wolff das Pferd gefressen, so solle ehr den Zaum auch essen.“

Auf dem kraftvollen Boden der Natur und Arbeit unserer Heimat sind viele Sprüche erwachsen, die denjenigen anderer Landschaften an Eigenwert und Prägung ebenbürtig sind. In einer kleinen nun folgenden Auslese solcher Sprichwörter, die dem Volksmund abgelauscht sind, erkennen wir die Kräfte, die im bäuerlichen Volkstum unserer Heimat ruhen.

Es freit sich am beschde, wenn d'r Kessel uwer m Herd hängt.
Wer vor de Dohre Angscht hat, kemmt net in die Heck.
Von anner Leuts Lädde ka'mer gud Rieme schneire.
Dem ääne sei Dod is dem annere sei Brot.
Wo e Brauhaus is, brauch m'r käh Back-owe.
Wen ure Herrgott will erhalte, dene list er net verkalle.
Wer gäre (gern) danzt, dem is gud geije (geigen).
Wo Beere (Birnen) sinn, sinn aach Bengele (Knüppel).
Watt ähne neicht angeht, datt ließt m'r leije.
Wenn's donnert, mache all Leut die Gebetbücher off.
Wenn die Sau satt is, werft se de Trog um.
Wo's More (Mode) is, träht (trägt) m'r e Sauschwänzje am Hut.
Wo e Faß is, do is aach e Spond.
E drockner Huschde is em Dod sei Trombeder.
Wenn ähner e reicher Knopp is, well'n jerer vor Patt han.
Der wo die Käre (Kerne) in die Kersche michd (macht), der michd aach die Stiele drahn.
Die Gerichtsvollzieher senn wie kläne Kenn, watt se siehn, misse se han.
Wenn d'r arem Mann ebbes hat, werds nit Tag.

Da wir noch lange nicht zu Ende sind mit unseren Sprichwörtern, so heben wir uns noch einiges bis zu einer späteren Gelegenheit auf. Wir danken es den Großvätern, die diese Sprüche der Alten herüberretteten über eine Zeit, die für solche oft weisheitsvollen Sätze keinen Sinn mehr hatte.

DER HUNNENRING

Dr. Paul Steiner

Die schönen Sommertage werden gewiß manchen zu einer Wanderung in den Hochwald locken und zum Besuch des weltberühmten Steinringes bei Nonnweiler-Otzenhausen, des großartigsten Bauwerkes, das aus der vorrömischen Zeit im Trierer Land sich erhalten hat, einer Befestigungsanlage, deren riesenhafte Größe den andächtigen Beschauer geradezu überwältigt, deren zu Steinbergen und Felstrümmerhalden zusammengesunkene Mauern von den technischen Fähigkeiten und der zähen Willenskraft, von dem strategischen Geschick, von dem Gemeinschaftsleben, aber auch von den Nöten der alten Treverer im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, da sie einem imperialistischen Eroberer sich beugen mußten, so eindrucksvoll zu reden verstehen.

Diese Festung liegt auf dem gegen Nonnweiler vorgeschobenen südwestlichen Sporn des Dollberges, zwischen Otzenhausen im Süden und Züsch im Norden. Es ist der letzte und stärkste in der langen Reihe von Burgbergen, welche trutzig auf einer, von dem bei Kirn in die Nahe mündenden Hahnenbach aus gerechnet rund 40 km langen Strecke des von NO nach SW sich erstreckenden Gebirgskammes aus Taunusquarzit stehen, der die nördliche Grenze des Kreises Birkenfeld bildet. Auf dieser Linie liegen als sichere alte „Ringwälle“: Hunnenring bei Otzenhausen (Kreis St. Wendel), Vorkastel, Ringelkopf, Ringskopf, Wildenburg und Altburg bei Bundenbach.

Eine Anzahl anderer geeigneter Bergköpfe dazwischen: Steinkopf, Erbeskopf, Silberich, Schanz sind als befestigte Plätze noch zweifelhaft. Diese Befestigungslinie läßt sich beiderseits noch verlängern bis an den Rhein zwischen Bingen und Bacharach und nach Südwesten über die alte Burg Dagstuhl und Litermont bis nach Berus, einer großen, alten Bergfestung, wie es auch Castel bei Serrig gewesen zu sein scheint. Diese lange Linie von uralten Befestigungen ist so ausgeprägt, daß man den Gedanken, es sei hier eine alte Völkergrenze, nicht von der Hand weisen mag. Eine zweite Befestigungslinie, die freilich nicht so ausgeprägt ist, liegt weiter südlich von der erstern. Zu dieser Linie gehören der Schaumberg, der Mommerich und der Friedenberg bei Hirstein.

Der Dollbergsporn, der unsern „Ring“ trägt, erhebt sich bis 620 m über den Meeresspiegel und noch 212 m über das Tal des Altbaches, welcher den nördlichen Saum des schmalen Höhenrückens des Dollberges bespült. Seine Hänge sind dementsprechend steil, aber doch nicht so sehr, daß man bei der Anlage der Befestigung auf eine Sicherung der Ränder durch Palisaden oder Mauern hätte verzichten dürfen. Wir finden denn auch Reste von Mauern ringsum, an der dreieckigen Talseite sogar in doppelter Linienführung, jetzt freilich

nur an wenigen Stellen noch als Wälle erhalten, meist nur als mächtige Steinhalden erkennbar. Nach der Nordseite aber ist die Spitze des Sporns gegen das Vorgelände, den eigentlichen Dollberg, durch einen riesigen Abschnittswall abgeschnitten, der wie eine Schildmauer dem andringenden Feinde als schier unüberwindliches Hindernis entgegengestellt erscheint.

Den Weg dorthin wählt man am besten von Nonnweiler aus. Von Otzenhausen ist es wohl etwas näher, aber nicht so schön. Man steige nicht gleich den kürzenden, beschwerlichen Pfad über die vorderste Spitze der Burg hinauf, sondern folge dem breiten Waldweg, der östlich vorbeiführt, bis nach etwa 1 km links eine Schneise durch den Wald gegen die Höhe führt. Diese Schneise bringt uns auf einen bequemen Pfad, der von NO her in den Ring hineinführt.

Eine Strecke lang haben wir nun hohe Halden von Taunusquarzitbrocken zur Rechten, und dann führt uns der Weg durch diese, die zu hohen Wällen aufragen, hindurch, wie durch ein Tor. Und es ist in der Tat, wenn nicht alles täuscht, hier der alte Eingang zu suchen, der natürlich, als die jetzigen Wälle noch als Mauern standen, ein aus kernigen Eichenstämmen festgefügtes Tor gewesen ist.

Für die Mauern ist ursprünglich, wie wir wissen, ebenso ein fester Fachwerkbau aus rohen Balken aufgerichtet gewesen, in dessen Zwischenräumen die Taunusquarzitbrocken, so wie man sie auf diesem Gebirgskamm als Verwitterungsergebnisse vorfindet, fest hineingepackt worden sind. Eine Zinnenbrustwehr ragt über diese schätzungsweise 4 m hohe Wand hinaus.

Der Weg zum Tore ist geschickterweise so angelegt, daß der Nahende erst eine Weile an dieser Wehrmauer entlang zu gehen hatte, und zwar mit der rechten, der nicht durch den Schild gedeckten Seite, ihr zugekehrt, den Abgrund zur Linken — das ist die übliche Art der Anlage des Zugangs an den Burgen seit langer Zeit.

Und nun stehen wir im Innern der birn- und herzförmigen Anlage. Wir wenden uns rechts, lassen Schutzhütte und „Königsplatz“ links liegen und stehen bald vor dem Hauptwall, der den Platz nach Norden gegen die freie Hochfläche abriegelt. Es ist ein Abschnitts- oder Zwerchwall und hatte denselben Zweck wie an mittelalterlichen Burganlagen die Schildmauer. Ihm war hier ein Graben nicht vorgelegt. Dieser Wall ist, von außen gesehen, bis 10 m hoch, stellenweise mehr und am Fuß über 40 m breit. Wie ein gewaltiger Lavastrom zieht er fast 500 m lang zwischen den lichten Buchenstämmen dahin. Von seinem breiten Kamm eine herrliche Aussicht! An den Enden ist der Wall umgebogen. Er ist, wie die Untersuchungen ergeben haben, keineswegs in seiner ganzen Masse eine Mauer oben geschilderter Art gewesen, sondern hat wohl nur über steiler Steinhalde eine feste,

mauerartige Brustwehr getragen. Er geht schließlich, allmählich sich senkend, in die am Plateaurand entlang errichteten Mauern über.

Der gesamte Mauerzug beträgt 1360 m, und er umspannte eine Fläche von fast 20 Hektar. Die Masse der aufgetürmten Steine ist allein für den Hauptwall auf 152 472 Kubikmeter berechnet worden. Und rechnen wir die Steinmengen des Vorwalles mit 75 910 Kubikmeter noch dazu, so erhalten wir hier bei der verhältnismäßig kleinen Burg eine Steinlast von fast 230 000 Kubikmetern, welche fleißige Menschenhände zusammengetragen und aufgetürmt haben. Welche Unsumme von mühseliger Arbeit steckt allein in diesem Herbeischleppen. Und nun rechne man noch die Menge der Arbeiter, welche gleichzeitig das Fällen und Herrichten der Bauhölzer, das Zusammensetzen und Aufstellen derselben und das Inordnungbringen des inneren Burgraumes zu besorgen hatten. Das läßt auf eine dichte Besiedlung und auf eine straffe staatliche Organisation schließen. Es geht daraus hervor, daß solche Befestigungen nicht nur für einen Augenblicksbedarf, sondern für die Dauer errichtet wurden, auf daß sie den in der Nähe angesiedelten Volksstämmen, wenn auch nicht als Wohnsitz, wie bei den gallischen Oppida im heutigen Frankreich, von denen uns Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ erzählt, so doch als Zufluchtsstätte dienen sollten, wenn Kriegsgefahr drohte.

Was an dieser Urväterfeste noch besonders interessant ist, das ist das Vorhandensein einer Quelle. Sie liegt im nordwestlichen Winkel des sich nach dort allmählich senkenden Hauptwalles. Bis zum ersten Weltkrieg war sie noch ordentlich gefaßt und spendete durch ein in eine Quader gelegtes Rohr ihr nützlich Naß, das, wie ich mir habe erzählen lassen, in einer aus Steinen gesetzten und überdeckten Rinne herangeleitet wurde. Jetzt ist sie versiegt. Der Raum vor ihr senkt sich stark gegen die Ringmauer, und hier erkennt man in dem Winkel ganz deutlich eine künstlich hergerichtete Mulde, welche ein Sammelbecken gewesen sein muß.

Quellen sind naturgemäß auf den entlegenen Höhen, auf welchen die Burgen angelegt wurden, in der Regel selten. Man sah sich deswegen meist gezwungen, Zisternen anzulegen, um die nötigen Wasservorräte aufzuspeichern. Wenn aber eine Quelle in erreichbarer Nähe lag, so wurde sie mit viel Geschick und Ueberlegung in die Befestigungsanlagen einbezogen, wie es z. B. bei der Ringwallanlage auf der Wildenburg bei Kempfeld geschehen ist. Eine wasserreiche Quelle, wie hier auf dem Ring, gab dem Platz einen ganz besonderen Wert.

Man will früher im Ringe Ziegel und auch einen Handmühlenstein von 2½ Fuß Durchmesser gefunden haben. Dann auch eine kupferne Platte mit Inschrift, die in Nonnweiler von Schnallen- und Pfeifenmachern verwertet worden sei. Anscheinend römische Brandgräber sollen 200 m vom Ring entfernt gefunden sein. Aus alledem würde auf

eine römische Siedlung zu schließen sein. Dazu kommen noch als sichere römische Fundstücke eine Bronzestatuetten der Wald- und Jagdgöttin Diana und die Sandsteinfigur eines Ebers, der als Begleitfigur jener Göttin oder des Waldgottes Silvanus zu gelten hat. Diese beiden Fundstücke deuten darauf hin, daß in römischer Zeit hier eine Kultstätte, ein Tempel der im Trevererland besonders verehrten Artemis Arduinna war. Kultstätten sind auch bei anderen Ringwällen festgestellt worden.

Diese Kultstätten römischer Art sind gewiß nichts weiter als eine Fortsetzung eines schon in vorrömischer Zeit dort geübten frommen Brauches der mit römischer Kultur übertünchten bodenständigen Bevölkerung, welche ihre Götter gerne im Wald und auf Höhen verehrten. Das beweist, um nur ein Beispiel zu nennen, die Tempelstätte im Ringwall auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, welche dem Merkur der Cimbern heilig war. Denn diese mit dem römischen Götternamen „Merkur“ beibenannte Gottheit war zweifellos der Hauptgott dieser germanischen Völkerschaft Wotan.

Die übrigen von dort noch nachweisbaren Fundstücke gehören der letzten vorrömischen Periode, der spätesten Eisenzeit, also dem 1. Jahrhundert vor Christi Geburt an. Daß nichts älteres gefunden wurde, kann Zufall sein. Die Hügelgräberfelder in der Nähe bekunden eine fast ununterbrochene Besiedlung der Gegend von der älteren Eisenzeit an. Und man wird die Erbauer einer solchen gewaltigen Festung gerne unter den reichen Fürsten aus der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt suchen, deren reich mit Goldschmuck und aus griechisch-italienischen Kolonien eingeführten Bronzegefäßen ausgestatteten Hügelgräber in der Nähe (bei Schwarzenbach z. B.) aufgedeckt sind.

Der Name des Dollberges ist bisher noch nicht geklärt. Er erscheint zuerst im Jahre 1345 in der Form Dolleberg. Nach Max Müller steckt möglicherweise in dem Bestimmungsorte das keltische *tol, tuł* = Berg, Anhöhe, das auch in dem lat. *tollere* = emporheben erhalten ist. Müller glaubt, der Humanismus des ausgehenden Mittelalters habe den Ring, seinen Namen mißverstehend, den Hunnen zugeschrieben. Wahrscheinlich aber scheint die Annahme, daß der mächtige Wall in alter Zeit als ein Werk der Riesen angesehen wurde, (vergl. *hiune* = Riese) und im Volksmund in „Hunnen“-ring umgedeutet worden ist. HKS.

SPRUCH

In Reitscheid ist alles,
In Namborn ist nix,
In Grügelborn sind die Hasen,
In Gehweiler die Füchs.

(Alles, Nix = Familiennamen)

DER GEPRELLTE TEUFEL

In Kiefers Wirtschaft zu Söttern setzten sich am Samstag abend drei Bauern zum Karten an den Tisch in der warmen Ofenecke. Es waren die schlimmsten Kartenweibcher im ganzen Dorf, der Hanjob von der Hub, der Birgelmattes und der Korbnickel. „So“, sagte der Hanjob und zog des Teufels Gebetbuch aus der Tasche. „Wer von uns dreien zuerst aufhört, den soll der Teufel holen“. „Es gilt“, riefen die andern und damit flogen die bunten Blätter auch schon auf den Tisch. Als sie so in bestem Tun waren, und die Köpfe schon rot wurden, ging leise die Tür auf, und ein Fremder trat herein. Mit schleppenden Schritten ging er auf den Tisch in der Ofenecke zu und fragte mit einer Stimme wie ein rostiger Kirchenhahn: „Ist's erlaubt, Ihr Herren?“ und setzte sich. Sie nickten, beachteten ihn nicht sonderlich und spielten weiter. Auf einmal fiel dem Korbnickel ein Kartenblatt auf den Boden. Er bückte sich, um es aufzuheben; weiß wie die gekalkte Wand kam er hoch. Der Fremde hatte einen Pferdefuß. „Gnade uns Gott, wie wird das enden,“ dachte er bei sich. Aeüßerlich blieb er ruhig, aber innerlich verzwaiterte er fast und machte Fehler über Fehler. Erst gab es scheele Blicke, dann wurde geknurr und zuletzt machte der Hanjob und der Birgelmattes einen Mordskrach. „Dirmel“, rief der Hanjob, „bist du denn ganz meschugge, paß auf!“ Hätten sie gewußt, was der Korbnickel wußte, es wäre ihnen anders geworden. Der stand auf und sagte: „Mir ist nicht gut, ich muß an die Luft, der Fremde ist so gut und hält für mich die Karte.“

„Recht gern“, meckerte der, „es wird mir ein Vergnügen sein, Euch noch einen größeren Gefallen zu erweisen.“ Damit ging der Nickel hinaus. Kaum war er draußen, da rannte er wie nicht gescheit zum Pfarrhaus, klopfte den Pfarrer heraus und erzählte dem so und so, und was da zu machen sei. Aergerlich sagte der Pfarrer, der im besten Schlaf gestört worden war: „Eigentlich sollte ich Euch in der Patsche sitzen lassen. Ihr und der Pferdefußige, in dessen Buch Ihr ja gerne lest, gehört zusammen; gleiche Brüder, gleiche Kappen. Aber gehe nur ruhig, ich werde kommen!“ Voller Hoffnung rannte der Nickel zurück und spielte weiter, als ob nichts geschehen sei. Ging nach einiger Zeit die Türe auf und der Pfarrer kam herein. Er ließ die verblüfften Spieler gar nicht zu Worte kommen, warf ihnen sonderbare, warnende Blicke zu und sprach: „Da ich nicht schlafen konnte und hier Licht sah, wollte ich ein wenig mitspielen; einer von euch kann ja jedesmal ein Spiel überschlagen.“ Gut, das Spiel ging weiter. Als die Reihe des Kartenausteilens an den Pfarrer kam, raffte er die Karten schnell zusammen, steckte sie in die Tasche und rief: „Schluß, ich mache das Spiel aus!“ Da fuhr der Fremde mit wutverzerrtem Gesicht auf und fauchte wie ein Kater, den lose Buben in die Ecke getrieben haben: „Das hat euch kein Teufel geraten!“ Mit

mächtigem Satz sprang er durchs Fenster. An dem Pferdefuß und an dem fürchterlichen Gestank erkannten der Hanjob und der Birgelmattes, welcher Gefahr sie entronnen waren. Was den Dreien der Pfarrer unter acht Augen gesagt hat, haben sie nicht verraten; aber sie sollen nie mehr eine Karte angerührt haben.

J. Spindler: Aus „Heimatkundliches Lesebuch für die Volksschulen des Landsteils Birkenfeld“
I. Teil — 1928 —.

DIE THOLEYER WEIHNACHT 1881

Eine heimatgeschichtliche Erinnerung.

Mehr noch als mit seiner natürlichen Schönheit zieht uns der Schaumberg mit seiner reichen, geheimnisvollen Vergangenheit in seinen Bann. Viele Stürme sind im Verlaufe der Jahrtausende über ihn dahingebraust; Kämpfe, Schlachten und zerstörender Kriegswille. Eingebettet in den Grund des Berges liegen Tote auf Tote, liegt Gebein auf Gebein, was zahlreiche Ausgrabungen bezeugt haben. Was immer hier des Krieges Mörderhand vom Edelsten und Besten der Schöpfung vernichtete, das liegt im Berg verborgen.

Einmal schien es, als wolle der Berg den Bewohnern der Gegend den Schleier der Vergangenheit in etwa lüften. Da war es, als schaudere der Berg vor dem Menschenblute, das er über dem mannigfaltigen Erleben der gesunkenen Geschlechter getrunken hatte, als schüttele der Koloß jede Mitschuld und Verantwortung an allem, was in Jahrtausenden der Menschenwille zum Schicksal reifen ließ, weit von sich ab.

Es war am Weihnachtsfeste des Jahres 1881. Eben läuteten die Glocken der alten Abteikirche zum Vespertagesdienst. Die Kirchengänger kamen schon des Weges gezogen. Auch die vom Schaumberger Hof waren schon auf halbe Höhe des Berges herabgekommen. Da hub mit einem Male ein unheimliches Dröhnen an, wie ein Grollen aus des Berges innersten Gründen, so drohend und unheimlich, daß es die Leute auf der Straße wie in den Häusern zugleich erfaßte. Und es brachen große Wassermassen über den Schaumberg herab und richteten Unheil und Ueberschwemmung an. Eine für die Bewohner rätselhafte Flut ergoß sich mit wildem Strom in das Dorf. Meterhoch stand das Wasser in den tiefergelegenen Teilen des Dorfes. Ein dem Orte verhängnisvoller Berggrutsch war mit dem Ausbruch der ganz außerordentlichen Wassermassen aus des Berges Tiefen verbunden. Unermeßliche Wassermengen scheinen einem unterirdischen Schaumbergbecken und mit ihm in Verbindung stehenden Tiefenströmen zuzufließen. Der seltene Wasserreichtum des Schaumberges bietet eine Erklärung für den ehemals in halber Bergeshöhe vorhanden gewesenen großen Fischweiher.

DES LIEBEN HERRN SANCT WENDEL BEGRÄBNIS

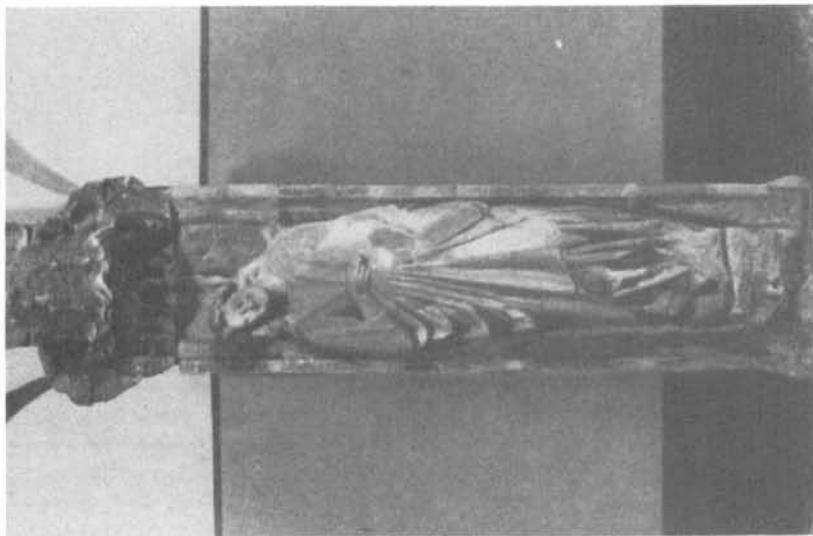
Legendentext um 1400.

Also starb er an Sant Vrsulen tag / da begrubet in die Munich in dem closter da heyst thol mit wirdigkeit als es eynem heyligen wol zympt / vnd man stacht vier brinnent wachß kerczen zuo seine grab / vnd da die munch des morgens tzuo seynem grab komen da vand man das Grab offen vnd er lag neben dem grab / da erschrackent sy gar ser vnd verstuonden sich wol das er sein begrebnuß nit in dem closter wolt haben vnd legten in auf einen wagen vn saczten zwen



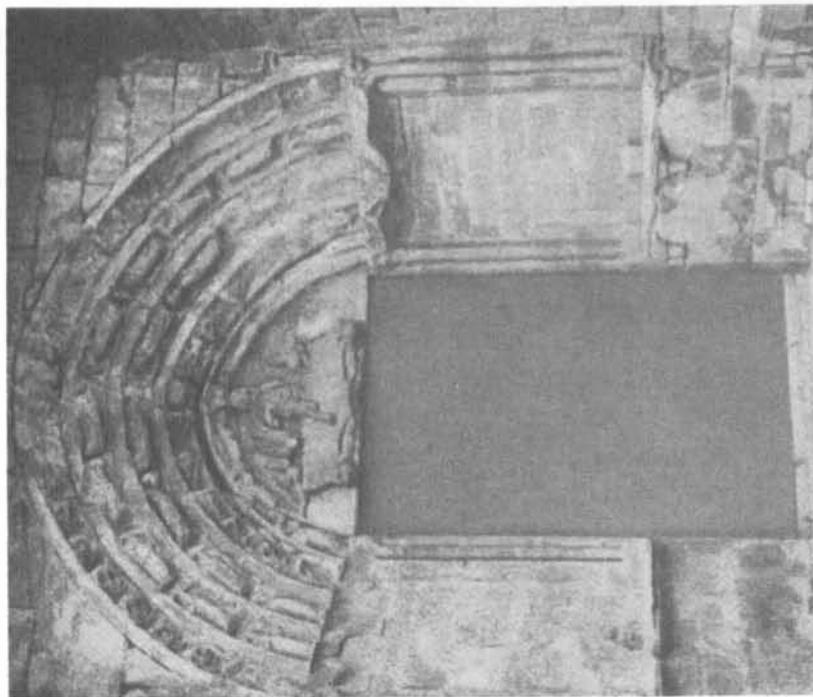
ochsen darein die vor nye in keynen wagen kommen waren / dye selben Ochsen gyengent on aller menschen leytung die siben meyl da im got oft erschienen was / vn da sy vnden an den berg kament da zugen sy den heiligē leychnam darauff on aller menschē hilff vn stuonden da still /

Also bekant man wol dz er da ligē wolt da macht man im ein grab vnd legt in dar ein vnd machet ein schoene kirchē über sein grab / da wandelten vil menschen tzu seynem Grab in dye kirchen durch seiner hilff willen / die er gar an vil menschen erzeigt vnd in genad tuot / Also ward der tzuo gang als groß das man eyn stat da hin gebawen hatt. / Vnd man hatt in gar wirdiglichen vn erlichen erhaben / vnd man traegt in an dem heyligen Pfingstag in der stat umb von einer kirchen zuo der andern / Also kommen vō vil landen



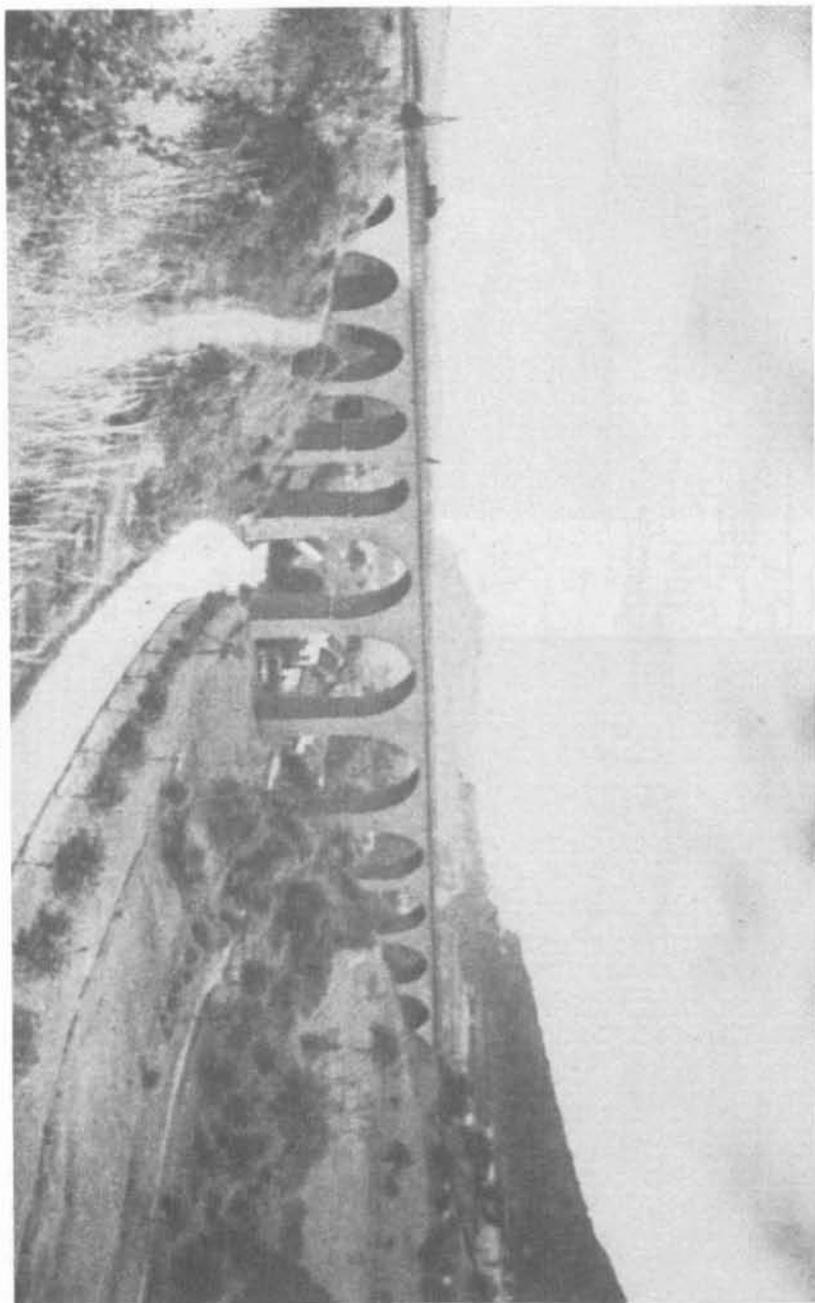
DER ENGEL VON THOLEY

vgl. den Aufsatz „Das Portal der Abteikirche zu Tholey, Seite 142



PORTAL DER ABTEIKIRCHE ZU THOLEY

vgl. den Aufsatz „Das Portal der Abteikirche zu Tholey, Seite 142



VIADUKT BEI OBERKIRCHEN

XVI

menschen an dē genannten Pfingstag vnd wer sein bare an mag rueren mit den henden oder mit seynem stab, der empfach da eynen guotten trost da von. / Er tuot ouch gar vil zeychen vnd wüder gar an vil menschen die in heym suochent.

DIE ST. STEPHANSKAPELLE BEI OBERTHAL

Ein Beitrag zur Geschichte der Pfarreien Oberthal und Bliesen
(Aus dem handschriftlichen Nachlaß Julius Bettingens (1862) in der wissenschaftlich-landeskundlichen Abteilung der Stadtbibliothek Saarbrücken).

„Diese St. Stephans-Kapelle (St. Stephanshecker Kapelle) im Oberen Bliesthale an der Stelle der jetzigen Pfarrkirche von Oberthal war durch den Jäckel Bombach von Lichtenberg im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts auf zum Schlosse Liebenburg gehörigen Grund und Boden erbaut und fundiert worden. Gemäß dieser Foundation sollte wöchentlich am Donnerstage eine Messe mit Predigt in der Kapelle gefeiert werden, wofür der Pastor von Bliesen jährlich zwei Malter Korn und ebenso viel Hafer zu beziehen hatte. Später zogen die Herren von Söttern auf Liebenburg diese vier Malter an sich, nachdem sie im Jahre 1558 über 50 fl. an der Kapelle verbauen müssen. Johann Ludwig von Söttern († 1564) traf mit dem damaligen Pastor von Bliesen, Laux oder Lucas Lisch, aus Uerzig gebürtigt, 1559 auf sambstag Blasig ein Uebereinkommen, wonach dieser alle 4 oder 6 Wochen zum wenigsten in der Kapellen Steffens Heck eine Predigt oder Messe abhalten, dagegen jährlich zwei Königsgulden zu 24 alb empfangen solle. Jedes halbe Jahr solle der Pastor einen Gulden bei dem Herrn von Söttern auf der Lemburg (Liebenburg bei Hofeld) in Empfang nehmen. Außerdem war jenem $\frac{1}{3}$ des Opfers zugebilligt. Das übrige, sowie die Früchte, was der Kapelle zuständig, sollte dem von Söttern zugute kommen, der die Kirche, die im offenen Felde stand und wobei kein Begräbnisplatz war, in Bau- und Dachwerk unterhalten mußte. Georg Wilhelm von Söttern entließ unterm 23. 12. 1570 den damaligen Pastor Georg von Bliesen ganz seines Dienstes an der Stephanshecker Kapelle. Dieser wurde klagbar beim Erzbischof, indem er auf die alte Foundation hinwies und behauptete, der derzeitige Pastor von Bliesen habe von jeher das Recht, die der Kapelle zustehenden 4 Malter Frucht zu beziehen, wogegen er den Gottesdienst, eine wöchentliche Donnerstagsmesse, zu halten habe. Nach längerer Debatte muß wohl der Pastor Georg, welchen der Junker von Söttern als einen „hungrigen gesell usw.“ schildert, die Pfarrei verlassen haben, denn bald nachher, am 12. 6. 1583, übernimmt es ein gewisser Nicolaus von Biebrich, damals Pastor von Bliesen, jährlich an den beiden Stephanstagen in der Kapelle Messe zu lesen und zu predigen, wofür er jährlich $3\frac{1}{2}$ (röder) Gulden erhalten soll. Alljährlich im Sommer fand um die Kapelle herum ein Weinschank und Markt statt. Dieser Markt hat sich indessen nicht erhalten. Wann derselbe eingegangen ist, habe ich nicht erfahren können.“

DER SCHUSS NACH DER HOSTIE

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel

Südlich des Dorfes Freisen, wo die Straße nach Kusel den sogenannten Freisener Kessel verläßt, zieht sich bis zum Fuße des „Steinernen Mann“ die Gewanne „Auf der Röth“ hin. Aus der Zeit, als dort noch ein Wald lag mit knorrigen Eichen und mächtigen Fichten, weiß der Volksmund folgende ergreifende Sage zu erzählen:

In der Freisener Gegend lebte einst ein hartherziger Jägersmann, der nicht viel nach Gott und Gottes Gebot fragte. Wenn am Sonntagmorgen die Glocken zur Kirche riefen, pirschte er den Rehen und Füchsen nach. Da er an die Gegenwart des göttlichen Heilandes im Altarsakramente nicht glauben wollte, überkam ihn einmal die teuflische Versuchung, den Herrgott selbst auf die Probe zu fordern. An einem Sonntage erschien er zu Freisen in der Kirche und zum Erstaunen aller Gläubigen ging auch er zum Tische des Herrn. Er empfing unwürdig den heiligen Leib, verließ sofort die Kirche und verbarg die Hostie in seinem Taschentuch. In der Sandkaul auf der Röth legte er die Hostie auf einen dort befindlichen langen vierkantigen Stein und schoß danach. Da quollen aus ihr drei Tropfen Blut und es war, als ob der leblose Stein mitempfunden hätte; denn wo die Blutstropfen über den Stein rieselten, bildeten sich drei tiefe Rinnen. Der Jäger erschrak gar sehr, als er die Hostie wie eine brennende Wunde da liegen sah und er eilte vor Schrecken und Angst hinweg. Die Tiere des Waldes witterten das Blut und trotteten scheu von dem Orte des Frevels fort.

Und es kam ein Regenguß vom Himmel, der das Blut auf die weiche Erde spülte; es versickerte im Boden, daß ein Tier es nicht erhaschen konnte. Nur die drei tiefen Rinnen blieben in dem Stein, der noch lange da liegen blieb. Niemand wagte es, den Stein, auf dem der schwere Frevel geschah, von der Stelle zu rücken, bis einmal ein alter Maurer aus Freisen ihn auf einen Wagen lud und nach seinem Hause fuhr, wo er in die Haustreppe eingefügt wurde. Als sich aber seltsame Erscheinungen zeigten, litt der alte Maurer es nicht länger, daß der Stein in der Treppe bleibe, lud ihn wieder auf seinen Wagen und brachte ihn in die Sandkaul auf der Röth zurück. Ein späterer Pastor von Freisen, der von dem Frevel und von anderen wunderbaren Begebenheiten erfuhr, ließ den Stein zum Pfarrhause schaffen. Dort ist er in eine Wand eingemauert worden.

Mit Ehrfurcht wird diese Sage im Volke erzählt. Der Jägersmann aber muß, weil er den Leib des Herrn geschändet, ewig umherirren über das Hügel- und Waldgelände, durch Gestäud und Gestrüpp, durch Aecker und Wiesen. Unter dem Blätterdach der knorrigen Buchen des nahegelegenen Weiselberges soll er als „füriger Jäer“ von holzsuchenden Frauen gesehen worden sein, die von seinem irrenden Wesen schaurige Mären zu erzählen wußten.

DIE BILLERELS

Am nördlichen Fuße des Spiemont soll ehemals das Dorf Keimbach gelegen haben. Grundmauern finden sich noch am Billerborn — Billereborre —, der Quelle des Kaimbaches. Die Sage erzählt, daß in dem genannten Dorfe eine Frau mit dem Vornamen Els gelebt habe, die man **Billerels** nannte, weil sie eine rauhe, kräftige Stimme hatte und ihrem Manne immer laut zubillerte, d. h. zurief, so daß man es im ganzen Keimbachtale überall deutlich hören konnte. Zuweilen soll man heute noch ihre Stimme vernehmen. Die Quelle des Keimbaches soll nach der „Billerels“ den Namen Billerborn erhalten haben.

Nach Dr. L. Prinz, „Die Wüstungen des Saarlandes, I. Teil“ hat sich die Sage hier sekundär an den Flurnamen als das primär Gegebene angelehnt. Die Billerels hat ihren Namen von dem Billerborn, und der Billerborn verdankt wohl seinen Namen dem „billenden oder bellenden“ Geräusche des Bornes, denn billern oder belleren ist ein in den Saarmundarten sehr beliebter Ausdruck für „laut schreien“. Man kann auch an einen Familiennamen Bill oder Biller denken. Tatsächlich gibt es in Oberlinxweiler den Familiennamen Bill und auch die Flurnamen Billerfeld und Billerbreit.

Der Name der ehemaligen Siedlung Keimbach ist noch auf dem Oberlinxweiler Bann als Flurname erhalten. Nach Max Müller soll Keimbach im holländischen Krieg — 1677 — zerstört worden sein.

Das St. Wendeler Schuhmacherzunftbuch nennt unter den im 15. Jahrhundert nach St. Wendel zugezogenen Personen einen „Peter von Keymbach“ und unter den Mitgliedern der Sebastiansbruderschaft St. Wendel finden wir um 1600 „Contz von Keimbach“ und „Kuntz von Keimbach der Jungh“.

DER GEIST IN DER „WARMEN STUBE“ DES SCHAUMBERGES

Nach Karl Lohmeyer: „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes“ (3. Aufl.) und Ueberlieferung in Alsweiler.

Der Volksmund nennt die Stelle, wo der Schaumberg am Ausgang von Tholey in der Richtung nach Sotzweiler zurücktritt, „Warme Stube“ oder „Warem Stoo“. Dort geht allnächtlich ein Geist umher und dem Wanderer, der um die Geisterstunde hier vorbeikommt, wird es heiß um Kopf und Busen, denn er muß zu seinem Schrecken wahrnehmen, daß die Erscheinung neben ihm hergeht. Nach kurzem Gebet des Wanderers verschwindet sie.

Einem Manne aus Alsweiler, den man „Hüwel-Wennel“ nannte, und der vom Ochsenhandel aus Lebach heimkehrte, setzte sich das unholde Wesen auf den Rücken und ließ sich eine lange Strecke tragen. Davon war der Hüwel-Wennel so geängstigt, daß er verwirrt in Alsweiler ankam. Nach drei Tagen war er tot.



VETTER HANJOB VON UREXWEILER

Der Vetter Hanjob in Urexweiler war als großer Spaßvogel weit und breit bekannt. Die von ihm betriebene Wirtschaft wurde daher immer gerne aufgesucht, und besonders an der Urexweiler Kirb war bei ihm immer ein Riesenbetrieb. Dabei ist ihm nun einmal ein schwerer Mißgriff unterlaufen. Der Hanjob hatte nämlich mit seiner Frau, wie er stets gerne erzählte, zweimal fünfundzwanzig Kinder. Nun wird jeder meinen, daß er insgesamt fünfzig Kinder gehabt hätte. Das war aber nicht der Fall, sondern, als er das erstemal fünfundzwanzig Kinder beisammen hatte, starb bald danach eines der Kinder, und es waren nur noch vierundzwanzig. Erst als ein Jahr später wieder der Klapperstorch bei Vetter Hanjob einkehrte, hatte er zum zweiten Male fünfundzwanzig Kinder, und das genügt auch für den Hausbedarf.

Natürlich waren zu dieser Zeit schon einige der älteren Kinder verheiratet. Aber alle waren zu der Kirmes ins Elternhaus geladen. Nun kehrten auch bei der Kirmes zwei junge Männer in der Wirtschaft von Vetter Hanjob ein, ließen sich Speise und Getränke wohlschmecken und sagten dann zu dem Aufwärter, sie gingen ins Dorf und kämen später wieder. Der Aufwärter wollte aber erst sein Geld haben, worauf die andern ihn auslachten und sagten, sie würden überhaupt nichts bezahlen. Das gab nun ein langes Hin und Her, bis sich schließlich der Vetter Hanjob selbst in die Sache mischte und die vermeintlichen Zechpreller mit Hilfe der anderen Gäste an die frische Luft beförderte. Als er das schwere Stück Arbeit bewältigt, schrie der eine so unsanft Behandelte:

„So, dat wor't letschd mol, dat ihr us gesiehn hon. Laden us nur nich nochmol uff die Kirb!“

Das gab dem Vetter doch zu denken und bei näherem Zusehen entdeckte er, daß er in der Hitze des Gefechts seine beiden ältesten Söhne, die auf ein Nachbardorf verheiratet und seiner Einladung gefolgt waren, an die frische Luft gesetzt hatte. Und mit mehr Aufwand, als zum Hinauswurf erforderlich war, gelang es schließlich, die beiden Exmittierten wieder in die Wirtschaft zu bringen.

Hausinschrift

Gott über diesem Hause wach,
Behüte gnädig Dach und Fach!
Treib von der Türe Not und Jammer,
Laß nimmer leer die Speisekammer
Und hilf uns allen nach der Zeit
Zur lieben ewigen Seligkeit!

DAS EISENWERK MARIAHÜTTE

Dr. Brink, Mariahütte

Wir haben ein Flößchen im Saarland, das von der Quelle bis zur Mündung in die Saar bei Dillingen nur den saarländischen Dialekt hört — die **Prims** —. Vor ihrer Vereinigung mit der Saar zeigen sich ihr die mächtigen Schlote und rauchumhüllten Hochofen-Anlagen des Dillinger Hüttenwerkes, aber ihre Wasser wissen auch zu erzählen, daß für sie dieser Anblick nichts Neues bedeutet. Schon bald nach ihrem Entstehen gesellt sich zu ihrem munteren Plätschern das Rauschen von Gebläsen und Kompressoren, wuchtige Hammerschläge von Menschen und Maschinen; da liegt in diesem idyllischen Primstal das Eisenwerk „**Mariahütte**“ bei Nonnweiler, das die Bergenergie des Primswassers in elektrische Kraft, mittels Wasserturbinen, umwandelt. Die Nutzung dieser Wasserkraft war, gepaart mit dem Holzreichtum des Hochwaldes, die Ursache für die Entstehung des Eisenwerkes „**Mariahütte**“. Schon vor etwa 300 Jahren haben unsere Vorfahren an den Hängen des Primstals Eisenerze geschürft, das Holz dieser waldreichen Gegend zur Holzkohle gemeilert und dann das hartnäckige Eisenerz mit der Energie des Wassers und der Holzkohle in sprühendes, flüssiges Eisen in „hohen Oefen“ (Hochöfen) umgewandelt. Dieses sogenannte Graugußeisen wurde in Formen für Haushaltgegenstände, Oefen und Herde, oder auch für Bauguß vergossen. In sogenannten Schweißöfen wurde zum Teil dieses in den Hochöfen erschmolzene Eisen schmiedbar gemacht und zu dem sogenannten Zaineisen verwalzt. Dieses gewalzte Eisen war die Ursache für die Entstehung vieler Nagelschmieden auf dem Hochwald, die bekanntlich zu Zeiten der Postkutsche ihre Fertigwaren selbst, in tagelangen Fußmärschen mit der Last auf dem Rücken, im Saar- und Moseltal, der Nahe entlang und auf Hunsrück und Hardt vertrieben haben.

Das Gründungsdatum für das Eisenwerk „**Mariahütte**“ ist urkundlich das Jahr 1722, obwohl schon im vorhergehenden Jahrhundert die Vögte Johann Schweikart und J. Adam von Hunolstein, soweit schriftliche Aufzeichnungen reichen, Eisen-Schmelzen in Mariahütte betrieben haben. Im Jahre 1699 kaufte der Belgier Remaculus Josef de Hauzeur von einem gewissen Schneidmüller Brosius die Erbpacht der Eisenschmelze und erhielt auch vom Vogt Ernst Ludwig von Hunolstein die Erlaubnis, die Eisenhütte weiter zu betreiben. Es wurden damals vom Hüttenmeister de Hauzeur zahlreiche Wallonische Arbeiter, meist aus der Gegend von Arlon, angesiedelt, und ihre Nachkommen sind heute noch bei der Mariahütte beschäftigt, wenn man nur die entsprechenden Familiennamen, z. B. Düpre, Detemple usw., vergleicht. Nachdem die Vögte von Hunolstein innerhalb ihrer Verwandtschaft erhebliche Rechtsstreite im Jahre 1716 auszufechten

hatten, hat inzwischen der Hüttenmeister de Hauzeur seine Hütten-gerechsamte durch den Kurfürsten von Trier bestätigen lassen. Dies erfolgte im Jahre 1722, das als offizielles Gründungsjahr des Eisenwerkes Mariahütte gilt. Im Jahre 1761 geht die Erbpacht des Eisenwerkes mit allem Zubehör an den Ratsschöffen Carl Gottbill zu Trier über. Es ist dies ein altes saarländisches Geschlecht von Hüttenmeistern, das im 17. Jahrhundert auf der Dillinger Hütte, im 18. Jahrhundert in Nunkirchen und auf der St. Ingberter Hütte tätig war. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, nachdem durch Dekret der französischen Regierung vom 1. 1. 1798 Leibeigenschaft, Zehnten und Lehnleistungen aufgehoben worden und der beherrschenden Stellung des englischen Eisens auf dem Kontinent durch die Kontinentalsperre ein Ende bereitet worden war, wuchs der Umfang des Eisenwerkes Mariahütte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Aber bald entwickelten sich an der Saar die Kokshochöfen, deren Konkurrenz die Holzkohle-Hochöfen nicht mehr gewachsen waren. Daher wurde im Jahre 1869 in Mariahütte der letzte Hochofen ausgeblasen, so daß nunmehr das Eisenwerk Mariahütte das Roheisen der Kokshochöfen in Kupolöfen schmolz und vergoß. Es wurde hauptsächlich bekannt durch die Herstellung von Topf-guß, der durch ein besonders patentiertes Verfahren inoxydiert, oder auch emailliert wurde. Nach und nach wurden auch die bekannten emaillierten Zimmerheizöfen und Haushaltungsherde mehr und mehr entwickelt. Auf Grund dieser alten Erfahrungen im Gießen und Emaillieren mit einer Belegschaft, die seit vielen Generationen das Handwerk im Eisenwerk Mariahütte ausübt, ist es gelungen, durch viele Krisenzeiten die Arbeitsstätte zu erhalten und sogar soweit auszu-bauen, daß heute die Belegschaft über 500 Köpfe zählt. Der aller-größte Teil der uralten Fabrikgebäude mußte schon den neuen mo-dernen Werkstätten weichen. Aber einige Gebäude künden heute noch aus alter Zeit, in denen unsere Vorfahren in schwerer Arbeit die Materie bezwungen haben. Die alten Wasserräder wurden natürlich schon zu Beginn dieses Jahrhunderts durch moderne Wasserturbinen ersetzt und das Eisenwerk Mariahütte ist wohl einer der ersten Be-triebe im Hunsrück gewesen, der sich die elektrische Energie zu Nutzen gemacht hat. Nicht nur die auf Generationen beruhende Er-fahrung, sondern auch das Bestreben, die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und Technik in Anwendung zu bringen, gewähr-leistet eine Fabrikation von Qualitäts-Erzeugnissen, die allgemein be-kannt sind. Sie werden mit der Schutzmarke „GOMA“ in den Han-del gebracht, eine Abkürzung des Firmennamens Gottbill-Mariahütte. Es ist nachweislich immer das Bestreben des Eisenwerkes Mariahütte gewesen, besonderen Wert auf Formschönheit der Ofen- und Herd-modelle, sowie auf die Dauerhaftigkeit dieser Erzeugnisse zu legen. Aber auch die Maschinenbau- und Elektromotoren-Industrie hat seit Generationen ihren für ihre Erzeugnisse benötigten Grauguß vom

Eisenwerk Mariahütte bezogen, so daß auch dieses Erzeugnis im Saar-land und über seine Grenzen hinaus, nicht mehr wegzudenken ist.

Der Ausbau des Werkes wird trotz der jetzigen schwierigen Geschäfts-lage weitergeführt, und es wären noch viele Beispiele der Analogie zwischen Vergangenheit und Gegenwart anzuführen.

Möge sich auch unsere Generation würdig erweisen, trotz zweier Kriege und ihrer Folgen das Eisenwerk Mariahütte den nachfolgen- den Generationen so zu übergeben, daß es weiterhin einen erheblichen Teil des saarländischen Fleißes und Aufbauwillens bekunden möge.

Liebeskummer

VOLKSLIED AUS UNSERER HEIMAT

Liebchen, willst du mir's gestehen,
Gestern küßt' ein andrer dich?
Durch den Busch hab ich's gesehen!
Sag, das war mir ärgerlich!

Ärgert's dich, so will ich's wissen,
Stör' ich dich in deiner Ruh? —
Glaubst, du könnt'st alleine küssen? —
Jener küßt so gut wie du!

Saßen einst zwei Turteltäubchen
Hoch auf einem dürrn Ast.
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelken Laub und Ast.

Laub und Ast, sie müssen welken,
Aber uns're Liebe nicht. —
In die Augen kann man schauen,
Aber in die Herzen nicht!

KRAUSE KARL

Ein St. Wendeler Original.

Einen Sonderling nannten ihn die Leute, und als Original seiner Vaterstadt lebt er auch heute noch, weiß Gott, wieviel Jahre nach seinem Tode, im Gedächtnis vieler:

Krause Karl.

Seine Besonderheit war, daß er Ruhe über alles liebte und jeder Arbeit geflissentlich aus dem Wege ging. Damit war er eigentlich das Gegenstück vom Schippenklos, der seinen Dorfnamen nur dem Umstande verdankte, daß man ihn nicht anders sah als mit einer Schippe auf der Schulter, der Arbeit nachlaufend und denjenigen suchend, der sie erfunden hat. Wehe, wenn er den Urheber der Arbeit getroffen hätte. Aber der hielt sich versteckt und blinzelte höchstens schelmisch aus seinem Versteck

heraus, wenn jung und alt dem Schippenklos freundlich nachrief: „Schip, hol ihn! Hätt' ich nur deine Knochen!“ Wie gesagt, Krause Karl gab in dieser Beziehung kein Aergernis; er hielt es mit der ruhigen Ecke im „Tack“ des Hauses und ging nur unter die Leute, wenn etwas Besonderes war.

Damit ihm nichts Besonderes entgehe, hatte er eine Liste — einen Terminkalender — worauf alle Namenstage, Geburtsfeste und dergleichen denkwürdige Tage verzeichnet waren, die in seinem weiten Bekanntenkreise zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember gefeiert wurden. Von großer Nächstenliebe beseelt, verließ er zur gegebenen Gelegenheit seinen behaglichen Sitz, um mancherorts der erste und einzige Gratulant zu sein. Ein Sträußchen künstlicher Blumen vertrat das übliche Bouquet, und wenn Karl in ein Haus kam, war sein erstes, daß er dem Geburts- oder Namenstagskinde dieses Sträußchen hinreichte, es gleich wieder an sich zog und mit einem Handschlag seine herzlichsten Wünsche übermittelte. Wenn dann der so Beglückte die „Zeichen der Zeit“ verstand, schied Karl mit Dankesworten und dem trauten „Also bis nächstes Jahr!“ Als aber einmal ein von ihm Ausgezeichneter liebenswürdig meinte: „Karl, für dich hätt' ich etwas Arbeit: einen Haufen Holz klein zu machen!“, da verzog sich Karls Gesicht sonderbar in die Länge: „Von der Arbeit wird man müde“. Sprach's, verschwand und strich daheim gar den Namenstag aus seinem Festkalender.

DER REITERBRUCH BEI SELBACH

nach Schulrat Thome

Es war im Dreißigjährigen Kriege. Auf den uralten Wegen, die von Saar, Mosel und Rhein sich hier kreuzten, kamen verwilderte Krieger vorbei. Tage- und wochenlang lagen sie im Dorfe und taten, was Gott und alle Welt verbieten. So wurde eine Selbacher Jungfrau von einem Reitersmann hartnäckig verfolgt. Glücklicherweise gelang es ihr immer, in das elterliche Haus zu entkommen und in den niedrigen, halbdunklen Räumen ein Versteck zu finden. Wie oft saß sie neben den Schätzen des Hauses im Hehlloch. Eines Tages jedoch wurde sie von dem Unhold im Freien überrascht. Der Weg nach dem Hause war ihr leider abgeschnitten. Da flüchtete sie nach dem Bruchwalde jenseits der Nahe. In atemlosem Laufe gingen über die Unterstwiase, Schritt und Tritt waren ihr bekannt. Mit sicherem Blick und leichtem Fuß kam sie glücklich über das gefährliche Bruch. Schon näherte sie sich dem Bruchwalde. Da trieb der Reiter, der sie auf dem Pferde verfolgte, sein Tier gewaltsam an. Er sah nicht, wie dieses immer tiefer in den sumpfigen Wiesengrund eintrat, sah in seiner blinden Leidenschaft keine Gefahr, sah nur, daß die Jungfrau dem Walde immer näher kam. Vor Wut, daß sie ihm wieder entgehe, schlug er seine Sporen mit fürchterlicher Gewalt dem Pferde in den Leib. Das bäumte vor Schmerz hoch auf, machte einen gewaltigen Satz und kam im Bruche nieder, gerade an der Stelle, wo es am tiefsten war. Fluchend und schreiend wollte er es herausreißen. Vergebens! Fluchend und schreiend wollte er sich befreien. Wieder vergebens! Das Pferd sank und zog seinen Reiter mit. Die Jungfrau, die auf das Geschrei sich umgewandt hatte, sah Roß und Reiter im Bruch verschwinden. Erschrocken bis in die tiefste Seele, starrte sie auf die Stelle, wo das Fürchterliche geschehen war. Dann blickte sie dankbar zum Himmel, der sie gerettet und den Verfolger ihrer Unschuld sichtbarlich gestraft hatte. — Seit jener Zeit heißt das Bruch Reiterbruch und so nennt es noch heute groß und klein.

DIE WÄSCHGRET

Nach Aufzeichnungen von Michael Zimmer, Mainzweiler und verschiedenen Einwohnern aus Niederlinxweiler.

Haus Klaus Schmitt, St. Wendel.

Der Weg, der von Niederlinxweiler nach Mainzweiler geht, führt an einer im Walde liegenden Schlucht vorbei, durch die der Linxbach sein kleines Wässerlein zwängt. Die Alten erzählen, daß dort die Wäschgret gehaust haben soll. In der Schlucht wusch sie nachts an dem kleinen Bache. Sie muß das in alle Ewigkeit tun, weil sie zu Lebzeiten einmal an einem Sonntage gewaschen hatte. Leute, die um die Nachtzeit dort durch den Wald gingen, hörten, wie sie die Wäsche

mit dem Blauel kräftig klopfte. Unsere Alten wissen noch, daß früher die Wäsche an einem Bach oder am Dorfbrunnen ausgewaschen wurde. Es standen da Steinblöcke oder auch Holzklötze, auf welche die Wäsche gelegt und kräftig mit dem Blauel, einem glattgehobelten Brett mit Handgriff, geklopft wurde. Das handfeste und kräftige Hausmacherleinen mußte auf diese Weise bearbeitet werden.

Als einmal ein Schneiderlein aus Mainzweiler, das mit Vornamen Hanjob hieß, in Niederlinxweiler zu tun hatte und abends spät nach Hause ging, mußte es auch an der Schlucht vorbei. Dort wurde es beim Namen gerufen: „Hanjob!“ Meister Hanjob gab keine Antwort und marschierte unverdrossen mit seinem Ränzlein weiter. Zum zweiten Male erscholl die krächzende Weiberstimme in der Nacht: „Hanjob!“ Wieder gab der Schneider keine Antwort. Darauf zum dritten Male: „Hanjob!“ — Und da es unter den Schneidern von jeher auch kuraschierte Leute gab, rief Hanjob der Wäschgret einige unflätige Ausdrücke zu, wie man hierzulande „auf die Kirmes“ läßt.

Da sauste die Wäschgret plötzlich durch die Luft heran und schlug dem Hanjob das Blauelbrett rechts und links um die Ohren. Der dreiste Mut des Schneiderleins war schnell abgekühlt und es lief, was es laufen konnte. Sein Ränzel und sein Handwerkszeug waren in den Straßengraben geflogen. Am nächsten Morgen näherte sich der Hanjob behutsam der Stelle, wo die Wäschgret ihn „verblauelt“ hatte, und suchte seine sieben Sachen wieder zusammen.

DER SCHIMMELREITER

Hans Klaus Schmitt, St. Wendel.

Bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sah man in mondhellten Nächten im „Bauerstall“⁽¹⁾, einer Gemarkung auf dem Blienser Bann, einen seltsamen Schimmelreiter. Wenn es wie von einem



starken Windstoß dort im Walde rauschte, dann hatte das eine merkwürdige Ursache, denn sogleich erschien dort ein gespensterhaft aussehender Schimmel. Er stand still wie die schlummernden Bäume des Waldes. Welch ein Roß! Wie fremdartig sah es aus, wie lauschend hob es den Kopf und sog die Luft mit den geweiteten Nüstern. Es schien ein göttliches Tier zu sein auf irdischer Scholle. Und Welch ein seltsamer Reiter mit breitem Hut und weitem Mantel! Roß und Reiter wurden größer und wuchsen wie Nebelgestalten bis zum Himmel hinauf. So haben die Alten die beiden Gestalten geschaut in Bewunderung und ehrfürchtigem Zittern und sie atmeten erleichtert auf, wenn Roß und Reiter in der Nacht zerflossen, wenn sich jede Spur von ihnen getilgt hatte und das ruhende Land sich wieder in regloser Stille wiegte. Auch Leute, die in der Nachtzeit den alten Weg zwischen Oberthal und Tholey gingen, haben den Schimmelreiter oft gesehen.

Es wird weiter erzählt, vom Bauerstall bis zur Bärwies am Hange des Schaumberges sei in den heiligen zwölf Nächten mit „Hußdada“ die Proforschjagd gezogen.

Nach Angaben von Joh. Jung, Oberthal (geb. 1844 in Bliesen), dessen Großvater (geb. 1795) die Sage erzählt hatte.

Wir haben es in diesem Falle sicherlich mit einer verkümmerten Wildjägersage zu tun; denn der Schimmel ist das Reittier des Sturmgottes Wodan. Der Schimmel Wodans heißt Sleipnir. 1) Der Namensteil stall geht zurück auf das romanische stavale und bedeutet Viehgehege. Das Wort Stall ist vielfach zur Flurnamenbildung benutzt worden, z. B. Abendstall und Geisenstall, zwei Gewanne bei St. Wendel, Entenstall auf der Gemarkung Dörrenbach. (Max Müller, Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, S. 128).

SIMONS NANNCHE

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das Städtchen St. Wendel den Ruhm in Anspruch nahm, die Residenz der Herzogin Luise von Sachsen-Coburg-Gotha zu sein, während man uns drüben im Koburger Stammlande als die „Lappländer am Hundsrück“ bezeichnete, stand im Dienste der herzoglich-sachsen-coburgischen Regierung unseres kleinen Fürstentums Lichtenberg der Landesregierungsrat und Obristlieutenant, Kommandant des coburgischen Bundeskontingents, herzoglicher Kammerherr, **Carl Alexander Graf zu Solms-Tecklenburg**. Der Graf vermählte sich hier mit der St. Wendeler Färbers- und Wollweberstochter **Johanna Simon**. Auf die stadtbekannteste hübsche Bürgerstochter soll der um 30 Jahre ältere Graf nicht wenig eifersüchtig gewesen sein. Trotz ihrer adligen Heirat blieb die Frau Gräfin das echte St. Wendeler Kind, und sie wünschte vor allem, daß sie von ihren Schulfreundinnen und Altersgenossinnen nach wie vor als „Simons Nannche“ angeredet werde. Das hörte der Graf in seinem angeborenen Dünkel allerdings mit Mißbehagen.

Als eines schönen Tages der Graf mit seiner jungen Gattin durch die Gassen des Residenzstädtchens daherstolztiert kam, begegneten ihnen

einige Jugendfreundinnen der jungen Gräfin. Die Bürgermädchen grüßten schon von weitem laut: „Gu'n Dag, Nannehe!“ — Der Graf, schon allein wegen der plebejischen Singulananrede in Harnisch, fuhr aus seiner gräflichen Haut und donnerte die Bürgermädchen an: „Meine Frau ist meine Frau, meine Frau ist die Frau Gräfin und nicht mehr per Du Kamerad!“ — Nannchen aber stupste dem Grafen mit den Ellbogen in die Seite, mit mißvergnügtem Gesicht ging er weiter, seine Gräfin im Arm, die sich umwandte und ihren Freundinnen zuwinkte, während diese mit Gekicher um die nächste Straßenecke verschwanden. — —

In der lehmigen Erde unseres Friedhofes ruht schon längst das gräfliche Paar. Graf Solms starb 1858 und Nannchen folgte ihm erst 1883. Die eisernen Grabplatten sind noch erhalten, doch in der Gruft wird nicht mehr viel von den beiden übrig sein. Mancher Großvater erzählt den Enkeln immer noch das Geschichtchen von Simons Nannehe.

Angaben auf den Grabplatten: Graf Solms usw., geb. 21. 4. 1778 in Rückerswalde, gest. 22. 8. 1858 in St. Wendel; Gräfin Johanna, geb. 25. 12. 1808, gest. 13. 3. 1883. HKS.

Droben auf grüner Au

VOLKSLIED AUS DEM KREIS ST. WENDEL

Droben auf grüner Au
Blühen zwei Blümlein blau;
Das eine blüht für mich,
Das andre nicht.
Nur er alleine war meine Freude,
Nur er allein, allein, er war mir gut.

Ins Kloster geh ich nicht,
Heiraten darf ich nicht
Und sterben will ich nicht,
Bin noch so jung.
Nur er alleine

Wenn ich gestorben bin,
Tragt mich zum Friedhof hin,
Legt mich an seine Seit',
Dann ruh' ich fein.
Nur er alleine

90 JAHRE KREISSPARKASSE ST. WENDEL

Die Kreissparkasse St. Wendel kann im Februar 1949 auf eine neunzigjährige Tätigkeit zurückblicken. Neunzig Jahre dient sie dem Wohle des Kreises; durch gute und böse Zeiten begleitete sie die wirtschaftliche Entwicklung unserer Heimat, helfend, fördernd. Mit dem sozialen und wirtschaftspolitischen Geschehen in unserer Heimat ist sie so untrennbar verbunden, daß man ihr Werden und Wirken nur schildern kann, wenn man sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigt. Die Heimatverbundenheit ist ihr besonderer Vorzug, den sie traditionsbewußt betont. Heimatliebe und Heimatbelebung sind schließlich die Grundgedanken gewesen, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Gründung der Kreissparkasse führten.

Eine kurze geschichtliche Darstellung der Gründung und der Entwicklung vermittelt die Kenntnis, wie die Kreisbevölkerung in der Vergangenheit an ihrem Glück gebaut und selbst auch in Notzeiten ihren Aufstieg gefördert hat. Und wie die Bevölkerung durch eisernen Fleiß und Sparsamkeit in ihrem Wohlstand emporgestiegen ist, so ist auch die Kreissparkasse in ihrer Bedeutung für die heimische Wirtschaft gewachsen.

Auf die hohen Erwartungen, die man nach den politischen Wogen der Jahre 1848/49 hegte und die nicht in Erfüllung gingen, folgte eine Zeit äußerer Ruhe, aber langsamer wirtschaftlicher Entwicklung, die allerdings manchen harten Rückschlag erleben mußte. Infolge der schlechten Ernten in den Jahren 1846 und 1847 war eine Teuerung entstanden, die mit großer Arbeitslosigkeit verbunden war. Die allgemeine Verarmung hatte ein Ausmaß erreicht, das sich katastrophal auszuwirken drohte. Das Erwerbsleben in der Stadt St. Wendel bestand vorwiegend im Betrieb von Gerbereien, Tabakspinnereien und Brauereien — um die größeren zu nennen —, die den Verbrauch der Stadt und des Hinterlandes befriedigten. Auch die St. Wendeler Märkte, die seit Jahrhunderten von Bedeutung waren, litten unter diesen Verhältnissen. Die St. Wendeler Webereien, welche von einiger Bedeutung waren, erlagen ganz dem Fabrikwesen. Ernste wirtschaftliche und soziale Sorgen drückten die Handwerker, Tagelöhner und Kleingewerbetreibenden, die stark verschuldet waren. Ihre Lebenshaltung, die stets bescheiden geblieben, sank jetzt auf einen unerträglichen Stand herunter. Draußen in den Dörfern des Kreises fristete der Kleinbauernstand ein kümmerliches Dasein.

In diesem Elend ergriff das Auswandererfieber die Masse. Nicht wenige haben in den 50er Jahren den Staub der heimatlichen Erde von ihren Füßen geschüttelt und sind nach Amerika ausgewandert, um sich dort eine zweite Heimat zu suchen. Die Zahl der Auswanderer aus dem Kreis St. Wendel betrug in den Jahren 1851—57 1642 Personen. Ein Wirtschaftsleben im heutigen Sinne hat es zur damaligen Zeit

nicht gegeben. Die ersten großen technischen Erfindungen steckten noch in den Kinderschuhen; viele Erfindungen waren noch nicht geboren. Die Schienenstränge der Eisenbahn verbanden unsere Heimat noch nicht mit der weiten Welt. Ein größeres Geldinstitut gab es im Kreise noch nicht. Der Kredit war einzig und allein auf private Geldverleiher angewiesen, von denen manche das Geld der kleinen Sparer an sich zogen und mit wucherigem Gewinn weiter verliehen. Vor allem litt der Mittelstand unter diesen Verhältnissen, der schließlich ganz den Wucherern in die Hände zu fallen drohte.

Schon 1852 wollte man mit der Errichtung einer „Sparkasse der Stadt St. Wendel“ eine Maßnahme treffen und fördern, die geeignet sein sollte, einer Ausdehnung der Armut entgegenzuwirken und die herrschende Kreditnot zu beheben. Die damaligen Stadtväter waren sich uneinig in Fragen der Haftung, und ihre auf finanztechnischen Forderungen der Regierung begründete Abneigung hatte gewiß auch sachliche Gründe. Man befürchtete die Gefährdung der städtischen Finanzen und die Gefahr, daß die eingelegten Gelder der Sparer nicht gegen ausreichende Verzinsung untergebracht werden könnten. Schließlich blieb dem Plane des Stadtbürgermeisters **Rechlin** die Verwirklichung versagt. Der mißlungene Versuch verrät, wie wenig noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Boden für eine gedeihliche Ausbreitung des Sparkassengedankens im Lande vorbereitet war.

Der damalige Landrat des Kreises St. Wendel, Hermann **Rumschöttel**, ließ sich durch die Vorgänge bei der Stadt nicht entmutigen. Er war ein Freund der Sparkassenidee. Ueberzeugt von dem nützlichen Wirken einer „Kreis-Spar- und Darlehenskasse“ legte er den Kreisständen am 29. Juli 1857 den Entwurf einer Satzung vor. Durch sein Vorgehen erreichte er, daß noch im September desselben Jahres König Friedrich Wilhelm IV. die „landesherrliche Bestätigung“ verlieh. Der Weg zur Eröffnung der Kasse war dadurch frei. Die erste Einlage erfolgte am 7. Februar 1859 mit 30 Talern durch die Magd Elisabeth **Walter** aus Berschweiler im Kreis St. Wendel. Am Ende des ersten Jahres betrugen die Spareinlagen 2230 Taler, 1863 = 7751 Taler, 1865 = 15 060 Taler, 1870 = 37 248 Taler. Sie waren vorwiegend verzinslich angelegt gegen Hypotheken und Schuldscheine. Nach 1870 flossen die Einlagen in noch reichlicherem Maße. Die Gewohnheit des Sparens drang in weitere Kreise der Bevölkerung. Die Kurve stieg sprunghaft:

1880	1 118 000,— Mark
1890	2 995 000,— „
1900	6 280 000,— „
1914	14 048 000,— „
1918	17 900 000,— „

Von 1898—1920 konnten aus den Ueberschüssen der Sparkasse rund

1,154 Millionen Mark an den Kreis für gemeinnützige Zwecke abgeführt werden.

Die trüben Ereignisse des Weltkrieges und der nachfolgenden Geldinflation haben ihren Niederschlag auch in der Entwicklung der Sparkasse gefunden. Der einschneidendste Vorgang war aber die Kreisteilung im Jahre 1920. Welche Auswirkungen die Markinflation auf allen Gebieten des Lebens zeitigte, brauchen wir nicht zu beschreiben. Als mit der Stabilisierung der Mark eines der traurigsten Kapitel der Geschichte abschloß, war das Ergebnis jahrzehntelanger Aufbauarbeit der Sparkasse fast in ein Nichts zerronnen. 25 Rentenmark konnten in die wertbeständige Rechnung herübergerettet werden. Der Spargedanke konnte nur allmählich wieder Boden gewinnen. Einlagen erfolgten in verschiedenen Währungen. Die Auswirkungen machten sich fühlbar, wenn eine Währung zu schwanken begann. Der besorgte Sparer flüchtete von einer Währung in die seiner Meinung nach sicherere ohne Rücksicht darauf, ob es der Sparkasse möglich war, die entsprechenden Anlagen zu konvertieren. Wenn auch die deutsche Bankenkrise 1931 und andere trübe Erscheinungen dem Spargedanken nicht gerade förderlich waren, so waren doch Ende 1934 5,7 Millionen RM. an Spareinlagen vorhanden. Trotz allen Eifers der Bevölkerung reichte das Aufkommen an Sparkapital nicht aus, um den Kreditbedarf, insbesondere zur Finanzierung von Neubauten, zu befriedigen. Trotzdem sind aus Mitteln der Sparkasse innerhalb von 10 Jahren rund 500 Wohnbauten erstellt worden. 1939 betragen die Spareinlagen 8 Millionen, 1945 33,5 Millionen und zum Zeitpunkt der Währungsumstellung 1947 53,6 Millionen. Aus dem Vergleich dieser Zahlen ist zu erkennen, daß die steigende Tendenz während und nach dem Kriege anhielt, aber der sich erhöhte Bestand war kein Gradmesser mehr für die wirtschaftliche Entwicklung. Die Gründe für die starke Vermehrung der Kapitalien und das rasche Steigen der Zahl der Sparer waren zu einem wesentlichen Teil darin zu sehen, daß sehr viele Menschen, die früher kein Einkommen hatten, vor allem Frauen und Jugendliche, während des Krieges zu Arbeit und Verdienst gekommen waren. Dazu führte der immer mehr bemerkbar gewordene Mangel an manchen Waren und besonders an Erzeugnissen des Auslandes bald eine Einschränkung der Lebenshaltung herbei; wünschenswerte und notwendige Anschaffungen mußten unterbleiben. So sind die überwiegenden Teile der Einlagenzuflüsse aufgestauter Bedarf der Einleger. Und so handelte es sich also auch bei einem nicht unerheblichen Teile der größeren Einlagen nicht um echte Spareinlagen, sondern um Depositen.

Wenn wir zurückschauen in jene Tage, in denen die Sparkasse ihren Ursprung nahm und einen Vergleich ziehen zwischen den allgemeinen Verhältnissen der Gründungszeit und der wirtschaftlichen Lage nach dem totalen Zusammenbruch des Reichs, so erkennt man darin eine Konstante: Lebensnot über Land und Volk; aber dennoch Mut und

Hoffnung und Sparwille. Und auch jetzt, nach Einbeziehung des Saarlandes in die Franc-Zone, d. h. in das französische Wirtschaftsgebiet, sind dem Sparer und der Sparkasse große Aufgaben gestellt. Wie die Kreisbevölkerung in der Vergangenheit am eigenen Glück gebaut und selbst in sorgenvollen Zeiten ihren Aufstieg gefördert hat, so wird sie auch jetzt und in der Zukunft ihren Wohlstand wieder erringen müssen. Wenn der Einzelne sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, werden Mut und Hoffnung den Spargedanken weiter vertiefen zum Wohle der Allgemeinheit. Die Sparkasse aber, als Hüterin und Sachwalterin bedeutender Werte, geht im Geiste gemeinnützigen Handelns und mit Zuversicht in einen neuen Geschichtsabschnitt. Ist auch ihr äußeres Antlitz im Wandel der Zeiten ein anderes geworden, unverändert geblieben ist

ihre Tradition: Dem Gemeinwohl des Kreises zu dienen.

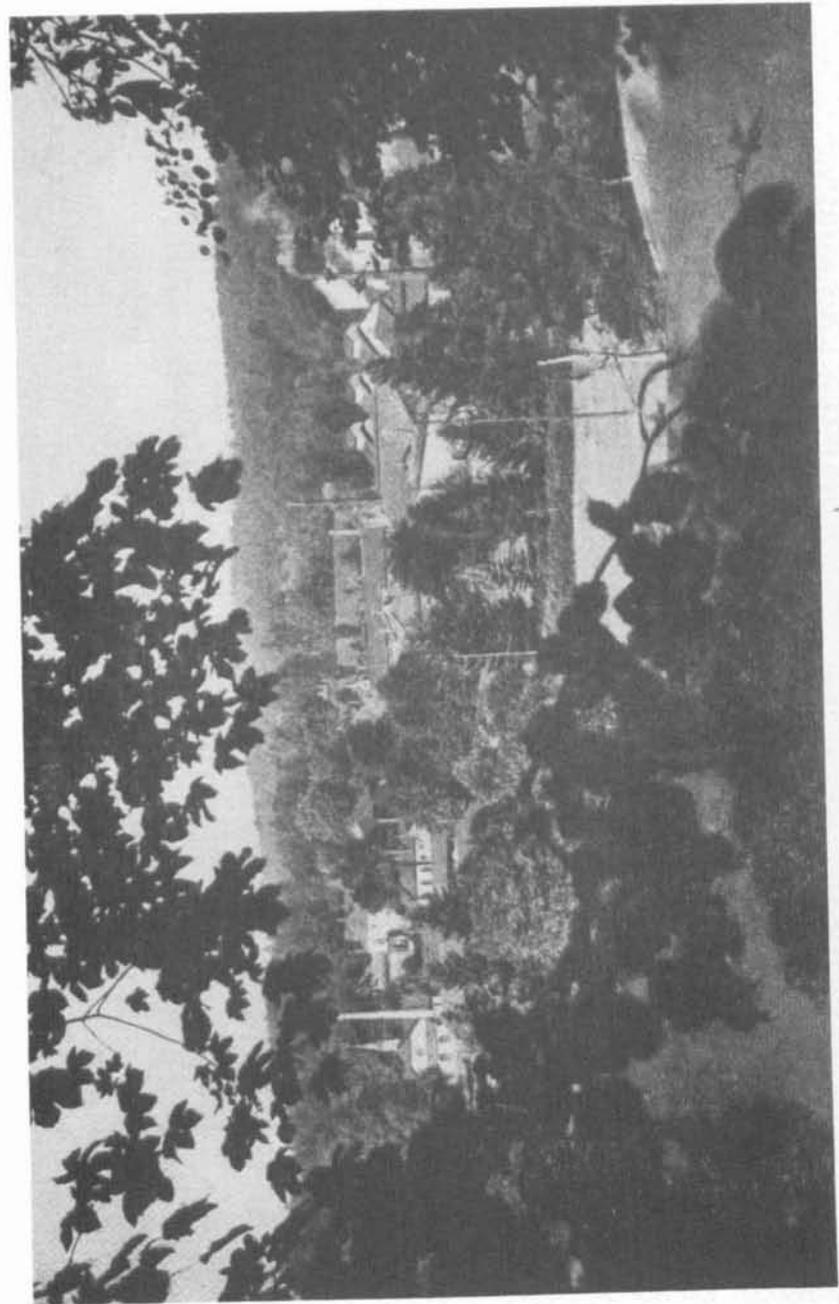
Wortspiel-Rätsel

Es ist ein alter Zufluchtsort -
Und nimmt man vorn sechs Teile fort,
So bleibt ein kostbar güldnes Band,
Sieh her, ich trag's an meiner Hand. -
Doch was man vorne schon entnahm,
Es ist der Schrecken, der von Osten kam.

Nun rat' einmal!

Wind und Wasser geben
Mir allein das Leben.
Speise nehme ich nie zu mir,
Doch bereit ich deine dir.

(Auflösungen der Rätsel auf Seite 182)





LANDRAT RUMSCHÖTTEL
1848 — 1884

XVIII

Bauernspruch

Säe Korn Ägidi (1. September),
Hafer, Gerste Benedikti (21. März),
Säe Flachs und Hanf Urbani (25. Mai),
Wicken, Rüben Kiliani (8. Juli),
Viti Kraut, Erbsen Gregori (15. Juni, 12. März),
Linsen Philippi Jakobi (1. Mai),
Grab Rüben Ketten Petri (1. August),
Schneid Kraut Simonis Juda (28. Oktober),
Bleib Stuben Kalixti (14. Oktober),
Iß Gans Martini (11. November),
Heiz warm Geburt Christi (25. Dezember),
Iß Lambraten Oculi (dritter Fastensonntag),
Trink Wein per circulum anni (das ganze Jahr hindurch).

Und zum Schluß

Das Heimatbuch wollte ein Heimatspiegel sein. Liebe und Besinnung haben manches zusammengetragen. Text und Bilder konnten freilich nicht alles zeigen. Ungeannt liegt im Heimatgrund noch soviel Halbvergessenes, Kostbares und Wichtiges verborgen, daß der Spürsinn und die Entdeckerfreude überall noch die schönsten Aufgaben für die nächsten Jahrgänge des Heimatbuches finden.

Nun ist es nötig, daß wir uns gegenseitig kennen lernen, wenn wir uns in unserem Kreise zusammenfinden wollen. Daß dabei das Besondere und Persönliche, woraus jedem seine Aufgabe erwächst, bleibe, daß jeder das Seinige entwickle zur Tüchtigkeit und zur Leistung, ist die Voraussetzung für eine bessere Zukunft unserer Heimat im Kreise St. Wendel.

In der nächsten Heimatbuch-Ausgabe sind u. a. vorgesehen:

Alte St. Wendeler stellen sich vor.
 Geschichtliche Zeittafel der Stadt St. Wendel.
 Die Sebastiansbruderschaft zu St. Wendel.
 Der Troßbub. Sage um das Schwanenhaus in St. Wendel.
 Die St. Wendeler Stadtordnung vom Jahre 1514.
 Geschichte des Benediktinerklosters Tholey.
 Geschichte des Dorfes Sötern.
 Das Mithrasdenkmal von Schwarzerden.
 Das Weistum von Dörrenbach.
 Das schwarze Tuch am Geisenhübel.
 Aus der Meistube.
 Uralte Straßen im Kreise St. Wendel.
 Der Hubertusschlüssel und das Hubertushorn zu Nonnweiler.
 Uralte Baumriesen im St. Wendeler Land.
 Die Weiße Jungfrau.
 Spuk im Engelgraben.
 Geschichte der Wendelinuskapelle.
 Der Schloßberg bei Hofeld.
 Schinderhannes in Alsweiler.
 Die Blasiuskapelle auf dem Schaumberg.
 Lenchen Demuth. Ein Heldenleben des Alltags.
 St. Wendeler im Lexikon.
 Der St. Wendeler Historiker Julius Bettingen.
 Bruder Johannes und die Güdesweiler Kapelle.
 Zahlensprache des Dorfes Mainzweiler.
 Der Streit um den Kobenschinder.
 Nikolaus Lauer und seine Malerschule.
 Bemerkenswerte Ereignisse des vergangenen Jahres.
 Der Rötel und seine Verwendung.
 Die Wallfahrt des heiligen Mauritius.
 Kartoffelanbau vor hundert Jahren.
 Aus Theleys Vergangenheit.
 Dr. Johannes Steininger.
 Zwischen Himmel u. Erde. Wir besuchen den Turm des Wendelsdomes.
 Die Schutzpatrone des St. Wendeler Handwerks.
 Unsere Liebe Frau von der Stadtpforte.

INHALTS-VERZEICHNIS

	Seite
Geleitwort	Dr. P. Schütj 5
Der Kreis St. Wendel — Seine Verwaltung in drei Nachkriegsjahren	W. Schmidt 7
Behördenverzeichnis	44
Die Heimat	M. Mell 50
Die Familie im Dienste der Heimat	H. K. Schmitt 50
Kunstdenkmäler im Kreise St. Wendel	J. Colbus 51
Dem Andenken eines Vergessenen:	
Philipp Jakob Riotte 1776—1856	H. K. Schmitt 60
Das Weistum des Hofes zum Sal	H. K. Schmitt 64
Grammatisches aus dem St. Wendeler Land	67
Die Heidenbuche	N. Obertreis 68
Giftpflanzen in unserer saarländischen Land- schaft	K. Jung 68
Das schöne Dorf	71
Die Flußperlmuschel in den Bächen des Hochwaldes	K. Fischer 72
Die Russen suchen die Stadt Stepfeld	H. K. Schmitt 74
Lob des Bliestales	N. v. Westrich 75
Das Antlitz der alten Stadt St. Wendel	H. K. Schmitt 76
Alemannische und fränkische Ortsnamen im St. Wendeler Land	nach M. Müller 78
Die Hellerblume	81
Die Sorge der Ahnfrau	H. K. Schmitt 82
Hausinschrift	84
Nohfelden	85
Pfalzgraf Kaspar	M. Hofmann 86
Der Donnerstag-Wochenmarkt	88
Kinderlied	89
Die Schulbarwel und die Herzogin Luise	nach J. Diehl 90
Was jeder über Bodenfunde wissen soll	K. Jung 91
Das Steinkreuz beim Marienborn zu Mar- pingen	nach J. Biegel 92
Die Römerstraße	M. Greif 92
Der Weinhanne	H. K. Schmitt 93
„Gemaine Polizey-Ordnungh“ Anno ¹ 1608	94
Der Wendelskuchentag	N. Obertreis 96

Sprichwörter und Redensarten		97
Der Reitscheider Mittag	H. K. Schmitt	98
Die Regenwiese im Tiefenbachtal		99
Der Zaungast	nach H. Scherer	99
Kunstwerke im Wendelsdom	H. K. Schmitt	100
Heinrich Bachmann's „Spiel vom hl. Hirten Wendelin“	H. K. Schmitt	102
Die versunkene Glocke von Leitersweiler		106
Gehannsnacht		106
Epidemien entvölkerten einst das St. Wen- deler Land	K. Jung	107
Der Grawatt	H. K. Schmitt	109
Wie „Meister Lampe“ sein Leben rettete	K. Jung	110
Die Bienenzucht im Kreise St. Wendel	Maurer	111
Der Freisener Schäferkarren	J. Becker	113
Der Kühpeter und der Wolf	H. K. Schmitt	114
Der Pfingatquak zu Werschweiler	G. Jockel	115
Urkund-Werfen	K. Jung	118
Spruch		119
Die Donatuskapelle in Gronig	H. Meyer	120
Die beiden Kirchendiebe		122
Der Sängerkrieg um das obere Nahetal	H. K. Schmitt	122
Die St. Wendeler Madonna	H. K. Schmitt	124
Die Glocke Karls des Großen zu Wolfers- weiler	nach Heinz	124
Du bist Heimat	Klingacker	125
Die Barockaltäre der Pfarrkirche zu Freisen	H. K. Schmitt	126
Das Hexenläuten		127
„De Pfeffer is gewachs“		128
Nachtgespräch in St. Wendel	Richard Wenz	129
Das Schatzfeuer auf dem Geisberg bei Sötern	nach K. Lohmeyer	132
Seigehannesse Tisch	H. K. Schmitt	133
Türkismühle		134
Der Wendelsbrunnen	Richard Wenz	136
Die Bauern von Urexweiler und der Hofnarr	H. K. Schmitt	137
Der Petersberg und der „freie“ Petermarkt	H. K. Schmitt	138
Die resolute Gastwirtin	nach H. Scherer	141
Das Portal der Abteikirche zu Tholey	H. K. Schmitt	142

Vergessene Eisenindustrie im Hochwald	K. Wagner	143
Zahlensprache des Dorfes Oberkirchen		146
Der Marienborn zu Marpingen	H. K. Schmitt	146
Bergbau im St. Wendeler Land		149
Varuswald oder Wareswald?		150
Das Mauergut bei Güdesweiler	H. K. Schmitt	151
Die vergrabene Kriegskasse	nach K. Schwingel	151
Die Haris	H. K. Schmitt	152
Sprichwörter aus dem Kreise St. Wendel	H. K. Schmitt	153
Der Hunnenring bei Otzenhausen	Dr. P. Steiner	154
Spruch		157
Der geprellte Teufel	J. Spindler	158
Die Tholeyer Weihnacht 1881		159
Des lieben Herrn Sanct Wendel Begräbnis		160
Die St. Stephanskapelle bei Oberthal	J. Bettingen	161
Der Schuß nach der Hostie	H. K. Schmitt	162
Die Billerels		163
Der Geist in der „warmen Stube“ des Schaumbergs	nach K. Lohmeyer	163
Vetter Hanjob von Urexweiler		164
Hausinschrift		164
Das Eisenwerk Mariahütte	Dr. Brink	165
Liebeskummer		167
Krause Karl		168
Der Reiterbruch bei Selbach	nach Thome	169
Die Wäschgret	H. K. Schmitt	169
Der Schimmelreiter	H. K. Schmitt	170
Simons Nannche		171
Droben auf grüner Au		172
90 Jahre Kreissparkasse St. Wendel		173
Wortspiel-Rätsel		176
Nun rat' einmal		176
Bauernspruch		177
Und zum Schluß		177

Karte des Kreises St. Wendel

BILDER-NACHWEIS

Umschlagzeichnung

von Seminarlehrer Josef Klein, Lehrer an der Volksschule zu St. Wendel-Alsfassen, jetzt Lebach,

darstellend: St. Wendeler Stadtwappen, Talbrücke bei Oberkirchen, Wendelsdom, Burgruine Nohfelden, evang. Kirche in Niederkirchen, Kriegergedächtnismal auf dem Schaumberg bei Tholey, Hochwalddom in Nonnweiler, Steinkreuz beim Marienborn zu Marpingen, Bauer, Bergmann und Handwerker.

Bildtafeln

I, III, IV, V, X, XI oben, XIII, XIV, XV oben, XVI
(Aufnahmen von J. Roth, Buch- und Druckhaus, St. Wendel)

II, VII unten, VIII, IX (Stadtarchiv, St. Wendel)

XI (Privataufnahme)

VII oben (Aufnahme von H. K. Schmitt, St. Wendel)

XI unten (Aufnahme von W. Kremp, Ottweiler)

XII (Nach einer Postkartenaufnahme, Original befindet sich im Privatbesitz)

XV unten (Aufnahme von Renate Schneider, Tholey)

XVII (Nach einer Postkartenaufnahme)

XVIII (Aufnahme von O. Nitz nach einer alten Aufnahme)

Zeichnungen

auf Seite 83, 94, 99, 114, 136, 141 von Seminarlehrer Josef Klein, Lebach

auf Seite 50, 59, 65, 74, 86, 90, 106, 125, 163, 170 von Mia Münster, St. Wendel

auf Seite 57 gezeichnet von F. W. Bassler, Ottweiler nach einer Aufnahme
von Renate Schneider, Tholey

auf Seite 76 nach einem Holzschnitt von Conrad Faber eyn maler von Creutz-
nach, 1523 (vgl. S. 77) Druckstock befindet sich im Besitz von H. K. Schmitt, St. Wendel

auf Seite 160 von Joseph von Führich

auf Seite 168 gezeichnet v. F. W. Bassler, Ottweiler nach einer Postk.-Aufnahme

Karte des Kreises St. Wendel vom Kreisbauamt angefertigt.

Auflösungen der Rätsel von Seite 176

Wortspiel-Rätsel: Hunnenring - Ring - Hunnen

Nun rat einmal: Die Mühle